WIENER SPAZIERGÄNGE

Daniel Spitzer

Wiener Spaziergänge.

Wiener Spaziergänge.

Von

D. Spitzer.

Dritte Sammlung.

Dritte Auflage.

Wien und Leipzig.
Verlag von Julius Klinkhardt.
1881.

Druck von Julius Klinkhardt.

Vorrede.

Ich lege dem Publicum die dritte Sammlung meiner „Wiener Spaziergänge“ vor, die mit Ausnahme von vier, in anderen Blättern veröffentlichten Feuilletons, in der „Neuen freien Presse“ erschienen sind. Doch wage ich nicht mehr, dieses Buch, wie ich es bei seinen zwei Vorgängern gethan, im Vorworte zu entschuldigen. Denn, wenn es ein Fehler war, zwei Sammlungen meiner Feuilletons zu veranstalten, so wird dieser wohl kaum besser dadurch gemacht, daß ich den beiden nunmehr eine dritte folgen lasse. Ich weise nur darauf hin, daß die Nachfrage nach der ersten Sammlung, die im Jahre 1869 erschien, und auch Feuilletons enthält, die ich vor zehn Jahren geschrieben, noch heute nicht erloschen ist, so daß eine neue Auflage derselben nächstens erscheinen wird. Es mag sein, daß die humo-

ristische Form die hin und wieder vergänglichen Stoffe frisch erhält, und es gibt vielleicht gewissenlose Leser, denen es gleichgültig ist, daß eine Person oder ein Ereigniß aus ihrem Gedächtnisse entschwunden sind, wenn sie nur noch ihre Heiterkeit erregen. Man denke andererseits daran, wie viele Dramen, Romane, Gedichte, und was weiß ich, was Alles sonst noch der Mensch in seinem Wahne schöne Literatur nennt, seit zehn Jahren geschrieben wurden, die jetzt mit sammt ihrem berühmten Verfasser vergessen sind. Ich nenne keine Namen, da ich Niemandem wehe thun und auch diese Vorrede nicht in drei Bänden erscheinen lassen will.

Ich habe den Umstand, daß eine neue Auflage meiner ersten Sammlung nach acht Jahren nothwendig wurde, nicht etwa deshalb erwähnt, weil ich glaube, daß der Absatz eines Buches für den Werth desselben spricht. Ich hätte ja auch gar keine Ursache, mich mit jener zu brüsten, da es sich nur um eine bescheidene zweite Auflage handelt, während die großen Humoristen unserer Zeit nie anders als gleich mit der zehnten Auflage in die Oeffentlichkeit treten. Ich wollte vielmehr nur jene ängstlichen Gemüther beschwichtigen, welche sich gegen jede Sammlung von Feuilletons aus-

sprechen in der wohlwollenden Besorgniß, der Leser würde, wahrscheinlich aus Ehrfurcht vor dem Buchbinder, einem Feuilleton, das ihn in der Zeitung unterhielt, kein Interesse mehr abgewinnen, sobald er es in einem Buche wiederfindet. Die Oden und gelehrten Abhandlungen des berühmten Uebersetzers Voß sind heute vergessen, und Niemand liest sie mehr, den nicht etwa sein trauriger Beruf als Literarhistoriker dazu zwingt, aber die satyrischen und witzigen Feuilletons, die Lichtenberg in das göttingische Magazin gegen diese schrieb, sind für den Leser noch immer sehr genußreich. Voltaire sagte, der Himmel habe uns zum Gegengewicht gegen die vielen Mühseligkeiten des Lebens zwei Dinge gegeben: die Hoffnung und den Schlaf. Kant, der diese Stelle in der „Kritik der Urtheilskraft" anführt, macht dazu die schöne Bemerkung:

„Er hätte noch das Lachen dazu rechnen können; „wenn die Mittel, es bei Vernünftigen zu erregen, „nur so leicht bei der Hand wären, und der Witz „oder die Originalität der Laune, die dazu erforderlich sind, nicht ebenso selten wären, als „häufig das Talent ist, kopfbrechend, wie „mystische Grübler, halsbrechend, wie Genies,

„oder herzbrechend, wie empfindsame Roman-
„schreiber (auch wohl dergleichen Moralisten), zu
„dichten."

Ich mache die Pedanten unter meinen Lesern darauf aufmerksam, daß der große Philosoph die Feuilletons nicht ausschließt und auch über solche zu lachen gestattet, so daß jene mit voller Beruhigung dieses Buch in die Hand nehmen können.

Sp—r.

Inhalts-Verzeichniß.

Krach!

11. Mai 1873.

Die Seifenblase: volkswirthschaftlicher Aufschwung ist endlich geplatzt. Staunend und kopfschüttelnd sahen wir sie immer höher steigen, die Menge aber bewunderte das bunte Farbenspiel, sie gab dem schaumgebornen Luftschiffe Vermögen, Lebensglück und Ehre als Ladung mit für seine Luftfahrt in das Reich der Märchen, und nun ist diese Armada, die aus einem Strohhalm ausgelaufen, an einem Sonnenstäubchen gescheitert. Bettler sind jetzt, die jene befrachtet, verzweifelt und voll Schande. Kein Asyl für diesen Jammer als das Irrenhaus und das tiefe Wasser.

Dort am Börsenring standen die gemalten Dörfer des Potemkin, das Spiel als Arbeit, der Schwindel als Aufschwung, das Agio als Wohlstand maskirt. Und die im Galopp vorüberfuhren, klatschten beifällig in die Hände über das erhebende Schauspiel. „Kommt, kommt", riefen die neuen Propheten des verjüngten Oesterreichs, „besucht unsere Weltausstellung, seht unsern Glanz und unsere

Herrlichkeit, seht wie wir — arbeiten!" Und die neugierigen Gäste kamen — in das Trauerhaus des ruinirten Spielers. Die Sirenen von früher sind jetzt Klageweiber geworden. Nach der langen Fabel, die man nicht müde wurde, dem leichtgläubigen Zuhörer zu erzählen, tischt man dem Geprellten etwas zu spät die Moral auf: Arbeite! Das Spiel ist verloren, es lebe die Arbeit! Wer weiß, ob nicht die starke Hand des Arbeiters, die den schweren Hammer geschwungen, nunmehr zitternd das Stück Papier in der Hand hält, das sein Sparpfennig sein sollte. Er glaubte zu sparen und hat vielleicht gespielt, er hielt seine Unabhängigkeit für gesichert und hat sie an dem Tische verloren, an welchem die Karten gemischt werden. Die Arbeit in unserem unglücklichen Lande ist wie der Verdammte der Unterwelt auf dem berühmten Bilde des Polygnotus in der Lesche zu Delphi: ein Greis, welcher fort und fort an einem Seile flicht, das ein Esel immer wieder verzehrt.

Wer erinnert sich heute nicht an das prächtige Tournier, welches unser Lord-Oberrichter vor einigen Wochen im Herrenhause zum Besten gab, als der Staatsmann mit der traurigen Vergangenheit in mittelalterlicher Rüstung mit eingelegter Lanze die Windbeutel der Börse bekämpfte; wie er, als hörte ihm der brave Sancho Pansa zu, gegen die Reichen und den modernen Reichthum tobte, und wie dieser Lord-Obersocialist des Herrenhauses im Hinweis auf die Banken, welche das „Reich werden über Nacht" verschulden, der Regierung empfahl, die „Steuerschraube" stärker anzuziehen? — Da sehe man von Neuem

das sprichwörtlich gewordene Glück Oesterreichs, das vor einem socialen Abgrunde stand, der es zu verschlingen drohte. Die kühnsten Erwartungen des Staatsmannes sind übertroffen, denn die sociale Kluft, die ihn mit Besorgniß und Wuth erfüllte, hat sich von selbst geschlossen. Die über Nacht reich geworden, sind ganz ohne Plünderung an einem Tage wieder arm, die Banken auch ohne Steuerschraube bankerott geworden. Ja noch mehr, die Millionäre von damals sind jetzt auch Socialisten, sie gehen selber zum Staate betteln, wenn es finster ist, und verlangen Staatshilfe. Zuerst verlangte man die unbeschränkte Gründungsfreiheit und erhielt sie, und jetzt verlangt man Staatshilfe und erhält sie. Nichteinmischung des Staates, da dieser noch hätte helfen können — Einmischung desselben, da er zu spät kommt. Diese wirthschaftliche Freiheit mit Staatshilfe erinnert nur zu lebhaft an die berühmte, so lange für unmöglich gehaltene freie Republik mit dem Großherzog an der Spitze.

Ob das große Unglück der jüngsten Tage wirklich die heilsamen Folgen für die öffentliche Moral haben wird, wie unverbesserliche Optimisten erwarten, vermögen wir nicht zu beurtheilen. Wenn das Unglück so heilsam wirkte, dann hätte unsere öffentliche Moral, wie man glauben sollte, wiederholt einen passenden Vorwand finden können, sich entschieden zu bessern. Doch wir erholen uns immer mit Schlagworten von den Schlägen, die uns getroffen. Wir haben uns über den finanziellen Ruin mit den „unerschöpflichen Hilfsquellen" Oesterreichs zu trösten gewußt und über den unglücklichen Krieg, den

wir geführt, mit unserem „wirthschaftlichen Aufschwung". Die unerschöpflichen Hilfsquellen aber wie der wirthschaftliche Aufschwung bestanden, wenn man genauer hinsah, einzig und allein in der Vermehrung des Papiergeldes. Warum sollte sich gegen die traurige Krisis, die jetzt über uns hereingebrochen ist, nicht wieder rasche Abhilfe in einer kleinen Phrase finden lassen, und um so eher, da ja wahrscheinlich auch diesmal eine neue Serie von staatsrettenden Noten nicht lange mehr auf sich wird warten lassen.

Der Abgeordnete des Schafwollbezirkes Brünn.

14. Dezember 1873.

Das Abgeordnetenhaus hat den Beschluß, den es erst neulich gefaßt, wieder zurückgenommen und sich nach reiflicher Erwägung des Herrenhauses nunmehr ebenfalls für die Belehnbarkeit jener bescheidenen Papierchen ausgesprochen, welche die Vorsehung mit keiner Pupillarsicherheit ausgestattet hat. Die Debatte über diesen Gegenstand war sehr anregend und hat das stenographische Protokoll auch mit der Jungfernrede des Abgeordneten der Brünner Handelskammer bereichert. Doch hat diese Rede, welche anderthalb Stunden währte, weniger die züchtige Scheu holder Jungfräulichkeit verrathen, als die oratorische Ausdauer älterer Weiblichkeit.

Der Abgeordnete Herr Neuwirth war vor seiner parlamentarischen Wirksamkeit, die er neulich in so ausgedehntem Maße eröffnete, Journalist; er ist aus der Schule des Herrn Kuranda hervorgegangen, denn er lernte in

der „Ostdeutschen Post“ desselben singen und sagen, und nachdem er diese verlassen hatte, auch schreiben. Ich will hier nur nebenbei bemerken, daß zu jener Zeit unsere Journalistik noch in den Windeln lag und ein großer Theil der damaligen Journalisten die letzteren erst vor Kurzem mit einer etwas männlicheren Tracht vertauscht hat. Damals also gab es unter den Wiener Tagesschriftstellern eine sogenannte Prager Schule, denn die Prager sollten sich, einer Sage nach, die unter den sparsamen Zeitungseigenthümern ging, im Besitz eines merkwürdig „guten Deutsch“ befinden. Die journalistischen Sendboten von der Moldau wußten aber ihren großen Sprachschatz immer geheim zu halten, ohne hierdurch das Vertrauen in ihre seltene Begabung zu erschüttern, welches vielmehr so eingewurzelt war, daß die immer wiederkehrenden Verstöße dieser Nibelungen gegen die deutsche Sprache lange Zeit hindurch als sonderbare Druckfehler angestaunt wurden.

Herr Neuwirth nun gehörte wohl zu jener Schule, ohne jedoch in die eben erwähnte Manierirtheit derselben zu verfallen. Er schrieb ganz correct, und wenn man seinen Styl steckbrieflich hätte verfolgen wollen, würde das Signalement gelautet haben: Besondere Kennzeichen: Keine. Später widmete er sich ausschließlich der Volkswirthschaft, und bald darauf wurde er wohlhabend. Er war ein unermüdlicher und unverdrossener Arbeiter, und von seinem Bienenfleiße legt ein dickes Buch, das er über die Nationalbank geschrieben, rühmliches Zeugniß ab. Leider hatte dasselbe nicht wie die Noten dieser Bank

Zwangscurs und hat daher noch immer nicht die verdiente Verbreitung in den beliebten weitesten Kreisen gefunden. Das sind übrigens Kinderkrankheiten, an denen so viele neue Bücher leiden: sie wollen nämlich nicht gehen. Es kann uns nur freuen, daß der Verfasser durch diese kleinen Uebelstände sich nicht abschrecken läßt und im Begriffe steht, dem ersten Bande einen ebenso umfangreichen zweiten Band folgen zu lassen, so daß das Buch binnen Kurzem eines der beleibtesten Werke zu werden verspricht.

Der Abgeordnete Herr Neuwirth ist ein zierliches Männchen, das kaum mehr wiegen dürfte, als sein Buch über die Nationalbank. Seine Stimme verräth einen ziemlichen Metallschatz, der jedoch, wie sich in der letzten Sitzung des Abgeordnetenhauses gezeigt hat, nicht für anderthalb Stunden ausreicht, sondern nur für eine Drittelbedeckung. In seinem Tone liegt ein ziemlich umfangreiches Selbstvertrauen, doch haben ihm seine Freunde mit Rücksicht darauf, daß er zuerst gegen und acht Tage später für dieselbe Sache stimmte, empfohlen, den unbeschränkten Selbstcredit, den er sich eröffnet hat, etwas einzuschränken. Er versuchte zwar, seine Meinungsänderung zu begründen, indem er es an Herrn v. Schmerling in heftiger Sprache rügte, daß derselbe ebenfalls seine Meinung über die Börse geändert hätte; allein der Präsident klingelte ihm dieses Argument unbarmherzig weg. Da er so gehindert war, sich an lebenden Staatsmännern zu vergreifen, citirte er in der rücksichtslosesten Weise einige verstorbene Staatsmänner und Dichter, und als

er gar einen unglücklichen portugiesischen Dichter an der Debatte theilzunehmen gezwungen hatte, fragte man sich besorgt, ob nicht auch etwa Petrarca noch citirt werden würde, der vielleicht in einer unvorsichtigen Stunde sich hatte hinreißen lassen, seiner geliebten Laura einige Ansichten über die Belehnung nicht pupillarsicherer Effecten mitzutheilen.

So erwünscht auch die Schilderung seiner großartigen Seelenkämpfe bei der Abstimmung, die Herr Neuwirth sehr eingehend schilderte, dessen zukünftigen Biographen zweifellos kommen wird — so vermochten doch die Zuhörer derselben keinen Geschmack abzugewinnen. Ja sie rutschten in sehr geräuschvoller Weise auf den Bänken hin und her — ein Vorgang, der zwar im wohlverstandenen Interesse der Wähler des Herrn Abgeordneten lag, welchen die vermehrte Nachfrage nach Brünner Hosenstoffen nur willkommen sein kann, in dem aber kaum eine schmeichelhafte Nebenbedeutung für den Sprecher zu liegen schien. Der Redner war von dem traurigen Wahne befangen, die Leitartikler Europas sähen auf ihn und er müsse eine große Rede halten, für welche aber die Zeit nicht ausreichend, die Gelegenheit nicht passend, der Stoff nicht ausgiebig und der Redner vorläufig noch nicht interessant genug war. Ich kenne einen dramatischen Dichter, der bei der Aufführung seiner Stücke genau Acht darauf hat, welche Stellen von dem Publikum am meisten beklatscht werden, um sich als praktischer Dichter in seinen späteren Stücken danach zu richten. Wir können ein ähnliches Vorgehen auch den Rednern des Abgeordneten-

hauses empfehlen. Herr Neuwirth wird bemerkt haben, daß er nur Einmal die Herzen der Zuhörer im Sturme mit sich fortriß. Es war in jenem Augenblicke, da er ausrief: Ich eile zum Schlusse! Es wird diese mit enthusiastischen Zurufen begrüßte Redewendung die zweckmäßigste Einleitung für seine nächste Rede sein.

Unsere Entente cordiale mit der Vorsehung wird getrübt; unsere diplomatischen Beziehungen zu Monaco gestalten sich günstiger.

4. Januar 1874.

Obwohl Se. Excellenz der Herr Cultusminister dem Abgeordnetenhause die neuen confessionellen Gesetze demnächst vorzulegen gedenkt, so möchte ich doch jeden Jüngling, der sich der katholischen Religion erfreut, warnen, sich im Vertrauen auf die baldige Einführung der obligatorischen Civilehe einer hübschen mahomedanischen Blondine in ehrbarer Absicht zu nähern. Der Staat hat wohl nichts dagegen, wenn der katholische Verehrer des weiblichen Geschlechts einer kleinen Bekennerin des Islam ein Poulard mit gemischtem Salat anbietet, er müßte es sich aber strengstens verbitten, wenn der Scherz noch weiter getrieben würde und in einen ernsthaften Heirathsantrag ausartete. Unsere geschätzte Staatsreligion hat so im Profil eine unverkennbare Aehnlichkeit mit der Hausmoral des jüngeren Herrn Dumas, denn in einem seiner sonder-

baren Stücke warnt auch ein Herr, der sehr viel auf Anstand hält, einen Verliebten, nicht zu weit zu gehen: „Lieben Sie immerhin Susanne", empfiehlt er ihm, „sie verlohnt sich wohl der Mühe, aber heirathen Sie sie nicht!"

Wir geben uns daher nicht der angenehmen Besorgniß hin, daß die erwarteten confessionellen Vorlagen der Kirche auch nur Eines ihrer vielen Haare krümmen werden, und allerdings kann ein wahrer Patriot in Anbetracht des schon seit längerer Zeit geschwächten Gesundheitszustandes unserer Ochsen dem Herrn Cultusminister von Stremayr nicht empfehlen, sich noch mehr zu überstürzen als bisher. Der Herr Fürstbischof von Graz, Dr. Johannes Zwerger, hat nämlich in seiner Sylvesterpredigt der andächtig lauschenden Menge eine vertrauliche Mittheilung bezüglich der gegenwärtig grassirenden Viehseuche gemacht, aus welcher wir entnahmen, daß dieselbe in der „Verfolgung der Kirche durch den Liberalismus" ihren Grund habe. Wir sind leider zu wenig in der Veterinärkunde bewandert, um zu wissen, ob der Herr Bischof den Ursachen der Seuche wirklich auf die Spur gekommen ist. Wenn aber die Herren Abdecker die Richtigkeit der fürstbischöflichen Diagnose zugeben sollten, so sähen wir uns veranlaßt, dem Himmel das Vertrauen, das wir bisher in seine Gerechtigkeit gesetzt, zu entziehen, denn wir können es nicht billigen, daß er die armen Ochsen zu Prügelknaben der Liberalen macht. Dieses Vorgehen des Himmels, für die Sünden des Liberalismus das liebe Vieh ohne Rücksicht auf dessen politisches Programm verantwortlich zu machen, scheint uns auch gar nicht praktisch zu sein. Was

mich wenigstens betrifft, so würde ich, aufrichtig gestanden, auch vor der liberalsten Ansicht nicht zurückschrecken, auf die Gefahr hin, daß die Vorsehung, um mich wieder auf den Pfad des Conservatismus zurückzuführen, vierundzwanzig Stunden später die Equipagenpferde des Herrn Erzbischofs von Wien mit einer kleinen Rotzkrankheit heimsuchen würde.

Die confessionellen Vorlagen werden daher die obligatorische Civil-Ehe mit rücksichtsvollem Schweigen behandeln, und sollten einige Abgeordnete des Herrn v. Stremayr Excellenz deswegen interpelliren, so wird statt des Cultusministers der Herr Minister für Ackerbau und dergleichen diese öffentliche Ruhestörung dahin beantworten, daß unsere Viehzucht sich noch nicht soweit von ihrem ernstlichen Unwohlsein erholt habe, um schon jetzt die Einführung der obligatorischen Civil-Ehe ohne Nachtheile für ihre Gesundheit vertragen zu können.

Dagegen hat uns das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten mit einem Neujahrsangebinde überrascht, das wohl alle Oesterreicher mit freudiger Genugthuung erfüllt hat. Jeder, dem noch für unsere auswärtige Politik ein fühlendes Herz in der Brust schlägt, weiß, daß hier von nichts Anderem die Rede ist, als von dem Staatsvertrage, den wir mit dem Fürsten von Monaco geschlossen haben. Derselbe betrifft die Auslieferung flüchtiger Soldaten. Ich muß hier offen eine Lücke in meiner Phantasie bekennen, die mich jedesmal wieder, sobald ich mich darauf ertappe, schmerzlich berührt. Ich habe nämlich das Unglück, wenn ich von dem Fürstenthum

Monaco höre oder lese, an alles Andere, z. B. an das Roulette, an Trente et Quarante, an Double Zéro u. s. w., eher zu denken, als an die bewaffnete Macht dieses Hazardstaates. Es ist auch gar nicht einleuchtend, zu welchem Zwecke sich Monaco eines Heeres bedient, da das in den Wirkungskreis desselben gehörende kleine Blutbad von den Spielern besorgt wird, die sich zeitweilig in dem Spielsaale des Herrn Blanc eine Kugel in die Brust jagen. Erst im Freitag-Abendblatte der „Neuen Freien Presse" hat ein Augenzeuge über ein solches blutiges Ereigniß ausführlich berichtet. Man wird es daher verzeihlich finden, daß ich, als ich von jenem Vertrage las, anfangs glaubte, es liege hier ein unliebsamer Druckfehler vor und es handle sich um die Auslieferung durchgegangener Croupiers, nicht um die flüchtiger Troupiers. Wenn also in Zukunft ein gemeiner österreichischer Soldat, um sich ein bischen im Trente et Quarante zu zerstreuen, nach Monaco desertirt, wird er dort, vorausgesetzt, daß er sich nicht seiner Verluste am Spieltische wegen bereits erschossen hat, festgenommen und an Oesterreich ausgeliefert. Und wenn umgekehrt die Heeresmacht von Monaco durch das Desertiren eines Soldaten eine ansehnliche Herabminderung erfährt, so wird dieser bedeutende Percentsatz der Bevölkerung wieder dem Lande franco zurückgeschickt. Hoffen wir, daß durch diesen Vertrag die Disciplin in den Armeen beider Staaten nur noch stärker gefestigt werden wird!

Spanisches.

11. Januar 1874.

„Fort zum Süden, fort nach Spanien, in das Land voll Sonnenschein!" Ich hätte aber für eine solche kleine Luftveränderung vernünftigere Beweggründe, als der sentimentale „braune Knabe" in jenem Gedichte Geibel's, der diese Retourreise mit einer für seine Jahre merkwürdigen Frühreife nur anzutreten wünscht, um, wie er wenigstens behauptet, „unterm Schatten der Kastanien" begraben zu werden. Ich für meinen Theil finde nämlich gar keine Gegend einladend genug, mich dort begraben zu lassen, nicht einmal die Keller der Nationalbank. Ja, wenn man wüßte — als Scheintodter zu den Silberbarren bestattet zu werden! — Doch ich will nicht weiter solchen unpraktischen Schwärmereien nachhängen, die dem Bankgouverneur Herrn v. Pipitz doch nur ein mitleidiges Lächeln ablocken können.

Also nicht, damit meine Tugend nach dem Tode mit Kastanien belohnt werde, möchte ich nach diesem Theile der pyrenäischen Halbinsel meinen Wanderstab lenken.

Mich lockt vielmehr die Fülle interessanter Ereignisse dahin, denn ein spanischer Wochenchronist braucht wahrhaftig um Stoff für sein kleines Sonntags-Pronunciamiento niemals verlegen zu sein. Ein gekröntes Haupt gibt dort dem nächsten das Scepter in die Hand, es geht fortwährend thronauf, thronab, ein Putsch jagt in diesem fruchtbaren Himmelsstriche den andern, und die Kronprätendenten werden bei ihrer großen Anzahl bald gezwungen sein, Queue zu machen. Man wird wohl endlich, um die Uebersicht über die letzteren zu erleichtern, sich genöthigt sehen, vor dem spanischen Throne ein kleines Tourniquet anzubringen, das die Zahl derjenigen, welche denselben zu besteigen wünschen, genau angeben würde.

In dieser Woche ist wieder das Regieren an den General Serrano gekommen, den ehemaligen Hausfreund der abgelaufenen Königin Isabella, die zuerst auf seinen hervorragenden militärischen Schnurrbart aufmerksam wurde. Er war seit jeher ein unruhiger Soldat, der zeitlebens mit dem Säbel dreinschlug, der immer im Sattel war und fast nie aus den Kleidern herauskam, wenn er nicht bei seiner Königin zu Gaste war. Sie beschenkte den Ungetreuen in der freigebigsten Weise, und eines dieser Geschenke übergab sie dem Theresianum in Wien zur Aufbewahrung, wo der kleine Alfonso in allen lebenden und todten Herrschertugenden, falls die Spanier einmal beabsichtigen sollten, von diesen Gebrauch zu machen, gedrillt wird. Der kleine Prätendent macht auch ganz hübsche Fortschritte,

wie dies aus der schriftlichen Arbeit hervorgeht, die er vor einigen Tagen aus Anlaß der jüngsten freudigen Ereignisse in Spanien an den Grafen v. Toreno gerichtet hat. Es wird dort das aufgegebene Thema behandelt: Gute Vorsätze eines Knaben für den Fall, daß er spanischer König würde. Die Arbeit verräth viel Phantasie und eine große Belesenheit in der so reichen Literatur der Proclamationen vertriebener Fürsten. Namentlich aber weiß der junge Herr sich in einer für sein zartes Alter schon sehr geläufigen Weise über die „göttliche Vorsehung" auszudrücken. Er verspricht, wenn er von dieser eine Berufung nach Spanien erhalten sollte, so werde er „darauf bedacht sein, dem Lande unter den gesitteten Völkern Europas jene Stellung zu verschaffen, welche seine heroische Geschichte ihm anweise". Wenn aber die Vorsehung nur ein bischen vorsichtig ist, wird sie zu diesem pädagogischen Berufe, die Spanier unter den Völkern, die sich gut aufgeführt haben, zu collociren, nur solche Candidaten zulassen, die sich wenigstens selbst schon mit dem Zeugnisse der Reife auszuweisen vermögen.

Obwohl bei uns nicht zu besorgen ist, daß unsere ausgezeichneten republikanischen Einrichtungen über Nacht beseitigt werden könnten, und zwar schon aus dem Grunde, weil wir keine solchen besitzen, ist die Regierung doch sehr gegen jeden Handstreich auf ihrer Hut. Sie hat deshalb in ihrer Weisheit, die uns schon so oft zu den gerechtesten Besorgnissen Anlaß gegeben hat, die Aufführung einer Volksposse des Herrn Berg verboten,

die den aufreizenden Titel führt: „Ein Wort an den Reichsrath“ und — wie schon hieraus hervorgehen dürfte — diese loyale Körperschaft zur Widersetzlichkeit gegen die Regierung zu verleiten bemüht ist. In dem Stücke werden auch in der That die bedenklichen Folgen der Unauflöslichkeit einer katholischen Ehe behandelt, und die Regierung, welche den Einfluß der Couplets auf das Gemüth wohl zu würdigen weiß, besorgt daher, die empfängliche Volksvertretung könnte sich durch das Spiel des Herrn Blasel hinreißen lassen, die Einführung der obligatorischen Civil-Ehe von ihr zu verlangen. In einem solchen Falle aber denkt sich ein Staatsmann, der sich nicht von den Ereignissen überraschen lassen will: Videant consules u. s. f., und verhindert durch ein rechtzeitiges Verbot, daß auf der Bühne Umsturztheorien mit Orchester-Begleitung vorgetragen werden.

Nun aber gehört, wie sich ältere Oesterreicher vielleicht noch zu erinnern wissen, auch Ungarn zu Oesterreich. Die Ministerien in diesen beiden Ländern gemahnen uns jedoch an das junge Ehepaar, das übereingekommen war, das neugeborene Kind abwechselnd zu wiegen. Als nun die Frau bei Nacht den Mann weckte, um ihn an seine Wiegepflichten zu erinnern, bemerkte ihr dieser: Wiege du nur deinen Theil, ich lasse den meinigen schreien. Während also das ungarische Ministerium seinen Theil der Bevölkerung durch liberale Gesetze einwiegt, läßt das österreichische seinen Theil schreien. Ungarn hat daher schon alle

Freiheiten, die wir noch vermissen, und obwohl das Stück des Herrn Berg in Wien verboten ist, wird es in Pest dennoch ganz ruhig zur Aufführung vorbereitet. So sorgt man wenigstens, da man die Volksposse verbietet, dafür, daß es uns nicht an einer Regierungsposse mangle.

Abbé Liszt.

18. Januar 1874.

Die Saison nimmt ihren regelmäßigen Verlauf. Nachdem das milde Thauwetter vorübergegangen ist, beginnen wieder die Feste auf dem Eislaufplatze. Auch die Reihe der Elitebälle ist bereits durch den Ball der jugendlichen Handels-Akademiker eröffnet worden, der jedoch diesmal einen äußerst männlichen Charakter an sich trug, da die Damen auf demselben gänzlich fehlten. Und was endlich das Burgtheater anbetrifft, so ist bereits Frau Hartmann in herkömmlicher Weise von einem gesunden Mädchen glücklich entbunden worden. Fräulein Gallmeyer hat die Direction des bisherigen Strampfer-Theaters übernommen und wird also künftighin, wenn sie wieder ihrer Gewohnheit gemäß einen Director wird ohrfeigen wollen, zu diesem Behufe auf einem andern Theater gastiren müssen.

Hervorgehoben verdient noch zu werden, daß die in der „Kölnischen Zeitung" veröffentlichte Bulle über die Neuwahl eines Papstes nach dem Tode Pius IX., welche von sämmtlichen clericalen und feudalen Blättern als

gefälscht bezeichnet wurde, wie die Freunde der Wahrheit hienach sofort besorgten, sich als echt herausstellt. Somit ist die Behauptung der ultramontanen „Germania", daß der Bullenfälscher der „Hefe des Volkes" angehöre, unrichtig und es dürfte derselbe vielmehr ein durch sehr reichliche Weingährung aus dem Gehirn des Redacteurs jenes Blattes abgesondertes Ferment sein. Der bittere Ausruf aber, mit welchem die „Germania" ihre Erzählung von dem angeblichen Fälscher schloß: „So wirst du belogen und betrogen, armes deutsches Volk", geht, nachdem die Echtheit der Bulle beglaubigt ist, nur jenen kleinen Bruchtheil des armen deutschen Volkes an, welcher auf die „Germania" abonnirt ist.

Noch mehr Aufsehen als die Bulle Sr. Heiligkeit Pius IX. erregte das Concert Sr. Ehrwürden des Pianisten Liszt.

Ich weiß nicht, ob das Concert des Herrn Abbé Liszt wirklich zum Besten des „Kleingewerbe" stattfand, wie der Anschlagzettel behauptete, oder ob nicht umgekehrt das Kleingewerbe zum Besten des Herrn Liszt verunglückt ist. Denn die überschwenglichen Huldigungen, welche dem genialen Clavier-Virtuosen aus Anlaß der bedrängten Lage unserer Schneider und Handschuhmacher dargebracht wurden, haben gezeigt, daß die allgemeine Theilnahme mehr ihm als dem Kleingewerbe zugewendet war. Glücklicherweise hat man den Wundermann durch unglaublich hohe Eintrittspreise gegen die allgemeine Hörlust gesichert, und es war wieder nur dem ausgewählten Häuflein jener, die im Winter frischen Spargel aussaugen und reife Erd-

beeren auf der Zunge zerdrücken, vergönnt, mit diesem seltenen musikalischen Leckerbissen ihre abgestumpften Sinne zu kitzeln. Ein sogenanntes Comité hatte sich sofort des armen Abbés bemächtigt und denselben im Concert für zwanzig Gulden ohne Wein hören und im „Hôtel Métropole" für zwanzig Gulden mit Wein sehen lassen.

Die Comparative reichen nicht aus, um den Erfolg des genialen Abbés zu schildern, und es fehlt uns an den nothwendigen Superlativen. Bewunderungssatt saß der hagere Mann auf dem mit Blumen umwundenen Stuhle vor dem mit Blumen bekränzten Clavier. Der geistliche Talar und das lange, graue Haar gaben ihm das Aussehen eines Clavierbüßers, eines Tannhäuser, dessen Buße erhört worden war, so daß das dürre Clavier zu blühen begonnen hatte, gleich dem Stecken des Papstes Urban. Manchmal erhob er stolz das Haupt und sah triumphirend auf die lauschende Menge, dann aber schüttelte er es, als wollte er solche weltliche Gedanken verbannen, und beugte sich demüthig nieder auf die Tasten wie vor einem Altar. Mit wilder Glut stürzte er sich auf die besaitete Creatur, als wollte er sie mit seinen Händen erwürgen; er umklammerte krampfhaft die Tasten und preßte sie leidenschaftlich, dann ließ er sie sanft durch die Finger gleiten, als wären sie die Körner eines Rosenkranzes. Das unglückliche Clavier stöhnte, und der Abbé blickte fragend die Damen an. Diese aber waren rasend, sie drehten den Daumen nach abwärts, gleich den blutdürstigen Römerinnen im Circus, wenn sie den Tod des besiegten Gladiators verlangten. Liszt gab seinem Opfer den Todesstoß, und

unter dem Beifallstoben erhob sich der Clavierpapst, der unfehlbare Beherrscher der Tasten, nickte mit dem Haupt und verbeugte sich ernst, praesente cadavere, wie es in der päpstlichen Bullensprache heißt.

Vormals ein Tannhäuser, hat Liszt aus den weißen Armen der Frau Venus sich losgerungen und dem Hörselberge, in dessen Tiefen solche Liebesglut lodert, den Rücken gekehrt. Seine kußmüden Lippen sehnten sich nach dem Kreuze, und er sank reuevoll dem Papste zu Füßen und küßte dessen schmerzstillenden Pantoffel. Aber er war nicht so weltüberdrüssig, um die Ruhe eines Klosters zu suchen und sich auf dem schönen Haupte, das so oft an dem Busen milder Frauen geruht, eine Tonsur scheeren zu lassen. Er begehrte nur nach den Weihen eines Abbé, der beten kann, wann er will, und lieben, wie er will, und trinken, was er will. So kehrte Liszt als Priester in das enttäuschte Vaterland zurück, das ihm schon vor Jahren einen Ehrensäbel gespendet, eher erwartend, er werde Husar werden, als ein unberittener Abbé. Nur selten verläßt der große Virtuose jetzt das poetische Land der Magyaren, so reich an Räubern, Zigeunern und rothem Weine. Und er liebt ja den Wein! Darum vielleicht hat ihn der Herr Abt Helferstorfer bei dem Liszt-Bankette im „Hôtel Métropole" einen neuen Orpheus genannt. Denn setzt er auch nicht Felsen und Bäume in Bewegung, wie jener, so mögen sich doch manchmal Tisch, Sessel und Clavier vor ihm im rhythmischen Reigen drehen.

Die Bankett-Gesellschaft war mit Rücksicht auf den Preis von zwanzig Gulden für das Couvert in sehr gedrückter

Stimmung. Das Menu war äußerst bescheiden; Liszt weigerte sich zu spielen, und so sahen sich die Sanguiniker, welche erwartet hatten, für ihr Geld doch in der einen oder andern Weise den schönsten Abend ihres Lebens zu feiern, in ihren Hoffnungen betrogen. Die Verzagtheit griff immer mehr um sich, so daß man endlich, um wenigstens die Weihe des Festes zu retten, einige Toaste herzusagen beschloß. Der bekannte Baron, Gründer und Truchseß Herr Wertheim begann seinen Toast mit der gestammelten Entschuldigung, daß er „aus Krems geboren sei". Nun ist es aber durchaus keine Schande, ein gebürtiger Kremser zu sein, und da es sehr undankbar von dem Herrn Hoftafel-Bediensteten wäre, sich des Ortes zu schämen, wo die Schneiderwerkstätte seiner Ahnen stand, müssen wir annehmen, daß er sich nur in der Verwirrung versprochen habe und sich entschuldigen wollte, daß er die Kassen-Fabriks-Actien-Gesellschaft gegründet habe, an der allerdings mehrere ihr Geld verloren haben.

Gründer und Amazonen.

8. Februar 1874.

Zur Zeit des größten Börsenschwindels, da die Leute aus Furcht, nicht reich zu werden, all ihr Geld zu Papier machten, da Actien-Gesellschaften gegründet wurden, um das Nordlicht in unterirdischen Röhren auf den Stephansplatz zu leiten und unserer Stiefelwichse neue Absatzwege unter den Südsee-Insulanern zu gewinnen, da jeder als ein Don Quixote galt, wenn er es versuchte, nicht gegen Windmühlen, sondern gegen Windbeutel zu kämpfen; zu jener Zeit, da für jeden während der Nacht geträumten Traum Actien zur Realisirung desselben am nächsten Morgen reißenden Absatz fanden und Verwaltungsräthe die Durchführung von Hallucinationen mit garantirtem Erträgnisse in ihre bewährten Hände nahmen, trat plötzlich ein Unbekannter mit einem neuen finanziellen Problem auf. Die Unbekannten standen in der Zeit, von der ich spreche, im höchsten Ansehen, denn die bekannten Namen hatten sich schon abgenützt, und man erwartete etwas, das noch gar nicht dagewesen, nur von einem, der noch gar nicht bekannt war. Wenn einer auftauchte, ohne daß man

wußte, woher er kam, dann war er der theilnahmsvollsten Aufmerksamkeit und des allgemeinen Zulaufes gewiß; es konnte ja möglich sein, daß er eben aus dem Criminal entlassen worden war, oder aus dem Irrenhause, oder aus ähnlichen Brutanstalten für große wirthschaftliche Genies! Man weiß, was es auf dem Theaterzettel zu bedeuten hat, wenn unter den mitspielenden Personen eine aufgeführt wird, von der es nur heißt: Ein Unbekannter. Mögen die höchsten Herrschaften in dem Stücke vorkommen: der Fürst von Großerdäpfelhausen und sein erster Minister, der Graf von Bleischädelheim, die Theilnahme des Publicums gehört nur dem Unbekannten.

Herr Placht war also ein Unbekannter, und das Publicum hatte sich in ihm nicht getäuscht; er trat aus der Coulisse hervor, öffnete feierlich den Rock, erhob den Finger und sprach: Ich habe ein Geheimniß zu verrathen — — — „die höchste Fructificirung ohne Risico". Ah! schrie das Publicum, das hab' ich mir gleich gedacht! Kein Mensch fragte: warum? Denn das Warum ist die Mutter aller Wissenschaften, nur nicht der Börsenwissenschaft. Das Warum war damals überhaupt verpönt, es war eine Auflehnung gegen die Souveränität der Börse, es war revolutionär. Fand sich wirklich einmal ein Mann von seltener Unerschrockenheit und fragte dennoch, wenn wieder neue eleusinische Mysterien auf Actien ausgegeben wurden, laut: Warum? dann trat der Hierophant aus dem Kreise der Verwaltungsräthe hervor, sah ihn mitleidig an und zuckte die Achseln. Diese Antwort galt zu jener Zeit als schlagend. Bald verfügte Placht über Mil-

lionen, und selbst die ältesten Gründer neigten in Ehrfurcht ihr Haupt vor ihm und nannten ihn bewundernd: Schwindler! Das Geschäft nahm einen immer größeren Aufschwung, die schlichten Leute wollten nur mehr bei ihm ihre Millionen verdienen, als plötzlich der Krach eintrat, der die Clienten Placht's um ihr Geld, ihn selbst aber vor das Strafgericht brachte.

Man sollte glauben, daß nur Kinder sich hätten täuschen lassen. Allein umgekehrt sind, wie die Strafverhandlung in dieser Woche gezeigt hat, die Alten von den Kindern getäuscht worden. „Die höchste Fructificirung ohne Risico" ruhte nämlich auf den Schultern zweier holden Knaben, da der gewesene Cassier dieser Bank gegenwärtig siebzehn, der Börsendisponent zwanzig Jahre alt ist. Das Publicum, welches der Verhandlung beiwohnte, erwartete, daß endlich auch ein Procuraführer von der Kindsfrau in den Gerichtssaal werde getragen werden, um über die Verwendung von zwei bis drei Millionen Aufschlüsse zu geben. Der Cassier hatte doch wenigstens eine Schwester, die Placht mit der ganzen Glut seiner Seele liebte. Für den Börsendisponenten scheint ihn aber nur das neckische Wesen des Kleinen eingenommen zu haben, denn er mußte für den frühfaulen Knaben große Schulden bezahlen, und dieser hielt sich schon eine Maitresse, die allerdings unter Brüdern seine Mutter hätte sein können, dagegen aber dem Theater angehörte, und zwar jener Sorte, der „die Nachwelt keine Kränze flicht", ohne daß sich die Mitwelt bestreben würde, dies Versäumniß gutzumachen.

Doch ich will den Leser nicht länger in dem Gerichtssaale festhalten. Auf die Gefahr hin, das Lós des Directors Jauner zu theilen, der in dieser Woche, wie die Zeitungen berichteten, zum Ehrenmitgliede der Wiener Hausirer ernannt wurde, wandere ich von dem Altersversorgungshaus spitzbübischer Verwaltungsräthe in das Künstlerhaus. Die „Amazonenschlacht" Feuerbach's erregt dort noch immer Aufsehen. Ich habe nie daran geglaubt, daß die alten Amazonen ihren Namen daher haben, weil sie ihren schönen Busen verstümmelten, um den Bogen besser spannen zu können. Denn es schien mir unwahrscheinlich, daß die Damen, die doch den Chignon und den Cul de Paris erfunden und die Natur auch auf anderen Gebieten durch Kautschuk zu ersetzen verstanden haben, einstens in das entgegengesetzte Extrem verfallen sein sollten. Viel lieber habe ich mich jener Ansicht angeschlossen, nach welcher Amazone aus dem Tscherkessischen maza, Mond, käme, denn daß es Damen gibt, die mondsüchtig sind, ist leider nur zu wahr; daß es aber Damen gibt, welche die Sucht haben, ihren Busen loszuwerden, wird auch der erbittertste Feind des weiblichen Geschlechtes nicht behaupten wollen. Auch Feuerbach tritt für den vollen Busen der Amazonen ein, doch hat der besorgte Meister ihn bei der Mehrzahl der Kriegerinnen, die er uns vorführt, so geschickt situirt, daß er den Besitzerinnen unmöglich mehr beim Spannen des Bogens hinderlich zu sein vermag.

Das Wetter ist düster, und man sieht es dem Himmel an, daß es bald Chocolade regnen wird. Wahrscheinlich hat es sogar schon geregnet, denn die armen Amazonen

sind so schmutzigbraun, daß sie bis auf die Haut naß geworden zu sein scheinen. Das Meer jedoch ist ein Philosoph, es nimmt von dem chocoladenfarbigen Himmel keine Notiz und ist in seliger Erinnerung an den gestrigen blauen Himmel von einer rührenden Bläue. Weder die Krieger noch die Amazonen geben einen Laut von sich, keiner öffnet den Mund — — so habe ich mir in meinen Träumen immer eine Schlacht in einem Taubstummen-Institut vorgestellt. Aber es geht deshalb doch sehr heiß her, da wird Mann an Weib gerungen und selbst die Linien sind im hitzigsten Handgemenge. Die nackte Frau im Hintergrunde hätte auch besser daran gethan, einen Amazonen-Arzt zu fragen, ob das Getümmel einer Schlacht für ihren Zustand nicht bedenklich sein werde. Da liegt sie nun, und ich fürchte, die allgemeine Stille wird bald durch ein bischen Kindergeschrei unterbrochen werden. Der schlaue Mohr hinter ihr benützt die hilflose Lage der Unglücklichen zu einer gewissenhaften Prüfung, ob sie einen Chignon trage oder ihr eigenes Haar. Wer wird auch Galanterie gegen Damen bei einem Mohren suchen? Musterhaft benimmt sich in dieser Beziehung der Krieger im linken Vordergrunde, welcher das Pferd gefaßt hat. Er wartet in der gewinnendsten Weise ab, daß die Dame, die mit der Streitart gegen ihn ausgeholt hat, ihn zuerst niederschlage. Dieser Krieger wird, wenn er in einem Tramwaywagen Platz genommen hat, gewiß nicht dulden, daß eine Dame stehe, sondern ihr sofort seinen Sitz anbieten.

Im Hintergrunde rechts hat eine Amazone ein Pferd Fernkorn'scher Race bestiegen. Es bleibt auf den beiden

Hinterfüßen stehen und schnaubt dabei fürchterlich. Ob Roß und Reiterin mit Oel gemalt sind oder mit Karlsbader Sprudel, wagte ich nicht zu entscheiden. Die Amazone auf derselben Seite vorne scheint fürchterliche Schmerzen auszustehen. Es geschieht ihr aber ganz recht. Welche vernünftige Frau wird sich auch bei so rauhem Wetter ganz entkleidet auf die kalten Steine setzen, namentlich wenn sie in so vorgerückten Jahren und so hinfällig ist! Von den drei nackten Amazonen ganz vorne ist die auf der äußersten Linken zwar sehr ehrenhaft, aber höchst scandalös gefallen. Sie trägt ihre Wunde auf der Brust und eine solche ehrt die Kriegerin, aber sie schlägt dabei einen Purzelbaum und — — — doch ich habe schon so viel geschrieben und will nicht noch eine Abhandlung über weibliche Purzelbäume zum Besten geben.

Die Sirene.

Komödie in vier Aufzügen von S. H. Ritter von Mosenthal.

Ein neues Stück von Mosenthal ist bekanntlich keine Neuigkeit mehr, denn es kehrt alljährlich zur Zeit des stärksten Theaterbesuches mit einer solchen Regelmäßigkeit wieder, daß man es im Kalender prophezeien könnte. Wir waren daher nicht überrascht, als wir auf dem Theaterzettel ein neues Stück des fruchtbaren Dichters angekündigt lasen, sondern die einzige Bemerkung, die wir machten, war: es ist merkwürdig, wie die Abende schon anfangen langweilig zu werden. Da Herr von Mosenthal schon wiederholt das Unglück hatte, daß das Publicum durch seine Trauerspiele erheitert und durch seine Lustspiele verstimmt wurde, hat er diesem gegenwärtig einen Possen gespielt und seine jüngste Dichtung eine „Komödie" genannt, ein dramatischer Zwitter, bei dem man nicht recht weiß, ob man lachen oder weinen soll.

Wir glauben in den Dramen unseres Dichters schon mehrmals eine kleine Wandlung der Gesinnungen desselben bemerkt zu haben. Während er in „Isabella Orsini" mit

pedantischer Keuschheit den platonischen Ehebruch dieser unglücklichen Italienerin mit dem Tode bestraft, stößt er in „Madeleine Morel" die bürgerliche Moral mit einem Fußtritt in die Rumpelkammer der Vorurtheile, und während er im „Schulz von Altenbüren" auf Seite des Fortschritts stand in dessen Kampf mit dem Conservatismus und diesen zu warnen schien, auf seinem Krebsgange nicht mit dem Hinterkopf durch die Wand zu rennen, vertheidigt er diesmal in der „Sirene" die conservativen Interessen. Allerdings hat sich seit dem „Schulz von Altenbüren" viel geändert in der Welt, denn der Dichter desselben ist inzwischen Regierungsrath geworden und Ritter von. Ich weiß daher nicht, ist es ein Zufall, oder trägt das neue „von" des Verfassers daran Schuld, aber fast alle Personen, mit denen wir in der „Sirene" bekannt werden, tragen ein ganz kleines „von" vor ihrem Namen — der Adel Mosenthals ist auch der ihrige. So unwillkürlich wird der Dichter subjectiv. Es treten auf: der Präsident von Waltersdorf, die Generalswittwe von Wallsee, Karl von Rechtern, und endlich ist selbst der Liebhaber, ein simpler Professor, von seinem gnädigen Fürsten geadelt worden und erscheint als Herr von Eggenburg. Man sollte glauben, daß die Sirene, die doch diese ganze Vonwelt bezaubert, in ihrer Eigenschaft als Heldin des Stückes wenigstens eine Baronin sein werde, allein merkwürdigerweise ist gerade sie bürgerlich. Die Sirene ist allerdings nur Gesellschafterin der Generalswittwe, aber so gut der huldvolle Landesvater den Professor für sein Buch „über civilrechtliche Entscheidungen" adelte, konnte er ja auch die Sirene Fräulein Elise Jung etwa

für ein Paar unterthänigst überreichte gestickte Pantoffeln in den Adelstand erheben. Allein die Gesellschafterin ist schon aus drei verschiedenen Häusern „weggejagt" worden, mit welchem geflügelten Wort sie selbst die mehrmals erfolgte rasche Auflösung ihres Gesellschaftsvertrages bezeichnet, und man kann doch dem Dichter, der sich selbst noch in den Flitterwochen seiner Standeserhöhung befindet, nicht zumuthen, daß er schon jetzt so geringschätzig vom Adel denke, um es auch nur auf der Bühne zuzugeben, daß ein „Fräulein von" dreimal nacheinander weggejagt werde. Noblesse oblige. Außer den erwähnten Damen und Herren lernen wir auch noch eine Tante von Eggenburgs kennen. Diese ist wahrscheinlich, da der neue Adel des Professors nur auf die zu erwartende Descendenz desselben übergeht, bürgerlich geblieben. Der Dichter hat jedoch der alten Frau gegenüber einen rührenden Zartsinn an den Tag gelegt, indem er, um weder sie noch ihren Neffen zu beschämen, ihren Familiennamen verschweigt und uns nur mit ihrem Taufnamen bekannt macht, welcher die bürgerliche Herkunft nicht verräth. Sie wird daher auf dem Theaterzettel schonungsvoll „Fräulein Toni" genannt, und auch in dem Stücke bloß als abgekürzte Antonia erwähnt. Außer der Tante bezeichnet der Theaterzettel nur noch einen Bedienten und ein Stubenmädchen ganz einfach mit ihren Taufnamen, jedoch selbstverständlich nicht aus Rücksicht auf deren schuldlose Familie.

Als Ort der Handlung wird „eine deutsche Stadt" angegeben. Die deutschen Lustspieldichter lieben diese Geheimnißkrämerei, und sie wäre auch vollständig zu be-

greifen, wenn in diesen Lustspielen ungemein gefährliche Dinge sich ereigneten, die eine brave Stadt ins Gerede bringen könnten, wenn also z. B. ein Minister angegriffen oder die herrschende Partei lächerlich gemacht würde, oder wenn die Maitresse des Landesvaters darin vorkäme, oder wenn wenigstens überhaupt etwas vorkäme. Unter einer „deutschen Stadt" wäre dann dasselbe zu verstehen, was in gewissen Satyren darunter verstanden wird, wenn als Ort der Handlung China, Afghanistan oder das Land der Hottentotten angegeben wird. Ich brauche wohl nicht besonders zu betonen, daß auch in dem Lustspiel Mosenthals nichts Bedenkliches vorkommt. Die einzige gefährliche Person ist die Sirene. Wenn es in einer Plauderei über ein Theaterstück erlaubt ist, eine gastronomische Bemerkung zu machen, so möchte ich bei dieser Gelegenheit erwähnen, daß ich unter den lebenden Bewohnern des Meeres die Hummern den Sirenen vorziehe. Die ersteren zeichnen sich durch ihre scheerenförmigen Füße aus, während die letzteren Flügel an dem Rücken und statt jeder weiteren Chaussüre Krallen haben. Die Statue einer solchen Sirene will Eggenburg in Rom und zwar in der Villa Albani gesehen haben. Die Besucher dieser Villa erinnern sich wohl nicht, einer Sirenen-Statue daselbst begegnet zu sein, und die Kunstfreunde werden vergeblich den Katalog jener Sammlung nach dieser durchforschen, aber daran liegt nichts, denn Eggenburg hat ja kein Buch über Kunstgeschichte, sondern eine Sammlung civilrechtlicher Entscheidungen herausgegeben, und wenn er in dieser nur keine wichtigere vaterländische Pfändung über-

sehen hat, so mag er immerhin in der Villa Albani eine Statue sehen, die gar nicht existirt.

Nach der Gewohnheit aller Aufschneider, sich in die Einzelheiten ihrer Phantasiegebilde liebevoll zu vertiefen, beschreibt auch Eggenburg jenes Marmorbild einer Sirene mit der gewissenhaftesten Genauigkeit, und er behauptet beispielsweise, durch das verführerische Lachen dieser Marmor-Soubrette so bezaubert worden zu sein, daß er wie versteinert dagestanden habe. Vielleicht hielt ihn in Folge dessen ein Fräulein, das sich gerade im Saal befand, für einen antiken Schafskopf, denn er hörte, wie er erzählt, plötzlich ein fröhliches Lachen, daß er in seiner Selbstüberschätzung meinte, die Statue der Sirene sei lebendig geworden. Davon aber konnte selbstverständlich in unserem aufgeklärten Zeitalter nicht die Rede sein, und der scharfsinnige Jurist entdeckte auch wirklich, daß die Lacherin ein junges Mädchen war, Namens Elise Jung, zu jener Zeit noch nicht weggejagte Gesellschafterin einer Lady. Der Schwärmer giebt der Copie wegen der Aehnlichkeit mit dem nicht vorhandenen Original den Namen „Sirene", ihr Bild bleibt in seinem Herzen eingeprägt und er kehrt in die deutsche Stadt zurück, verliebt bis über die Ohren. Geometer werden hiernach den überaus großen Umfang seiner Liebe zu würdigen wissen. Der Verliebte hat sich aber vor seiner Reise mit Hedwig, der Tochter des Präsidenten von Waltersdorf verlobt, welche den Gegensatz zu der ewig lachenden Sirene bildet und die man nur an ihren Verlobten zu erinnern braucht, um auf einige tiefere Seufzer mit Bestimmtheit rechnen zu können. Die Abnei-

gung ist glücklicher Weise eine gegenseitige, denn auch von Eggenburg behandelt seine Verlobte mit einer Kälte, daß man glauben sollte, er finde in ihrem Gesicht einige Aehnlichkeit mit einem Medusenhaupte, das er vielleicht ebenfalls in Rom gesehen. Die Mutter Hedwigs will die Heirath. Die stramme Frau führt das Regiment, aber die Armee, die sie commandirt, ist noch erbarmungswürdiger als die von Falstaff recrutirte, denn sie besteht nur aus einem schwachsinnigen Greise, ihrem Gemahle. Dieser beschränkte alte Mann ist Präsident, wir erfahren nicht, welcher unglücklichen Körperschaft, und erfreut sich eines so großen Einflusses, daß er alle Aussicht hat, seinen zukünftigen Schwiegersohn zum Minister zu machen.

Eggenburg jedoch ist ein vielumworbener Mann. Während ihn der Präsident zum Minister machen will, beabsichtigt die demokratische Partei ihn ins Parlament zu wählen, und gleichzeitig erhält er einen Ruf als Professor nach Boston. Wir wollen hoffen, daß diese Berufung nach Amerika nicht auch eine Ausgeburt seiner erhitzten Phantasie ist wie jene Sirenenstatue; sehr glaubwürdig erscheint es uns nicht, daß einem deutschen Civilrechtslehrer eine Professur in Amerika angetragen wird. Der Professor, dem drei gleich schmeichelhafte Anerbieten gemacht werden, wäre hiernach in einer noch schwierigeren Lage als Buridans Esel, der doch nur zwischen zwei Bündeln Heu zu wählen hat, wenn er nicht mit größerer Geistesgegenwart, als sie der graue Philosoph besaß, zuerst das Abgeordneten- und später das Ministerbündel zurückwiese. Er erklärt schon im ersten Act dem Redacteur der demokratischen

„Wespe", Saftgrün, der ihm die Wahl ins Parlament durch die demokratische Partei für den Fall anträgt, als er auf seine aristokratischen Verbindungen verzichten wolle, es sei dies eine Einmengung in sein Privatleben, und durch diese Auffassung hält er sich für berechtigt, den höflichen Saftgrün mit den unhöflichsten Redewendungen zu verabschieden. Der Grobian hat allerdings kein Buch über politische Parteien, sondern nur über civilrechtliche Entscheidungen geschrieben, sonst wüßte er, daß es kein Eingriff in das Privatleben ist, wenn eine Partei von dem Mann, dem sie die Wahrung ihrer Interessen anvertrauen will, verlangt, er möge nicht mit der Gegenpartei unter einer Decke spielen. Das unartige Benehmen des Salongelehrten gegen jenen Redacteur läßt sich um so weniger rechtfertigen, als dieser in ganz uneigennütziger Weise und aus alter Dankbarkeit seine Dienste anbietet. Saftgrün war nämlich, bevor er Journalist wurde, Copist bei Eggenburg und bildet sich ein, dieser Thätigkeit und daher mittelbar dem Professor seine Bildung zu verdanken. Schreiben hat er aber hierbei gewiß nicht gelernt, sondern höchstens abschreiben, und das kann für einen Journalisten, dem selbst nichts einfällt, immerhin von Werth sein. Der Redacteur tritt nur noch einmal, im letzten Act, auf, um seinen vermeintlichen Lehrer, der inzwischen auf das Portefeuille verzichtet hat, zu bestimmen, die Wahl anzunehmen. Der undankbare Lehrer fängt jedoch neuerdings ganz ohne Grund an, seinen demokratischen Schüler mit Grobheiten zu überhäufen und verlangt unter anderem, dessen Blatt möge nicht eine Wespe sein, sondern eine Biene, die überall Süßigkeiten

zu finden wisse. Welch weiser Rath für ein oppositionelles Journal, es möge einen schlechten Minister nicht den Stachel fühlen lassen, sondern ihn mit Schmeicheleien überhäufen! Ich fürchte, die Amerikaner werden den begriffsstützigen Europäer, wenn er ihnen ähnliche politische Ansichten vortragen sollte, theeren und federn.

Leider sind wir einzig und allein auf diese Gespräche Saftgrüns mit einem Grobian angewiesen, um uns einen Begriff von der staatsmännischen Bedeutung Eggenburgs zu machen. Sonst sehen wir denselben nur hinter den Weibern herlaufen, als wenn er kein berühmter Jurist, sondern Feuilletonist der von ihm verachteten Wespe wäre. Wir begegnen nämlich außer der Sirene und Fräulein Hedwig noch einer anderen weiblichen Bekanntschaft des Professors, der Generalswittwe von Wallsee, einer Dame von reiferem Alter, die sich bereits mit den Tröstungen der Religion stärkt, aber trotzdem auf Rouge und Poudre de Riz nicht verzichtet und daher die Brücke, die nach dem irdischen Jammerthal zurückführt, hinter sich nicht abgebrochen hat. Wie weit die Vertrautheit zwischen der Wittwe und von Eggenburg gediehen ist, verschweigt der Dichter; wir wollen nur verrathen, daß er bei der Generalin unangemeldet eintritt, daß sie ihn protegirt und wie besessen tobt, als sie ihn bei einem Zwiegespräch mit einer anderen, der Sirene, überrascht. Uebrigens ließe sich das intimere Verhältniß zu der Wittwe rechtfertigen, denn das Alter derselben ist schon eine kanonische Frage, und als Professor des Civilrechts braucht er dieses Liebschaftshinderniß nicht zu kennen. Zugleich mit

der Generalin tritt in dem Stücke deren Gesellschafterin auf, in der wir sofort die Sirene erkennen, da sie den Mund nur öffnet, um zu lachen. Dieses vollständig grundlose Gelächter überrascht uns anfangs, da es jedoch gar kein Ende nimmt, finden wir, daß es mehr schlechter Angewöhnung als innerer Lustigkeit entspringt, und schließlich belästigt uns dasselbe derart, daß wir gerne „Pst" rufen möchten.

Man kann es bedauern, aber man begreift es, daß die Gesellschafterin von ihren sämmtlichen Gebieterinnen schon nach Kurzem entlassen wurde, denn außer ihrer geräuschvollen Heiterkeit entdecken wir noch eine kleine Schwäche an ihr, für welche die deutsche Sprache die unhöfliche Bezeichnung: Schlamperei gebraucht. Sie erzählt gleich in der ersten Scene, in der wir sie kennen lernen, daß sie den Schlüssel zum Koffer, in dem sich ihre Toilette befinde, verlegt habe, so daß sie die Generalin ins Theater zu begleiten verhindert ist, und wir erfahren in der Folge, daß sie den Staub von Tischen und Schränken mit ihrem Taschentuch abwische. Alle diese Fehler werden allerdings durch eine kleine reizende Eigenthümlichkeit aufgewogen, denn sie pflegt, wie das Stubenmädchen erzählt, während der Toilette beliebte Opernarien zu pfeifen. Die Sirene, die also zum Unterschied von ihren Namensschwestern nicht singt, sondern pfeift, bleibt in Ermangelung eines ausgeschnittenen Kleides zu Hause; sie hüpft lachend vor dem Spiegel hin und her, legt, um sich von den drückenden Fesseln der Etikette zu befreien, das Busentuch ab, und löst ihr (?) Haar auf. Während der Zuschauer spannungs-

voll erwartet, daß das Naturmädchen bald im Flügelkleid der Unschuld vor ihm stehen werde, öffnet sich die Thür — Eggenburg, der der Generalin einen Abendbesuch machen wollte, tritt ein, und findet zu seiner freudigen Ueberraschung statt der Generalin das Flügelmädchen aus der Villa Albani.

Die Beiden begeben sich auf's Canapee, wo die Kleine dem Professor ihr kleines Lebensdrama mit den erwähnten drei effectvollen Abgängen erzählt. O verhängnißvoller Kofferschlüssel! Während die Sirene vom tiefen Hahaha bis zum hohen Hihihi lacht, geht die Thür auf, und die Generalin steht im Zimmer. Diese jagt sofort die Gesellschafterin aus dem Hause, doch Eggenburg bietet der Armen seine von Fräulein Toni bewachte Studierstube als Asyl an. Man sollte meinen, daß der Humor der Sirene, der ja nur zum vierten Male widerfährt, was ihr schon dreimal widerfahren, toll sprühen und daß sie mit souveränem Lachen die herrischen Launen der koketten Betschwester abtrumpfen werde. Aber gerade jetzt ist ihr Lachregister erschöpft, sie lacht und pfeift nicht, sondern schweigt. Eggenburg eilt ins Haus des Präsidenten, und um sich von Hedwig möglichst rasch und schmerzlos zu befreien, fragt er sie in Gegenwart ihrer Eltern, ob sie ihn liebe. Der Jurist, den wir endlich einmal als Schlaukopf kennen lernen, erreicht seinen Zweck, denn Hedwig antwortet selbstverständlich mit einem freudigen Nein. Er verzichtet auf seine Ernennung zum Minister, welche die Generalin inzwischen ohnehin schon hintertrieben hat, und kehrt in seine Behausung zurück,

wo die Sirene mit ihrem Taschentuch eifrigst beschäftigt ist. Wie wir nämlich bereits wissen, wischt sie mit diesem den Staub ab. Der eben frei gewordene Bräutigam theilt ihr mit, daß er nach Amerika gehe wolle, sie hört bestürzt zu lachen auf, und er benützt diese im Leben der Sirene so seltene Pause, um sie zu heirathen. So ist denn, Dank dem Scharfsinne des Dichters, die Sirene endlich lebenslängliche Gesellschafterin eines Mannes geworden. Möge sie ihn dauernder bezaubern als ihre vier Gebieterinnen!

Viel Lärm um Nichts.

8. März 1874.

So ist denn endlich das leere Stroh der confessionellen Vorlagen gedroschen worden. Man hat mit gewaltigen Dreschflegeln in die hohlen Aehren dreingeschlagen, der Lärm war betäubend, und der Schweiß rann den Dreschern von der Stirne, aber Körner haben sie keine gefunden. Doch das Eine hat wenigstens die Debatte im Abgeordnetenhause gezeigt, daß die Hierarchie in Oesterreich keine Kämpfer hat, die zu fürchten wären. Wahrhaftig, die Recruten, die Falstaff für den Krieg warb, die Herren Schimmelig, Schatte, Warze, Schwächlich und Bullenkalb, waren imponirende Erscheinungen gegenüber der Leibgarde des Concordats. Allein was hätten selbst bessere Streiter auszurichten vermocht! Wir leben in einer sehr mißtrauischen Zeit: man hält die Banknote gegen das Licht, bevor man sie nimmt, und steckt den Galaktometer in die Milch, ehe man sie trinkt; man überprüft eine Madonna Holbeins, die bis gestern für echt gegolten hat, und bezweifelt, daß Petrus jemals in Rom gewesen sei; ja

selbst die alten Götter müssen sich nochmals einer Prüfung unterziehen, und wehe ihnen, wenn sie einem unerbittlichen Examinator, wie David Strauß, Rede stehen müssen. Man hat uns gelehrt, überall Warum? zu fragen, und nichts passirt, was sich vor diesem Wer da? der Wissenschaft nicht zu legitimiren vermag. Nicht der Glaube — vermag heute Berge zu versetzen, nur die Wissenschaft, und wenn sie mit dem Kopfe gegen die Felsenwände des Mont-Cenis rennt, thun sich diese vor ihr auf.

Die arme Kirche vermag nicht mehr mit dem Henker zu drohen, wie in der guten alten Zeit, sie kann nur noch mit Gespenstern schrecken: die Besitzenden mit der socialen Frage und die Regierungen mit der Revolution. Aber die sociale Frage existirt längst, und der Hunger der Armen wird durch den Glauben der Reichen an die Unfehlbarkeit des Papstes nicht gestillt werden. Und ebenso ist die Revolution schon da, obzwar die Carbonari nicht mehr an ihren langen Bärten, dem wallenden Haupthaare und ihren Mänteln kenntlich sind, sondern an den glatten Gesichtern, den Glatzen und ihren Kutten. Während jedoch die Vorkämpfer der fluchenden Kirche das Unheil der Welt von der unsicheren Zukunft erwarten, erzählt von dem Unheil, das sie angerichtet, die sichere Vergangenheit, und noch immer, trotz aller Unfehlbarkeit, verdient die Geschichte mehr Vertrauen als jede Prophezeiung.

Wohl versuchen sie zu lächeln, wenn man von den Scheiterhaufen spricht, der Bartholomäusnacht und anderen kirchlichen Massenmorden, und meinen, das seien abgedroschene Geschichten. Allein man kann diese Geschichten,

die noch immer das Blut kochen und die Faust ballen machen, nicht oft genug erzählen, und wenn die Kirche noch immer ihre Märtyrer feiert, so soll auch der Blutzeugen, die der Kirche zum Opfer gefallen und deren Gebeine nicht in Gold und Edelsteine gefaßt sind, immer wieder gedacht und ihnen, so oft es zum Kampf gegen Rom geht, eine Leichenrede gehalten werden.

Die Parteidisciplin verbietet es, sich überzeugen zu lassen, sonst hätte die vortreffliche Rede des Abgeordneten Sueß, wenn schon keinen Berufs-Ultramontanen, so doch manchen Dilettanten auf den alleinseligmachenden Bänken der Rechten gewiß bekehrt. Er hat in seiner Rede eine für die Jesuiten und deren Zöglinge sehr gefährliche Vertrautheit mit der österreichischen Geschichte verrathen, von der man nur wünschen könnte, daß sie bei einem österreichischen Minister anzutreffen wäre. Beschämend für die Ultramontanen war das Citat aus einer Staatsschrift Ferdinands I. gegen den übermüthigen Papst Paul IV., die also der Bauern-Abgeordnete, Herr Bärnfeind, nicht als die schriftstellerische Arbeit eines aufblühenden Israeliten oder, wie er sich in seiner schlichten Weise ausdrückt, „Geschreibsel von Judenknaben" bezeichnen kann. Der Schlußsatz lautet nämlich: „Und wolle hieraus jedermann erkennen, daß Se. Heiligkeit Alters und anderer Umstände wegen wohl nicht mehr recht bei Sinnen sei." Und dieser Papst hielt sich, obgleich er, wie aus der erwähnten Schilderung hervorgeht, alle Vorbedingungen dazu in sich vereinigte, doch nicht für unfehlbar! Wir freilich können eine solche Bescheidenheit nicht mehr begreifen.

Der Redner erinnerte ferner daran, daß Kaiser Franz das päpstliche Gebiet zu annectiren versucht und daher die Inthronisation Pius' VII. in der Marcuskirche in Venedig nicht gestattet hatte. Und gerade diesen Monarchen hatte Pater Greuter in seiner Gebirgsnaivetät am Tage vorher als Muster hingestellt und die Völker Oesterreichs zu einer kleinen Wallfahrt nach dem Burgplatze eingeladen, damit sie sich an dem Standbilde des Kaisers dort erbauten, zu dessen Füßen eine Dame mit einem Sterne auf dem Haupte ruhe — die Religion. Obwohl im Bädeker die Sehenswürdigkeiten mit einem Sterne bezeichnet sind, können wir die Freunde der Kunst nur warnen, sich durch den Stern auf jener Figur irremachen zu lassen, da das Denkmal keine Beachtung verdient. Aber auch die Frommen kann dieses Monument nur verletzen, denn verräth es nicht eine Mißachtung der Kirche, die Religion zu den Füßen des Kaisers und nicht den Kaiser zu den Füßen der Religion ruhen zu lassen? Uebrigens empfehlen wie Herrn Greuter, solchen Nebenfiguren nicht immer eine tiefere Bedeutung beizulegen. Auch auf unseren Staatsnoten zu fünf Gulden befindet sich eine Dame mit einem Sterne auf dem Haupte, die mit großer Wehmuth in die Saiten einer Lyra greift und die Ziffer 5 an der Spitze der Note mit schmerzlichen Blicken betrachtet. Auf den Staatsnoten zu fünfzig Gulden aber befindet sich eine würdige Frauengestalt, die auf das aufgeschlagene Gesetz deutet, und zu deren Füßen ein gefesselter Drache liegt. Herr Greuter und seine Partei machen sich selbst zu oft über unsere Gesetze lustig, als daß sie meinen könnten,

diese Dame sei ernst zu nehmen und werde den giftigen Drachen wirklich zu Boden schlagen. O, unser Gesetz fesselt nur einen Papierdrachen — die Zeitungspresse! Herr Greuter schloß seine Rede mit dem Ausruf: „Wenn schon unser Untergang bestimmt ist, so wollen wir wenigstens unsere Ehre retten und als katholisches Volk untergehen.“ Man glaubte, der Redner werde nun eine brennende Lunte ergreifen und sie in eine Pulverkonne werfen, um sich und die Seinigen in die Luft zu sprengen. Allein da er ganz ruhig sitzen blieb, so scheint es, daß er, um seine Ehre zu retten, den Untergang durch Altersschwäche gewählt habe.

Da die Zahl der ultramontanen Redner, welche ausgelacht wurden, eine zu große ist, beschränke ich mich darauf, für dieselben einen komischen Generalredner zu wählen, Herrn L i e n b a c h e r. Er erklärte, die Infallibilität sei eine göttliche Gnade, durch welche die Person des Papstes keine andere geworden sei. Ebensowenig werde ein Jude, der durch die göttliche Gnade bekehrt worden, eine andere Person. Wir wissen nicht, ob die göttliche Gnade nur Päpsten und Juden zu Theil wird oder auch gewesenen Staatsanwälten. Im letzteren Falle aber haben wir es vielleicht auch der göttlichen Gnade zuzuschreiben, daß Herr Lienbacher, der als Staatsanwalt alle Föderalisten einsperren ließ, jetzt selbst zum Föderalismus sich bekehrt hat. Der Redner verglich dann die Kirche mit der Presse und wünschte, daß sich jene in der günstigen Lage der letzteren befände. Es erschiene allerdings wünschenswerth, daß die Bischöfe sobald sie sich mit Politik beschäf-

tigen, Caution erlegen müßten, wie die Journale, und wir hätten auch nichts dagegen, wenn sie am Morgen schwarz und abends roth gestempelt würden, wie diese, oder wenn man endlich die ganze Auflage confiscirte. Nur würden sich vielleicht die Bischöfe dann trotzdem nicht glücklicher fühlen.

Das Unheil, welches die Wissenschaft anrichtet.

Brief eines Bauern an seinen Vetter.

22. März 1874.

Durch einen jener glücklichen Zufälle, an denen das Leben eines Feuilletonisten so reich ist, bin ich in den Besitz eines vertraulichen Schreibens gelangt, das ein Bauer an einen seiner Vettern gerichtet hat. Da in demselben von den confessionellen Gesetzen die Rede ist, hielt ich es für zeitgemäß, diesen Brief zu veröffentlichen, und nahm nur jene stilistischen Aenderungen vor, die ein städtisches Ohr zu verlangen berechtigt ist. Das Schreiben lautet:

Lieber Vetter!

Der plötzliche Frost, sowie der Regen, den uns die letzten Tage gebracht, haben den Feldern sehr wohl gethan, die Feldmäuse sind alle zu Grunde gegangen, und wenn nicht das Steueramt übrig geblieben wäre, könnten wir der nächsten Ernte mit einiger Beruhigung entgegensehen.

Wir stehen aber noch immer große Angst aus, denn aus der Zeitung, die uns der Schreiber Abends vorliest, hören wir, daß wieder sehr viel von uns die Rede ist, und weil es nur vornehme und geistliche Herren sind, die uns so schön thun, lassen es sich die älteren Bauern nicht nehmen, daß sie wieder die Robot und den Zehnten einführen wollen. Die frommen Herren im Reichsrathe und in der Katholiken-Versammlung sagen wohl, wir stehen hinter ihnen, aber daran ist ja, wie du weißt, kein wahres Wort. Wie wär's denn auch möglich? Wir haben während der Woche in der Wirthschaft so viel zu thun, daß unsere zwei Füße uns zu wenig werden, und wenn man sechs Tage in der Woche hinter dem lieben Vieh steht, hat man nicht Lust, auch noch am Sonntag hinter dem Abgeordneten Bärnfeind zu stehen, sondern setzt sich lieber ins Wirthshaus und unterhält sich über die schlechten Zeiten.

Von der Unsicherheit, die jetzt in Wien herrscht, kann man sich keinen Begriff machen, wenn man nicht auf dem Lande lebt. Auch unseren Abgeordneten Bärnfeind haben sie dort, wie er selbst ins Zeitungsblatt einrücken ließ, ausgeraubt. Sie haben ihm nämlich, wie du im Grazer „Volksblatt" lesen kannst, eine Visitkarte, die an der Thür seiner Wohnung aufgeklebt war, gestohlen, obwohl sein Name darauf gestanden hat, und er schreibt dem „Volksblatt", daß er fürchte, der Dieb würde sich nicht mit der Karte begnügen, sondern auch noch einen einträglichen Mißbrauch mit derselben betreiben. Wenn gar der Dieb, was Gott verhüten möge, kein rechtgläubiger Katholik wäre, könnte er die Karte dem Fürsten Bismarck zu dessen

Namenstag zuschicken oder dem deutschen Kaiser zu der neuesten Einsperrung eines Bischofs damit gratuliren. Es geschieht aber dem Bärnfeind schon Recht; denn ein Bauer braucht keine Visitkarte. Wenn ich nachseh', ob die braune Liesel ihr ordentliches Futter hat, schick' ich ihr nicht erst meine Visitkarte, und nicht einmal, wenn ich abstechen will, lass' ich mich erst im Schweinestall anmelden. Die Sitten unserer Buben und Mädeln aber sind, wie die geistlichen Herren in Wien sagen, noch ganz unverdorben, so daß sie auch zum Fensterln keine Visitkarte brauchen.

Aber freilich in Wien wird man schnell verdorben! Der Herr Pfarrer hat neulich gepredigt, daß die Kaiserstadt auch nächstens durch eine Sündfluth zu Grunde gehen werde, und daß der himmlische Vater, nur damit es geschwinder gehe, ihre neue Wasserleitung so schnell habe fertig werden lassen. Denn Wien ist ein neues Sodom, hat er gesagt; wenn einmal die neuen Religionsgesetze gelten, werden bald die nächsten Verwandten eine Ehe schließen können, und sogar der Vater wird dann die Mutter heirathen dürfen, wenn auch er ein frommer Katholik ist und sie eine nichtswürdige Jüdin. Er hat auch prophezeit, daß wegen dieser Gottlosigkeit der Wiener gar nichts mehr wachsen werde. Der Schrecken, der darüber unter den Bauern entstand, hat aber nicht lange gedauert, denn seine hochwürdige Jungfer Köchin, die gleich nach Wien gefahren ist, um sich die Gottlosigkeit noch einmal anzuschauen, bevor sie vielleicht für immer weggeschwemmt wird, ist mit einem starken Zopf wieder zurückgekommen, der in solcher Größe bisher in unserer

Gegend noch keinem, auch nicht dem fruchtbarsten Frauenzimmer in weniger als zwei Jahren gewachsen ist. Der Herr Pfarrer hat dann geschrieen, daß an allem Unheil die verfluchte Wissenschaft Schuld trägt, die ein Jud', der beim letzten Krach zu Grunde gegangen ist, aus Bosheit erfunden hat. Mein Weib ist darüber in solche Angst gerathen, daß sie das ABC-Buch unserer kleinen Veronica, aus dem diese bis jetzt glücklicherweise noch gar nichts gelernt hat, augenblicklich mit Weihwasser besprengt hat. Wie jedoch der Herr Pfarrer, damit gar kein Zweifel mehr übrig bleibe, in die Kanzel dreinschlägt, als wenn sie ein stätiges Roß wäre, hat er auf einmal Jesus, Maria und Joseph geschrieen und ist zurückgesprungen, so daß alle Bauern glaubten, es sei ein Wunder geschehen, und geschwind nach dem Schulmeister hinschauten, ob ihn nicht der Blitz heimlich erschlagen habe.

Indessen hat sich die Gerechtigkeit diesmal versehen gehabt, denn der Schulmeister, den der himmlische Zorn zu keiner besseren Zeit hätte erwischen können, da er an dem Tage gerade bei der Fleischhauerin auf einen Schweinsbraten mit Kraut eingeladen war, stand unversehrt da und sah gefaßt die Fleischhauerin an, während sich der Herr Pfarrer für den wahren Glauben, Gott bewahr' uns davor, die Hand verstaucht hatte. Unser Bader richtete zwar dem hochwürdigen Herrn die Hand gleich wieder ein, aber er mußte dabei so stark anziehen, daß er ihm den Arm verrenkte. Man schickte den Meßner zwei Stunden weit um einen Doctor. In der Angst und Noth achtete man gar nicht auf die lange und krumme Nase,

die der fremde Doctor mitgebracht hatte, und erst nachdem er fertig war, erzählte er, daß er Löwy heiße. Die Bauern glaubten anfangs, das sei ein tirolischer Name, weil er auf die Art wie Giovanelli klingt, allein der Herr Pfarrer klärte sie darüber auf, und auch der Seppel, der früher Officiersdiener war, erzählte, daß dieser Name bei Officieren sehr häufig vorkomme, wenn sie kein Geld haben. Als aber der Doctor seinen Namen nannte, war das Unglück schon geschehen, denn der Arm des Herrn Pfarrers saß wieder im Gelenk. Die Schneiderin, die jetzt gern bei Nacht hustet, wollte auch ein lateinisches Recept haben, aber weil man sich in der letzten Zeit wieder so vor den Juden in Acht nehmen muß, fürchtete sie sich zu verrathen, daß dieses für ein christkatholisches Weib gehöre, und verlangte ein Pulver für eine kranke Kuh. Doch der jüdische Doctor muß gemerkt haben, daß die Medicin nicht für eine Kuh, sondern für ein katholisches Frauenzimmer bestimmt sei, denn kaum hatte sie einen Löffel voll in den Magen bekommen, war's grade so, als wenn sie die Cholera eingenommen hätte. Und an dem ganzen Unglück ist nur die Wissenschaft schuld. Gott bewahre dich davor, wie er bisher davor bewahrt hat deinen dich liebenden Vetter.

Die Jesuiten.

29. März 1874.

Die Ansichten über die ehrwürdigen Väter der Gesellschaft Jesu gehen sehr auseinander. Die Einen halten sie für äußerst gefährlich, die Anderen wieder sagen, auch die Jesuiten seien mit der Zeit fortgeschritten und bedeutend dümmer geworden. Unsere Regierung theilt die letztere Auffassung, welche nicht nur die humanere, sondern auch die bequemere ist, und hat daher mit Beruhigung diesem Orden den Unterricht in österreichischen Schulen überlassen können. Der Herr Cultusminister hat aber aus der Beschränktheit der armen Jesuiten über Gebühr Nutzen zu ziehen versucht und ihnen, wie er in der Debatte im Abgeordnetenhause ausdrücklich erklärte, die ganz werthlose theologische Facultät in Innsbruck „verpachtet".

Man hat schon davon gehört, daß man ein Bier- oder Kaffeehaus verpachtet, einen Circus oder ein Theater — an die Verpachtung einer theologischen Facultät aber können sich die ältesten Pfarrerköchinnen nicht erinnern. Nunmehr hat Se. Excellenz gar für die theologische Facultät

in Innsbruck, die miserabel eingerichtet und an einer ganz unbelebten Passage gelegen ist, Pächter anzulocken verstanden, die den Betrieb derselben, wir wissen nicht, ob mit oder ohne doppelte Buchhaltung, übernommen haben. Da jedoch nur wenige Einheimische diese theologische Facultät besuchen wollen, haben die Pächter sich entschließen müssen, aus dieser eine Einkehr-Facultät für Fremde zu machen, und so ist die Jesuiten-Herberge jetzt von einigen hundert Commis voyageurs der Kirche besucht. Der Pachtzins beträgt 8400 Gulden, und ist dabei zur Bequemlichkeit des Pächters nur die Vereinbarung getroffen worden, daß derselbe nicht von den Pächtern der Regierung, sondern von der Regierung den Pächtern bezahlt wird.

Anstatt dem Ministerium für dieses Urbarmachen einer unfruchtbaren theologischen Facultät einen Fackelzug zu bringen oder durch eine andere Verkehrsstörung ihren Dank auszudrücken, suchen die Liberalen der Regierung die so beliebten Verlegenheiten zu bereiten, indem sie die Entfernung der Jesuiten von jener Lehranstalt verlangen. Nun hat jedoch die Regierung ihren geheimen Plan, Oesterreich glücklich zu machen, den sie selbstverständlich jetzt noch nicht verrathen kann, weil sonst die Völker Oesterreichs auf ihrer Hut sein könnten, und wie für jeden geheimen Plan ist auch für den ministeriellen ein ausgiebiges Vertrauen erforderlich. Wer kann wissen, was das Ministerium mit den acht Jesuiten beabsichtigt? Vielleicht sind dieselben gar keine Jesuiten, sondern acht verkleidete Polizei-Commissäre, welche durch ihre Jesuitenmaske Schüler zu ködern und sodann unter der Hand zu

verführen suchen, indem sie ihnen hinterlistigerweise die Irrlehre der Verfassungstreue vortragen und die unerfahrenen Jünglinge unter der listigen Vorspiegelung, sie in der Reservatio mentalis einüben zu wollen, auf die Staatsgrundgesetze beeiden. Nur Jesuiten können mit den Jesuiten fertig werden, und ich für meine Person gewähre daher der Regierung den von ihr verlangten Vertrauensvorschuß.

Die Debatte im Abgeordnetenhause war namentlich für jene, welche in den Gymnasial-Studien schon etwas vorgeschrittener sind, sehr lehrreich und anregend. Es war wiederholt von Plato und Aristoteles die Rede, mehrere Redner spielten auf die Geschichte von dem caudinischen Joch an, die zur Zeit des zweiten samnitischen Krieges bekanntlich so viel von sich reden machte, und selbstverständlich verglichen sich einige mit Antäus. Wir bedauerten sehr, daß Mucius Scävola diesmal mit unverdientem Stillschweigen übergangen wurde, wie auch, daß der so bewährte Augiasstall keine Liebhaber fand, und daß endlich keiner der Redner, so nahe dies auch lag, darauf verfiel, sich mit Demosthenes zu vergleichen. Uebrigens wollen wir nicht unbescheiden sein und begnügen uns bei einer Post, die nicht mehr als 8400 Gulden beträgt, mit dem Gebotenen. Wenn aber späterhin die Steuern an die Reihe kommen, bei denen es sich doch schon um einige Millionen handelt, möchten wir recht gerne eine Siegeshymne Pindar's wieder einmal declamirt hören.

Der Abgeordnete Herr Professor Beer, welcher seine Jungfernrede hielt, sprach, wie es dem jungfräulichen Charakter seiner Rede ganz angemessen war, über die

platonische Liebe und gab die überaus keusche Definition derselben zum Besten, daß sie „den Gegenstand erhalten wolle". Die Dame, für die der Herr Professor eine kleine platonische Schwäche hat, und die er auf Kosten der Steuerzahler erhalten will, ist die theologische Facultät in Innsbruck. Auch die Jesuiten wollte er an der Innsbrucker Facultät erhalten wissen, allein nur bis zum nächsten Jahr, vorausgesetzt, daß uns Gott Gesundheit und ein langes Ministerium schenkt. Er verwahrte sich aber dagegen, ein Jesuitenfreund zu sein, denn da keiner einen Antrag auf Verbannung der Jesuiten aus Oesterreich gestellt hatte, erklärte er, daß er der Erste wäre, der für einen solchen Antrag stimmen würde. Man sieht, die Logik des Herrn Dr. Brestel, welcher den Zeitungsstempel beibehalten wissen wollte, so lange man nicht das noch viel schädlichere Lotto aufgehoben habe, fängt bereits an, im Abgeordnetenhause epidemisch aufzutreten.

Nach dem Abgeordneten Beer sprach Herr Dr. Herbst. Hatte sich jener auf Plato berufen, so führte dieser Aristoteles ins Treffen, und indem er erklärte, dem Ausspruche dieses Philosophen, nach welchem die wahre Tugend in der Mäßigung liege, aus voller Seele beizupflichten, zerfleischte er seine Gegner auf das unbarmherzigste. Zum Schlusse sprachen die beiden Minister Stremayr und Unger. Herr v. Stremayr erschreckte die Versammlung, indem er drohte, die Theologen-Facultät in Innsbruck werde keine Hörer mehr haben, wenn man die Jesuiten durch andere Lehrer ersetze. Wir haben das Concordat, Königgrätz und den Krach ertragen, und so Gott will, werden wir es

auch noch überdauern, wenn die theologische Facultät in Innsbruck keine Hörer mehr haben sollte!

Der Sprechminister Herr Dr. Unger aber wies mit gewohntem Scharfsinne nach, daß schon Plato und Aristoteles die Beibehaltung der Jesuiten an der theologischen Facultät in Innsbruck für nothwendig gehalten hätten, und daß insbesondere Aristoteles sich mit den Ansichten des Ministeriums Auersperg vollständig einverstanden erklärt habe. Die Majorität des Hauses pflichtete den beiden griechischen Philosophen bei und bewilligte den Jesuiten die 8400 Gulden.

Pfaffen, Juden und Branntwein.

19. April 1874.

Das ultramontane Spectakelstück mit Grabgesang, Veitstanz und halsbrecherischen Evolutionen, ausgeführt von dem Corps der Bischöfe, ist endlich einmal zu Ende. Die confessionellen Vorlagen, mit denen man doch keinen Hund hinterm Ofen hervorlocken könnte, haben die Reichsfeinde aus ihren Schmollwinkeln hervorgetrieben. Sie waren alle da; die Raben, und krächzten. Wir haben in neuerer Zeit häufig gesehen, wie alte Volksstücke, die in den Vorstadttheatern schon längst abgespielt waren, dadurch einen neuen Reiz übten, daß die bisher immer von den mittelmäßigen Schauspielern der kleinen Theater gegebenen Rollen von den ersten Kräften des Hofburg-Theaters dargestellt wurden. Wie drängte man sich zu dem „Verschwender", als Fräulein Wolter und Herr Sonnenthal darin auftraten, und selbst schlechte Rührstücke begannen neuerdings zu interessiren. Ein bescheidenes O je! im dritten Acte, das früher spurlos vorübergegangen war, wurde plötzlich zum Glanzpunkte der Vor-

stellung, da die gefeierte Wolter mit Anlehnung an dasselbe einen ihrer bewährten unarticulirten Aufschreie ausgestoßen hatte.

Ebenso hatte die confessionelle Debatte, die im Abgeordnetenhause zum Schlusse schon etwas langweilig geworden war, durch die Neubesetzung sämmtlicher Rollen durch Mitglieder des Herrenhauses wieder die allgemeine Neugierde erregt. Wenn der ehrwürdige Herr Greuter im Abgeordnetenhause mit der Zertrümmerung Oesterreichs droht, so ist einem das ziemlich gleichgiltig, denn dieser Provinz-Fanatiker hat gewiß in seinem Leben nichts anderes zertrümmert, als höchstens ein paar Biergläser. Weit ernster klingt es, wenn Se. Eminenz der Herr Cardinal Rauscher im Herrenhause ganz dieselbe Drohung ausstößt, der das Concordat geschaffen und damit wirklich bald den Staat in Scherben zerschlagen hätte. Wenn der Herr Abgeordnete Dechant Pflügl Unsinn schwatzt, kann er doch seine ländliche Befangenheit nicht ganz verbergen; gibt aber Se. Eminenz der Herr Cardinal Fürst Schwarzenberg seine unlogischen Variationen über dasselbe Thema zum Besten, so tritt er dabei mit einer solchen Sicherheit auf, daß man ihm sofort zutraut, er sei schon ohne den gemeinen bürgerlichen Verstand auf die Welt gekommen. Und um wie viel natürlicher klingt es, wenn einige Abkömmlinge von Bauernprüglern im Herrenhause die früheren gemüthlichen Zustände zurückwünschen, als wenn die Bauern im Abgeordnetenhause eine Sehnsucht nach diesen an den Tag legen.

Man war durch die confessionellen Debatten in den

letzten Wochen bereits so verwöhnt, daß einem die Aussprüche der Apostel, die Schandthaten der Päpste, die wichtigeren Concilsbeschlüsse und die Greuel der Inquisition schon förmlich zum Bedürfniß geworden waren. Wenn man sich zum Frühstück setzte, nahm man gespannt die Zeitung in die Hand, um über die Ereignisse der letzten Bartholomäusnacht nähere Aufschlüsse zu erhalten, und wenn der Schneider nicht die versprochenen neuen Frühlingsbeinkleider gebracht hatte, rief man ärgerlich: Ich möchte nur wissen, was der Apostel Paulus gesagt hätte, wenn ihm das passirt wäre. Mit dem Schlusse der confessionellen Debatte in dieser Woche ist der Unterhaltungsstoff versiegt, man wurde ganz unruhig, wenn man die Zeitung las, und dachte sich anfangs: dem Papst Benedict XIV. muß ein Unglück zugestoßen sein, daß man gar nichts mehr von ihm hört; man sollte glauben, es sei eine Telegraphenstörung eingetreten, so still ist es über das Trientinische Concil geworden; die Nachrichten der Zeitungen über den dreißigjährigen Krieg scheinen verfrüht gewesen zu sein, da sie jetzt ganz darüber schweigen, und das bessere Jenseits, von dem in einemfort die Rede war, dürfte auch nur eine Sensations-Nachricht gewesen sein, sonst wäre es nicht plötzlich ganz eingeschlafen.

Unter so trostlosen Verhältnissen war man durch die kleine Judenhetze, die in Rumänien eben stattfindet, um so angenehmer überrascht. Bekanntlich wird in Rumänien, das sonst noch keine entwickelte Industrie besitzt, die Plünderung der Juden mit Erfolg betrieben, und wenn der Wasserstand nur halbwegs günstig ist, werden diese auch

ins Wasser geworfen. Die dortige Regierung hat nunmehr beschlossen, die Vertilgung der Juden nicht mehr der Willkür der Einzelnen zu überlassen, sondern dieselbe gesetzlich zu regeln. Und zwar entschied sie sich nach eingehenden Berathungen für die Ausrottung der Juden auf trockenem Wege, indem sie denselben untersagte, sich ferner zu ernähren. Man muß nämlich wissen, daß die Rumänen eine erst in der Entwicklung begriffene Nation sind und daher den Schnaps den schönen Künsten vorziehen. Da die Juden einen sehr praktischen Sinn haben, so ist es selbstverständlich, daß sie nicht ihren Lebenserwerb in Rumänien suchen, indem sie dort die Mendelssohn'schen Lieder ohne Worte auf dem Clavier vortragen, nach denen gar keine Nachfrage besteht, sondern sich dem Handel mit Spirituosen ergeben, die sich einer gleichen Beliebtheit in allen Schichten der Bevölkerung erfreuen. Man hat ihnen also in dieser Woche den erwähnten Erwerb verboten, und die vaterländische Unmäßigkeit wird jetzt einzig und allein den nationalen Talenten, die sich dem Branntweinausschanke widmen, zugute kommen.

Die armen Juden können es doch niemandem recht thun! Während ihnen in Rumänien der Branntweinhandel untersagt wird, sucht man sie in Wien zu diesem zu zwingen. Wenigstens war in den Zeitungen zu lesen, daß der unversorgte Ehemann, den die ermordete Frau Bondy zurückgelassen, von Menschenfreunden ein Geldgeschenk von mehreren tausend Gulden unter der Bedingung erhalten habe, „daß er einen Branntwein-Ausschank eröffne." Man begreift die Theilnahme, die einem Manne zugewendet

wird, dessen Frau ermordet wurde. Warum man aber von dem Unglücklichen, der bis zur Ermordung seiner Frau Preßhefe erzeugte, verlangt, er möge nach dem schrecklichen Ende derselben Branntwein ausschänken, ist nicht ganz klar. Allerdings ist sofort nach dem Morde in der Circusgasse das Porträt des am Leben gebliebenen Gatten von hiesigen Volksblättern veröffentlicht worden. Möglicherweise haben daher die Wohlthäter desselben gedacht, ein berühmter Mann dürfe sich nicht mehr mit einem Nebenproducte der Branntweinerzeugung, wie es die Preßhefe ist, abgeben, sondern nur mit dem Hauptproducte selbst — dem Branntwein.

Cardinal Fürst Schwarzenberg und Minister Dr. Banhans.

26. April 1874.

Während im Herrenhause noch immer das Stöhnen der Bischöfe die weiblichen Gemüther erschreckt, ertönt im Abgeordnetenhause der sogenannte schrille Pfiff der Locomotive. Dort soll durch eine sanfte Besteuerung der Nabobs der Kirche die drückende Lage des niederen Clerus erleichtert, hier durch Bewilligung überflüssiger Eisenbahnen dem Nothstand der Bevölkerung abgeholfen werden. Wenn der Staat die Bußübungen besteuerte oder für jeden Beichtzettel einen Zweigulden-Stempel vorschriebe oder die Rosenkränze als Staatsmonopol erklärte, dann würde man den Widerstand der Bischöfe gegen solche Finanzmaßregeln erklärlich finden. Da aber nur das riesige Einkommen der Krummstäbler gleich dem aller anderen Staatsbürger besteuert werden soll, und zwar zu Gunsten des darbenden niederen Clerus, so kann das Sträuben der Bischöfe gegen jede Besteuerung nur Erstaunen hervorrufen, und man wäre, wenn es sich nicht um Würdenträger der Kirche

handelte, geneigt, diese Sparsamkeit mit dem beliebten national-ökonomischen Ausdruck: Schmutzerei zu bezeichnen.

Der Herr Cardinal Fürst Schwarzenberg fatirte die Pfründe, mit deren Erträgnissen er seine weltlichen Entsagungen bestreitet, mit vier Millionen; ein Kapital, von dem vielleicht die ganze Weberbevölkerung im Riesengebirge leben könnte, das aber für einen Junggesellen, der im Geheimen Wohlthaten übt und doch vor der Welt immer in frischen rothen Strümpfen erscheinen soll, kaum ausreichend genannt werden kann. Wird nun das Einkommen aus diesen paar Millionen noch besteuert, dann bleibt ihm kaum so viel übrig, um den rothen Biberhut einmal im Monat bügeln zu lassen. „Ich werde", rief der edle Märtyrer der Einkommensteuer mit schmerzlich bewegter Stimme, „zahlen, so lange ich kann; kann ich nicht zahlen, so werde ich mich pfänden lassen und die Pfändung nicht für eine Schande ansehen." Nein, du edler Dulder, die gütige Vorsehung, die ja die Lilien des Feldes kleidet, wird auch keinen Millionär pfänden lassen; denn wenn die Noth am höchsten, ist Gott am nächsten, oder doch einer seiner vielen Löwys, der es sich zur Ehre rechnen wird, einem Mann aus so guter Familie aus einer kleinen Geldverlegenheit zu helfen. Der Herr Cardinal hat Recht, die Pfändung als keine Schande anzusehen, da doch jeder weiß, daß er sie, Gott sei Dank, nicht nöthig hat, und daß er die Armut nur aus Liebhaberei betreibt.

Der Fürst fuhr fort, indem er das düstere Bild einer Pfändung vor dem entsetzten Hause entwarf: „Wenn man mein ganzes Hausgeräthe verkauft — ich habe einige

hübsche Bilder darunter — so wird man nicht so viel herausbekommen, um einen Steuer-Rückstand von zehntausend Gulden zu decken." Wenn der fromme Fürst heimtückisch wäre, würde er erklärt haben, sein ganzes Hausgeräthe bestehe aus einem Todtenkopfe, einem Crucifix, einigen Wurzeln und einem Häuflein Stroh, um darauf die müden Glieder zu strecken. Statt solche Ausflüchte zu gebrauchen, gesteht er mit schöner Offenheit, daß er „einige hübsche Bilder" besitze. Allein der durchlauchtigte Kunstfreund scheint dann die Schönheit seiner Bildergalerie etwas zu nachsichtig zu beurtheilen, wenn er sie mitsammt dem übrigen Hausgeräthe nicht einmal auf zehntausend Gulden schätzt. Tizian, Rubens und Murillo dürften dort kaum das Auge des Beschauers erfreuen, und selbst die Bilder moderner Meister in der Galerie Schwarzenberg können in Anbetracht der geringen auf den Ankauf verwendeten Summe nicht so besonders hübsch sein, daß der ausdrückliche Hinweis auf sie vor der gesammten Aristokratie des Landes gerechtfertigt erschiene.

Mehr Geld als die Bilder des Fürsten Schwarzenberg kosten die Eisenbahnen, welche das Abgeordnetenhaus in den letzten Tagen bewilligt hat. Sie werden alle nach dem Princip der beiden Bahnen, die auf den Kahlenberg führen, gebaut, vollständig überflüssig zu sein. Die meisten sind sogenannte Kohlenbahnen, die weder die Beförderung von Personen noch von Waaren bezwecken, sondern nur die Kohlenmenge transportiren, die gerade zur Heizung der Locomotive erforderlich ist. Doch

ist der Personentransport nicht ganz ausgeschlossen, indem sie die Schaffner von einer Station zur anderen befördern. Allerdings aber werden die Betriebskosten dieser Bahnen geringer sein, als die der bisher gebauten Bahnen, denn erstens wird sich die Anstellung von Cassieren als überflüssig herausstellen, sodann wird das Drucken von Fahrkarten, Kundmachungen u. s. w. ganz entfallen, und mit der Zeit werden auch die Bahnhöfe an menschenscheue Einsiedler vermiethet werden können. Man darf auch in Folge dieser Bahnbauten einen Aufschwung der bei uns so daniederliegenden Philosophie erwarten, indem gewiß viele über die Zwecke dieser Eisenbahnen nachgrübeln werden, ohne sie jemals zu errathen. Doch scheinen uns jene Optimisten zu sein, welche behaupten, daß bei diesen Bahnen endlich keine Verluste an Menschenleben mehr zu beklagen sein werden, denn ob sich nicht das Zugpersonal aus Langweile schließlich in den Waggons aufhenken werde, muß doch erst abgewartet werden.

Merkwürdig war insbesondere die Rede, welche Se. Excellenz der Herr Handelsminister bei der Debatte über die Salzkammergut-Bahn gehalten hat. So oft ich unseren Handelsminister Herrn Dr. Banhans sehe und sprechen höre, ergreift mich eine tiefe Rührung, daß ich ihm um den Hals fallen und ihn an mein Herz drücken möchte. Er erinnert mich nämlich, wenn er spricht, an einen verstorbenen Verwandten von mir, der ein Gemischtwaarenhändler war. Jetzt, wo das stenographische Protocoll dieser Rede vor mir liegt, ist es mir, als wühlte ich in den Papieren des theuren Todten und läse seine

schlichten Meinungen. Gibt es Denker, welche schon über den wahren Zweck des Holzes nachgedacht haben? Es wird sie interessiren, zu erfahren, welche Ansichten der Herr Handelsminister sich darüber gebildet hat. „Ich glaube", sagt er, „daß das Holz weit über die Grenzen Oesterreichs hinaus muß, wenn es seinen Zweck vollständig erfüllen soll." Also auch das Holz muß, wie der Jüngling bei Schiller, hinaus ins feindliche Leben; es würde seine Bestimmung verfehlen, wenn es nur hinter dem häuslichen Herde läge, denn die Vorsehung segnete Oesterreichs Gaue mit Wäldern, nur damit das Holz durch die Salzkammergut-Bahn transportirt werde. Kurz, der Zweck des Holzes ist nicht, verbrannt zu werden, sondern zu reisen. Ein Abgeordneter hatte gemeint, es genüge, die Bahn bis Ried als Secundärbahn zu bauen. Ihm antwortete darauf der Minister: „Wenn ich selbst annehme, daß die Kohle dann im Salzkammergut billiger zu stehen käme, so muß ich doch zurückkehren zum Salzkammergut und dem hohen Hause noch eine Mittheilung machen." Der Anlaß, der den Minister zwang, über Hals und Kopf ins Salzkammergut zu eilen, mußte sehr wichtig sein. Und er war es auch, wie wir aus seiner vertraulichen Mittheilung entnehmen. Es wird nämlich, wie vielleicht manche schon geahnt haben mögen, im Salzkammergut Salz gewonnen, und Se. Excellenz verrieth dem mit Spannung lauschenden hohen Hause, daß dieses verfrachtet werden würde. Sehr treffend war auch eine Bemerkung Sr. Excellenz über die Traunthaler Kohle. „Man spricht", rief er, „gewöhnlich mit großer Geringschätzung von dieser Kohle.

Hier in Wien ist das ganz begreiflich, denn wer auf der Westbahn fährt, weiß, daß er etwas stark angeraucht wird." Diese Vergleichung der Passagiere der Westbahn mit Meerschaumköpfen halten wir geradezu für erhaben. Aus der Mittheilung des Herrn Ministers scheint jedoch hervorzugehen, daß die schnippische Traunthaler Kohle nur die Wiener Passagiere anrauche und nicht auch die anderen Reisenden. Wir finden daher ebenso wie der Minister die Gegenseitigkeit, welche die Wiener üben, ganz begreiflich: Rauchst du mich an, so schätze ich dich gering!

Aus dem Soldatenleben im Frieden.

10. Mai 1874.

Man hat dem lieben Gott verschiedene beneidenswerthe Vorzüge nachgerühmt: er ist allwissend, allmächtig, allgegenwärtig, aber allstrategisch ist er nicht. Wenn der Herr Feldzeugmeister v. Kuhn, unser geschätzter Kriegsminister, die Welt erschaffen hätte, dann würde diese Organisirung zwar etwas länger gedauert haben als sechs Tage, und vielleicht wären einzelne Bestandtheile, wie die Sonne und der Mond, auf dem Papier stehen geblieben, aber schlagfertig wäre die Welt dagestanden! Ganz allein aus nichts würde er sie allerdings nicht hervorgebracht haben, die Cadres hätten zum mindesten vorhanden sein müssen. Er hätte erst den Himmel mit den bezüglichen militärischen Kreuz-Donnerwettern und die Erde zum Behufe der unentbehrlichen Schlachtfelder geschaffen, sodann würde er commandirt haben: Es werde Schießpulver! darauf würde er für ausreichende Remonten gesorgt und endlich den Menschen nach seinem diensttauglichen Ebenbilde geschaffen haben. Wir haben Grund zu vermuthen,

daß dann Adam nicht durch einen Apfel, sondern durch einen Menageknödel verführt worden wäre. Dagegen hätte Se. Excellenz wahrscheinlich auch Kain, der den ersten Civilisten niedergehauen, laufen lassen, aber gewiß nicht das Kainszeichen auf dessen Stirne angebracht, sondern verordnet, daß er es gleich den anderen Distinctionszeichen auf dem Kragen trage.

Jetzt freilich ist die Welt schon einmal verpfuscht, so daß die Menschen sie mehr vom Standpunkte des Vergnügens ansehen, anstatt sich auf jenen Standpunkt zu stellen, von dem aus sie am ersprießlichsten beschossen werden könnte. So etwas wurmt einen Strategen, und der Herr Kriegsminister hat seinem Weltschmerze in der ungarischen Delegation Luft gemacht, indem er ausrief: „Man wird in den Nachbarländern nicht immer blos Spazierfahrten unternehmen können, sondern es kann eine Zeit kommen, in welcher man sich diesen Ländern gegenüber sehen wird, und dann ist die einzige Zuflucht in einem guten Heere zu suchen.“ Anstatt also den ganzen Tag und den größten Theil der Nacht an ein lebhaftes Kleingewehrfeuer, sowie an alle möglichen Scheinangriffe der Cavallerie zu denken und selbst beim Anlegen des Nachthemdes zu überlegen, ob uns nicht der Feind, begünstigt durch das Terrain, in den Rücken kommen könne, treiben die Leute allerhand Kurzweil und benützen die Nachbarländer, deren Bestimmung es doch ist, von uns mit Krieg überzogen zu werden, ausschließlich zu Spazierfahrten. Der Vorsichtige wird also das Geld, das die Vergnügungs-Ausflüge nach den benachbarten Vulcanen

erfordern, lieber auf die Vermehrung der gezogenen vaterländischen Feuerschlünde verwenden und so, endlich sämmtlicher Baarmittel entblößt, allen Eventualitäten eines künftigen Krieges mit Beruhigung entgegensehen.

Die kriegerischen Prophezeiungen des Herrn Kriegsministers, die mit der Regelmäßigkeit eines Mehrerfordernisses für die Heeresausrüstung alljährlich wiederkehren, erfüllen uns jetzt stets mit dem befriedigenden Bewußtsein, daß sie nicht eintreffen werden. Denn man weiß, daß in unruhigen Budgetzeiten, wenn zu besorgen ist, es könnten einzelne wehrlose Posten von dem parlamentarischen Feinde überfallen und aus dem Wege geräumt werden, die Schlachtenlenker den harmlosesten politischen Horizont etwas anzuschwärzen lieben. Ich habe das von unserem Auswärtigen Amte vor Kurzem veröffentlichte Rothbuch genau durchgelesen, aber selbst in der letzten Depesche desselben vom 17. Januar d. J. ist noch von keiner uns drohenden Gefahr, sondern vielmehr von Glycerinseife die Rede, und unser Gesandter, Herr Graf Apponyi, theilt dem Herrn Grafen Andrassy mit, daß der Einfuhrzoll für jene von der französischen Regierung auf 46 Francs 87½ Centimes herabgesetzt worden sei. Allerdings würde es die Brust eines jeden Oesterreichers, der die vaterländische Glycerinseife liebt, mit noch freudigeren Hochgefühlen erfüllt haben, wenn auch dieser halbe Centime von der französischen Regierung auf dem Altar unserer freundlichen Beziehungen als Opfer dargebracht worden wäre. Allein einen ganzen Casus belli können wir in diesem halben Centime, trotzdem das Frühlingsgrün

seither unser Auge noch geschärft hat, durchaus nicht entdecken.

Auch in unserem Abgeordnetenhause waren militärische Fragen an der Tagesordnung, und wir haben aus den Verhandlungen erfahren, daß das Vaterland noch einiger Heuportionen dringend bedürfe. Der Herr Landesvertheidigungs-Minister v. Horst verlangte nämlich als „Schlußstein für die Organisation der Landwehr-Cavallerie" noch hundertfünfzig Mann und vierundsiebzig Pferde, wonach also auf jedes Pferd zwei Mann mit einem kleinen Bruch kämen. Um diesen kaum zur Hälfte berittenen Schlußstein entbrannte ein sehr hitziger Kampf. Vergebens unternahm Herr v. Horst ein Wagestück, das, wie er behauptete, in keinem Staate der Welt mehr vorkomme. Um die hundertfünfzig Mann mit den vierundsiebzig Pferden zu retten, warf er entschlossen siebenhundert Officiere des Kriegsstandes zum Fenster hinaus. Glücklicherweise nicht die Officiere selbst, sondern nur die Thatsache, daß diese siebenhundert fehlen. „Es kommt vielleicht", rief er nämlich, „in keinem Staate der Welt vor, daß man solche Daten zum Fenster hinauswirft, denn man erleichtert dadurch nur die Geschäfte der Militär-Attachés, welche diese Daten einfach an ihre Regierung expediren." Allein das Haus erwiderte nicht die Freigebigkeit des Herrn Ministers, und obwohl er mit vollen Händen die Daten unter die harrende Menge der Attachés zum Fenster hinauswarf, konnte es sich dennoch nicht entschließen, in gleicher Weise das Geld der Steuerträger zum Fenster hinauszuwerfen.

Obwohl der Minister endlich darauf hinwies, daß die Furcht, „diese Cadres würde neue Cadres gebären", unbegründet sei, besorgte das Haus im Hinblick auf einen ähnlichen Fehltritt, den sich vor einiger Zeit die doch weit gesetztere Artillerie des stehenden Heeres hatte zu Schulden kommen lassen, noch weit mehr von der Unüberlegtheit einer jugendlichen Cavallerie solche unausbleibliche Folgen eines unzeitigen Scherzes. Es verweigerte daher die Aufnahme der neuen Cadres in das ohnehin schon verrufene Budget, um dieses nicht noch mehr ins Gerede zu bringen.

Das Lob der Arbeit.

14. Juni 1874.

Der Erziehung des lieben Viehes stehen, dem Himmel sei Dank, keine solchen Hindernisse im Wege, wie der Erziehung des Menschen. Man hat der ehrwürdigen Geistlichkeit nie erlaubt, die Erziehung des Jungviehes zu leiten, wie die der Jugend; denn während der Bauer noch an der Pfaffenerziehung für seine Kinder hängt, hat er längst eingesehen, daß sich das Fasten mit den Grundsätzen einer rationellen Mastung nicht verträgt. Nur bei jenen Thieren, deren einzige Lebensaufgabe es ist, geplagt und geschunden zu werden, hält man auf Frömmigkeit, bei den Pferden, und es gibt, sowie für die lieben Kleinen der Aristokratie, auch ein Kalksburg für Pferde, in welchem diese wallacht und in sonst entsprechender Weise zu einem frommen Lebenswandel erzogen werden.

Schlechte Gesetze und Einrichtungen oder eine Regierung, welche die guten Gesetze und Einrichtungen nicht ausführt, haben noch nie einen Ochsen verhindert, fett zu werden — ein Beweis, daß das Wiederkäuen der leib-

lichen Entwicklung zuträglicher ist als das Raisonniren. Man wird es daher begreiflich finden, daß auf einen conservativen Staatsmann die Betrachtung des gemästeten Schlacht- und Stechviehes sehr erhebend wirkt. So ist auch Se. Excellenz der Herr Ackerbauminister Chlumecky durch diesen Anblick auf der landwirthschaftlichen Ausstellung in St. Pölten tief ergriffen worden, und er hat bei dem Bankett zur Feier derselben, während aus der Ferne ein leises Grunzen herübertönte, die „ehrliche und sittliche Arbeit" mit begeistert erhobenem Glase gefeiert.

Bekanntlich ist man gegen die Arbeit seit dem Krach wieder sehr galant, und es sind ihr schon in einer Unzahl Reden die größten Schmeicheleien gesagt worden. Aber so wie die Höflinge dem neuen Günstling, dessen Eigenschaften sie noch nicht genau kennen, nur mit Gemeinplätzen schmeicheln, die einer dem andern nachsagt, so sind auch die zahlreichen Verehrer der nunmehr zu großem Ansehen gelangten Arbeit mit deren rühmlichen Details noch zu wenig vertraut, um ihr anders als mit den abgedroschensten Redensarten zu hofiren. Die Complimente sind also immer die nämlichen, und wenn ein Redner beginnt: „Meine Herren! Die ehrliche und sittliche Arbeit", dann hält man sich die Ohren zu, wie wenn eine Drehorgel anfängt ihr Donna è mobile, la, la, la, lalala. Dadurch aber, daß die Arbeit immer dieselben Lobsprüche erhält, die ihr bereits der geehrte Herr Vorredner ertheilt hat, ereignen sich manchmal sehr komische Mißgriffe. Wenn auch Tausende denselben Briefsteller für Liebende benützen, so ist doch in einem solchen auf die verschiedenen

Verhältnisse der Liebenden gebührende Rücksicht genommen. Während der Jüngling also einen Liebesbrief abschreiben wird, in welchem es etwa heißt, daß eine feurige Glut in seinen Adern tobe und daß er nicht rasten wolle, bis er den Chimborasso seiner Wünsche erreicht haben und sein Haupt an dem Busen der Geliebten ruhen werde, wird der angehende Siebziger, der seine Wirthschafterin zum Altar führen will, sich hüten, das gleiche Formular zu benützen, sondern eines wählen, in welchem die harmlosen Beziehungen gesetzter Eheleute vorwiegend betont werden.

So muß auch das Mitglied eines Ministeriums, das in seinem Wohlleben einen Platzregen von Concessionen zu allen möglichen Unternehmungen niedergehen ließ und unter welchem Gründer in den Ritter- und Freiherrnstand erhoben wurden, die ehrliche Arbeit in einer etwas gemäßigteren Weise loben, als etwa das Mitglied eines Ministeriums, unter welchem solche National-Oekonomen ins Zuchthaus gesperrt worden wären. Leider aber gibt es noch keinen kleinen Muster-Redner für Verehrer der Arbeit, und es widerfuhr daher dem Herrn Minister, daß er in der St. Pöltener Tischrede sich der Redewendung bediente: „Es hebe das Selbstgefühl, daß, zumal der Arbeit nicht immer werthvolles Lob zu Theil geworden sei, die ehrliche, sittliche Arbeit so zu Ehren komme", so daß man der demonstrativen Tendenz nach glauben mußte, Se. Excellenz habe aus Zerstreutheit sich mit dem preußischen Abgeordneten Herrn Lasker verwechselt.

Wenn übrigens der Herr Minister versicherte, die

Arbeit habe nicht immer „werthvolles Lob" erhalten, so scheint hier ein Mißverständniß obzuwalten. Die Arbeit ist ja keine Ballettänzerin und braucht nicht fortwährend herausgerufen zu werden. Wenn man den Arbeiter in seiner Arbeit nicht hindert und die Früchte seiner Arbeit genießen läßt, so ist er zufrieden. Es mag vielleicht das Lob, das die Regierung der Arbeit zollt, „werthvoll" sein, allein daran war die Regierung auch während des Actienschwindels nicht verhindert; sie hätte in der „Wiener Zeitung" die ehrliche und sittliche Arbeit mit der größten Ausführlichkeit loben können, und wenn zur Abwechslung statt eines Bankiers ein Arbeiter einen hohen Orden erhalten hätte, so wäre auch kein Straßenaufruhr zu besorgen gewesen. Die Behauptung des Herrn Ministers aber, daß die Arbeit jetzt „so zu Ehren komme", kann uns nur ein zweifelndes Lächeln entlocken. Ist vielleicht die Unzahl der Feiertage beschränkt worden, sind etwa die Bettelklöster aufgehoben worden, werden die Steuern gerechter vertheilt, nimmt die Armee weniger Geld und Arbeitskräfte in Anspruch?

Wir fürchten, daß sich die Arbeit nur mit einer einzigen Ehre wird begnügen müssen, mit der Steuer-Ehre. Se. Excellenz hätte daher erklären sollen: Es kann der Regierung nur angenehm sein, daß, zumal die Actien-Gesellschaften, welche ihr als unerschöpfliche Hilfsquellen erschienen waren, zu Grunde gegangen seien, man sich wieder auf die Steuerkraft der ehrlichen, sittlichen Arbeit verlassen könne.

Ein Pascha in Baden.

Baden, 17. Juni 1874.

Obwohl ich schon seit dem ersten Mai die Luft der landesfürstlichen Stadt Baden athme, habe ich es doch bisher nicht gewagt, dies den Lesern der „Neuen Freien Presse" zu verrathen. Denn von einem, der sich fortwährend über andere lustig macht, kann man doch zum mindesten verlangen, daß er nicht selber in Baden wohne. Ich bin also mit den ersten Maifrösten hieher gezogen — da stehe ich nun alles Mögliche aus, ich kann nicht mehr anders, Gott helfe mir! Als es eines Tages endlich zu schneien begann, glaubte ich schon in der Weilburgstraße einen neuen Weg nach Lappland entdeckt zu haben; allein ich gelangte nur bis ans Cap des ewigen „Gefrornen", das Café Schopf, wo einige Eskimos Tarok spielten. Ich wurde von den Eingebornen mit mißtrauischen Blicken angesehen, und ich konnte ihnen nicht Unrecht geben, denn es sprach ja die Vermuthung dafür, daß nur der noch immer nicht entdeckte Mörder, der neulich an einem armen Frauenzimmer, dessen ganze Barschaft aus

einigen Silberzehnern bestand, einen Raubmord beging, bei solchem Wetter nach Baden ziehen könne, um dort, fern von dem Geräusch der Polizei, die geraubten Silberzehner nachzuzählen.

Auch der Gemeindeverwaltung kam ich sehr verdächtig vor, und da sie sich überzeugen wollte, ob meine Barmittel wirklich nach der genauen Vorschrift des Steckbriefes aus Silberscheidemünze bestünden, nahm man mir jene sofort nach meiner Ankunft, angeblich als Cur- und Musiktaxe, ab. Ich bezahlte jedoch vorsichtigerweise in Staatsnoten, da diese periodisch erscheinenden Flugschriften der k. k. Staats-Centralkasse in Folge ihrer Uneinlösbarkeit auch nicht den leisesten Silberverdacht aufkommen lassen, und wurde daher nicht gebunden an das Landesgericht in Wien ausgeliefert, sondern der langsamen Lynchjustiz der hiesigen Gastwirthe überlassen. So mußte ich also den kleinen Sparpfennig, den ich für den vorkommenden Fall einer weiteren Vermehrung der Landwehr-Cavallerie oder der Errichtung neuer Festungen in Galizien auf die Seite gelegt hatte, auf die Förderung der musikalischen Entwicklung Badens verwenden. Der Mensch mag noch so vorsichtig sein, die Vorsehung spielt ihm doch immer einen Streich. Obwohl die Musik im Park sich durch die Taxe nicht irre machen ließ und noch nicht begonnen hatte, war dieser doch schon menschenleer, und nur ein polnischer Jude, der einsam auf einer Bank saß, verkündete, daß die Natur aus dem langen Winterschlafe erwacht sei. Auch er hielt mich für den steckbrieflich verfolgten Mörder und bettelte mit einem

Blicke, der Nachsicht für fremde Schwäche verrieth, um „ein ganz kleines Zehnerl". Da das Wetter immer elender wurde, mußte man jeden Versuch, ins Freie zu gehen, endlich ganz aufgeben. Selbst der kleine Spatz, der jeden Morgen an mein Fenster geflogen kam, war eines Tages verschwunden; es scheint, daß er aus Verzweiflung über die Kälte in eine Bratpfanne geflogen war, denn als ich am folgenden Sonntage mir ein Backhuhn geben ließ, glaubte ich ihn unter diesem Pseudonym wiederzuerkennen.

Obwohl sich nun Baden seit den ersten Tagen des Juni des herrlichsten Abruzzenwetters erfreut und die Bewohner sich anschickten, den Fremden die ganze Strenge der Saison fühlen zu lassen, wollen doch noch immer keine Sommergäste eintreffen, um die bekannten drei Freuden Badens: die Parkmusik, die „Jammer-Peppi" und die „Moriz-Ruhe", zu genießen. Weitere Ausflüge zu unternehmen scheint vielen nicht räthlich, da erst neulich ein junger Mann auf der Straße nach Siegenfeld von einem Strolche überfallen wurde, der ihn ohne die sonst übliche Anwendung einer Speisekarte oder Fiakertaxe seiner Habseligkeiten beraubte. Unter solchen Verhältnissen ist es hier ein bischen langweilig. Wenn man so genügsam ist, wie Goethe's Werther, der aufs Land zieht, grüne Erbsen enthülset, den Frauenzimmern zusieht Butterbrote streichen, sich verliebt und endlich eine Kugel durch den Kopf jagt, dann kann man sich freilich überall amüsiren. Die meisten Sommergäste sind jedoch etwas anspruchsvoller, und obwohl es sehr zu

empfehlen ist, die grünen Erbsen selber auszulösen, damit einem nicht bei Tische, wie dies neulich mir widerfuhr, Linsen unter denselben vorgesetzt werden, so vermögen doch nur wenige Bevorzugte dieser Beschäftigung einen dauernden Reiz abzugewinnen. Sich aber aus unglücklicher Liebe zu erschießen, ist bis jetzt leider gar kein Grund vorhanden; ich wenigstens habe hier noch keine Dame gefunden, der ich diesen Gefallen erweisen möchte. Uebrigens ist bei diesen schlechten Cursen an einen Selbstmord aus Liebe, zu dem vor allem eine sorgenfreie Existenz gehört, noch lange nicht zu denken.

Noch weniger interessant ist die Herrengesellschaft, und man wird daher leicht errathen können, welches freudige Aufsehen die Nachricht erregte, es sei in einem hiesigen Gasthofe ein Pascha abgestiegen.

„Wissen Sie schon", sagte das gesprächige Stubenmädchen, als es mir den Kaffee brachte, „ein Pascha ist gestern abends bei uns abgestiegen."

„Mit seinem Harem?" fragte ich. „Wie viel Weiber hoch ist er denn einmarschirt?"

„O nein", sagte das Mädchen verschämt, „das größere Gepäck wird wahrscheinlich erst nachkommen."

„Ich, an der Stelle des Pascha", bemerkte ich, „hätte mir wenigstens einen üppigen blonden Handkoffer mitgenommen, oder ein feuriges brünettes Reise-Necessaire. Woraus schließen Sie aber, liebe Francisca, daß auch der Harem hier eintreffen wird?"

„Weil", antwortete sie, indem sie kichernd mit den

zwei Zipfeln der Schürze spielte, „nun, weil er sechs Küh de Paris mitgebracht hat.“

„Ein halbes Dutzend Culs de Paris!“ rief ich. „Das wirft auf den Harem des Herrn Nachbars kein sehr vortheilhaftes Licht. Doch vielleicht hat er sie nur aus Vorsicht mitgenommen, indem er auf ein bedeutendes Kalo der armen Odalisken in Folge des weiten Transports gefaßt ist. Wie sind Sie aber diesem für einen einzelnen Herrn allerdings etwas ungewöhnlichen Toilette-Gegenstand auf die Spur gekommen?“

„Nicht ich allein“, erwiderte sie, bescheiden ablehnend, „sondern die Mehlspeisköchin und ich, wir haben heute morgens zufällig durch das Schlüsselloch geschaut, und da stand der Pascha, selbstverständlich im Schlafrock, vor dem Koffer, nahm eines von den Dingern nach dem andern heraus und untersuchte jedes ganz genau. Wer weiß“, fuhr sie seufzend fort, „was der abscheuliche Türke mit den armen Sklavinnen vor hat, denn er ergriff dann mit einer grimmigen Miene seinen Spazierstock und klopfte die Dinger so aus, daß der Staub aufflog.“

„Wahrscheinlich hat er seinem Harem die Bastonnade in effigie gegeben. Woher wissen Sie übrigens, daß er ein Pascha ist?“

„Aber ich bitte Sie, er hat ja einen blutrothen Fez auf dem Kopfe und dampft aus einem Tschibuk wie ein Courierzug, und dann, nein, es ist wirklich zu arg, war seine erste Frage, ob es viele Marchandemoden in Baden gebe.“

Die Anwesenheit des Paschas rief bald eine große Bewegung hervor, und die Zahl seiner Roßschweife war in stetigem Steigen begriffen. Um elf Uhr erschien schon eine Baronin vor dem Gasthofe und nahm unter dem Schutze eines Sonnenschirms eine genaue Recognoscirung der ganzen Fensterfront vor. Eine halbe Stunde später schellte der Pascha dem Kellner, und als dieser eintrat, deutete der Würdenträger in einem aufgeschlagenen französischen Wörterbuche, das er in der Hand hielt, auf das Wort: Schöps. Der Kellner hielt dies für ein türkisches Compliment, und nachdem er versichert hatte, er hoffe sich des Vertrauens des Paschas auch ferner würdig zu zeigen, entfernte er sich mit einer tiefen Verbeugung. Nach einiger Zeit erschien aber der Pascha in der Küche und fragte, warum seine Schöpsen-Cotelettes nicht kämen. Sein Zorn wurde glücklich beschwichtigt, und die Versöhnung war bald so weit hergestellt, daß er dem weiblichen Dienstpersonal vorschlug, mit ihm Blindekuh zu spielen. Abends besuchte der Pascha incognito den Park in gurkengrünen Beinkleidern und einem blauen Frack. Während seiner Anwesenheit übertäubte die türkische Trommel sämmtliche anderen Instrumente. Das Gerücht von einem Ständchen des Männergesang-Vereins erhielt sich trotz aller Dementis eingeweihter Persönlichkeiten bis zur Sperrstunde. Die Fahne des Propheten jedoch war nirgends aufgehißt worden. Ebenso hatte man, um übermäßiges Aufsehen zu vermeiden, das Aufspritzen unterlassen.

Am nächsten Morgen stürzte das Stubenmädchen

athemlos in mein Zimmer: „Denken Sie nur, was eben angekommen ist!“

„Nun, gewiß der Harem“, sagte ich, indem ich mir den Anschein großer Gleichgiltigkeit gab.

„Eine ganze Kiste Küh de Paris!“

„Was, eine ganze Kiste!“ rief ich, überrascht vom Sofa aufspringend, „das ist seit König Salomon nicht erhört worden. Dieser Pascha wird gewiß für sich und seine Odalisken hundertfünfzigtausend Piaster Curtaxe zahlen müssen, Francisca!“

„Aber er ist ja gar kein Pascha“, antwortete diese mit einem Lächeln der Entsagung, „sondern ein französischer Handlungsreisender. Er reist noch heute taxfrei nach dem Gnadenorte Mariazell, weil dort nächstens eine große Procession eintrifft und er mit seinen Küh de Paris ein gutes Geschäft zu machen hofft.“

„Die Ehemänner werden glauben, es sei ein Wunder an ihren wallfahrtenden Frauen geschehen — aber man sieht daraus neuerdings, daß sich alle Wunder auf natürliche Weise erklären lassen. Doch Scherz beiseite, gibt es in der That viele Marchandemoden in Baden, liebe Francisca?“

Die Entlassung des Kriegsministers Baron Kuhn.

26. Juni 1874.

Gestern weilte er noch als Kriegsminister unter uns, und heute ruht er schon im kühlen Graz. Er war roth und stramm, aber plötzlich hieß es in der „Wiener Zeitung“: „Mein lieber Freiherr v. Kuhn!“ und so ist er denn, versehen mit den Tröstungen des Feldzeugmeisters Maroicic, der im Namen der Armee von ihm Abschied nahm, in die schattenreiche Murstadt hinabgestiegen, und nur ein Großkreuz des Stefans-Ordens, das man auf seine gewölbte Brust gepflanzt, erzählt dem Wanderer, wer er gewesen. Was ihm den Todesstoß gegeben, weiß man noch nicht ganz genau, allein er war schon volle sechs Jahre Kriegsminister und senectus ipsa est morbus.

Die Heiterkeit seines Gemüths war unverwüstlich, und er war niemals um ein Heeresbedürfniß verlegen: das eine Mal erzählte er, die Kavallerie habe keine Hosen, das andere Mal wieder schilderte er die Schwächen der

armen Infanterie und Artillerie, und wenn die Unterhaltung ins Stocken zu gerathen drohte, hatte er immer eine verborgene Festung bei der Hand, die auszubauen, oder eine geheime Kaserne, die zu repariren war. Kurz, er war nie um Geldmittel verlegen, deren Bewilligung er verlangte. Wenn bei der Delegation schon gar nichts mehr verfangen wollte, dann wußte er durch seine unübertrefflich gespielte Besorgniß vor drohenden Kriegsgefahren ein behagliches Schmunzeln auf allen Gesichtern hervorzurufen. Noch in der letzten Delegationssitzung gab er einen der köstlichsten Vorabende blutiger Ereignisse zum Besten, und selten ist über einen vor den Thoren stehenden Feind mehr gelacht worden, als diesmal. Dabei blieb er stets, mochte er auch von dem umwölktesten Horizont sprechen, vollkommen ernst und wenn sich dann Alles den Bauch hielt, malte sich in seinen Zügen der Ausdruck einer schmerzlichen Ueberraschung, durch welche die Wirkung selbstverständlich noch erhöht wurde.

Nachdem unsere neueren Feldherren durch ihre angestrengten strategischen Bemühungen die gegenwärtige Abrundung der Monarchie erzielt hatten, war man sichtlich überrascht und beschloß eine Reform an Haupt und Gliedern. An den Gliedern sollte diese namentlich durch rothe Hosen und an dem Haupte durch die sogenannte Intelligenz erzielt werden. Baron Kuhn war es, der jenes Meisterwerk der niemaligen Vollendung, die berühmte Organisation der Armee, deren Dauer für die Ewigkeit berechnet schien, in Angriff genommen hat. Obwohl ich die von unseren Truppen stets siegreich be-

hauptete Schmelz nie mit dem Tornister auf dem Rücken durchmessen habe und unter den erfreulichen Ereignissen meines Lebens den Empfang einer dreitägigen Gratislöhnung vermisse, wage ich doch mit der gewohnten Taktlosigkeit des Civilisten die Behauptung aufzustellen, daß diese Reorganisation schon Früchte getragen hat. Denn ihr haben wir es zu verdanken, daß uns der Krieg des Jahres 1870 noch im tiefsten Rüstungs-Negligée überraschte und daß daher das schöne Oesterreich von den üblichen traurigen Folgen unserer Schlagfertigkeit verschont geblieben ist. Mit einem Deficit, das uns im Innern eine ungestörte constitutionelle Entwickelung, und mit einer nicht schlagfertigen Armee, die den Frieden nach Außen verbürgt, können wir allen „Eventualitäten", mit welchem Ausdruck in unserer Diplomatensprache die groben Fehler des Auswärtigen Amtes bezeichnet werden, getrost entgegensehen.

Wie die Meisten, bedauern daher auch wir die plötzliche Abberufung des Freiherrn von Kuhn, da das Bessere, das selten nachkommt, für das Gute, das niemals da ist, kaum einen Ersatz zu bieten vermag. Eben diese allgemeine Beliebtheit aber soll nach der Meinung einiger der verdienten Strafe bisher entwischten Pessimisten dem Herrn Kriegsminister sehr geschadet haben. Da nämlich die verdientesten Männer, wie der Herr Bischof Rudigier, Se. Excellenz der Herr Finanzminister und andere, die ich bei frankirter Einsendung eines für die unverzügliche Flucht nach Amerika hinreichenden Betrages gerne namhaft machen will, ziemlich unbeliebt sind, muß

ein Kriegsminister, der sogar bei jenen beliebt ist, die ohne Haubajonnet auf dem rauhen Lebenspfad wandeln, allerdings einiges Bedenken erregen. Nach anderen wieder hätte sich das System des Baron Kuhn nicht bewährt, und man behauptet, daß die Intelligenz, welche bekanntlich am Kopf applicirt wird, lange nicht solche goldene Früchte in silbernen Schalen getragen habe, wie die Stockprügel, die an einem empfindlicheren, wenn auch zum Nachdenken weniger geeigneten Körpertheile applicirt werden. Ja, man will sogar bemerkt haben, daß die Intelligenz die Disciplin lockere und daß es hienach für den Geist der Armee vortheilhafter sei, wenn sie keinen Geist besitze.

Insbesondere soll die Intelligenz die Armee liberalisirt haben. Es scheint jedoch, daß sich dieser Liberalismus in sehr versteckter Weise äußert und daß es, so wie blinde Hämorrhoiden, auch einen blinden Liberalismus gibt. Selbst in dem Gesichtsausdruck vieler Regimenter wird der unbefangene Beobachter weit mehr Aehnlichkeit mit den Herren Palacky und Bischof Sembratowicz finden, als mit dem Freiherrn v. Pratobevera und Herrn Kuranda, um nur gemäßigte Liberale zu nennen. Wenn aber bei der Armee wirklich der Lager-Liberalismus epidemisch aufgetreten sein sollte, so kann ich den Grund hievon nicht in der Intelligenz, sondern in dem andern Theile des Systems, in den rothen Hosen finden. Denn in der allgemeinen Anwendung der letzteren liegt eine Demokratisirung der früheren rothen Generalshose, während gegen die allgemeine Einführung der Intelligenz

nicht in gleicher Weise geltend gemacht werden kann, daß die letztere früher ausschließlich den Führern unserer Armee zugekommen sei.

So stehen wir denn wieder vor einer neuen Organisation unserer jederzeit tapferen, meist schlecht geführten Armee. Der Herr Minister der Auswärtigen Angelegenheiten, Graf Andrassy, hat in der letzten Delegation die Nothwendigkeit einer vollkommen schlagfertigen Armee hervorgehoben und darauf hingewiesen, wie wir dieser die vielen Bewerbungen um unsere Freundschaft verdanken. Es hat also den Anschein, daß man diese Werber so lästig findet, wie die Penelope die Freier, und daß man daher, wie die Gemahlin des Odysseus, was man tagsüber geschaffen, bei Nacht wieder auftrennt.

Reisebriefe eines Wiener Spaziergängers.

I.

Rohitsch Sauerbrunn, 19. Juli 1874.

Ich gehöre zu jenen unglücklich organisirten Naturen, die weder bei Tage auf der Eisenbahn, noch Abends im Theater zu schlafen vermögen. Ich kann mich daher nicht, wie Andere, gegen langweilige Scenen und Gegenden durch einen solchen Act der Nothwehr schützen, sondern muß alles wachend mitmachen: die ausführliche Erzählung, was sich während der fünf Jahre, bevor der Vorhang in die Höhe ging, zugetragen, Atzgersdorf und Gumpoldskirchen, den Seelenkampf der braven Frau vor dem Ehebruche und das warme Bier in Wiener-Neustadt. Mich weckt nicht erst der berühmte Aufschrei der Wolter aus einem erquickenden Schlummer, und wenn der Schaffner ruft: Graz! so überrascht mich nicht dieser unglückliche Ausgang, denn ich weiß ja aus den vorhergehenden Stationen, daß nichts anderes zu erwarten war.

Ich stolperte, als ich in Baden in einen Wagen

des Schnellzuges einstieg, über mehrere Gestalten, die sich unter dem Schatten eines riesigen Zeltes aus schwarzem Filz malerisch gruppirt hatten. Das Lagerzelt war, wie ich bei näherer Untersuchung entdeckte, der Sommerhut des k. k. Hofschauspielers Lewinsky, der denselben, da dem Reisenden fünfzig Pfund Freigepäck von der Bahnverwaltung bewilligt werden, auf dem Kopfe trug. Leider stieg unser geachteter Mephistopheles schon in Gloggnitz aus, diesem freundlichen Marktflecken mit einem romantischen, auf einer bewaldeten Höhe gelegenen Bezirksgerichte; das Dampfroß, welches sich hier für seine beschwerliche Semmeringreise stärkt, nahm eine so riesige Prise Kohlenstaub, daß es fürchterlich zu schnauben begann, und bald sahen wir nur mehr den Kirchthurm von Gloggnitz, sowie den Hut des Herrn Lewinsky im Hintergrunde hervorragen. Die Fahrt über den Semmering erregte insbesondere die Bewunderung des Herrn zu meiner Linken. Von Zeit zu Zeit nahm er ein gegen den Kohlenstaub sorgfältig in Papier verwahrtes Fernrohr in die Hand und lehnte sich einige Minuten mit dem ganzen Oberleib zum Fenster hinaus. Wenn er dann auf seinen Sitz zurückkehrte, bewegte er noch in stummer Andacht vor dem majestätischen Schauspiel die Lippen. Nur wunderte es mich, daß er das Teleskop auch jedesmal zur Hand nahm, so oft wir an einen Tunnel kamen, der doch keine Fernsicht bietet, und es kam mir vor, als wenn es nach mehrmaligem Gebrauche kleiner geworden wäre. Endlich blickte auch ich zum Fenster hinaus und sah zu meiner Ueber-

raschung, wie er das Ocular statt ans Auge an den Mund setzte, woraus ich schloß, daß das Instrument meines Nachbars kein Plößl, sondern eine Cervelatwurst war.

Als wir in Mürzzuschlag ausstiegen, um ein wenig zu rasten, entstand plötzlich ein großes weibliches Gedränge in der Bahnhof-Restauration. Ich schlich mich auf den Fußspitzen hin und fragte eine Dame, die mir in der Beurtheilung solcher Ueberraschungen die meisten Erfahrungen zu haben schien, leise, ob es ein Knabe oder ein Mädchen sei. Ich erfuhr jedoch, daß es weder ein unvermutheter Knabe, noch ein plötzliches Mädchen war, sondern der in einem weit älteren Rollenfache beschäftigte Hofschauspieler Sonnenthal. Der liebenswürdige Künstler übt noch immer die frühere Anziehungskraft auf die Damenwelt, obgleich er jetzt bekanntlich die Charge eines jugendlichen Liebhabers mit Charakter quittirt hat und Charakter-Liebhaber geworden ist, ein Fach, bei dem zwar in der Regel das Fleisch schon etwas schwach, der Dialog jedoch sehr stark zu sein pflegt.

Obwohl Graz nicht in Hinter-Indien liegt, reiste ich doch mit einigen Elephanten von dort nach Pöltschach. Es war zwar eine meist Slovenisch sprechende Gesellschaft, der aber Shakespeare's Julius Cäsar, welcher bekanntlich bei der Auswahl seiner Umgebung mehr auf Wohlbeleibtheit als auf Verfassungstreue Rücksicht nahm, gewiß sein volles Vertrauen geschenkt hätte. Als das Zeichen zur Abfahrt gegeben wurde, hörte man plötzlich einen schweren dumpfen Fall — die Passagiere nach

Pöltschach hatten sich niedergesetzt. Pöltschach ist nämlich die Endstation der Eisenbahn für jene, welche dem Bauche zu sehr gefröhnt haben und nun wegen Aufhebung ihrer harten Leibeigenschaft nach dem berühmten Sauerbrunnen bei Rohitsch reisen. Als unser Zug in Sicht war, riß der Portier die beiden Flügel der Ausgangsthür auf, um auch dem anspruchsvollsten Reisenden den Durchgang möglich zu machen. Die Dickbäuche stiegen mit einer Geschwindigkeit von zwei Stufen in der Viertelstunde aus, und der Eilzug dampfte, sichtlich erleichtert, weiter nach Triest.

Ziehe deine Schuhe aus, denn der Boden, da du aufstehst, ist slovenisches Land, die Slovenen aber gehen barfuß. Da liegt der Wotsch in seiner ganzen Breite, faulenzend in der Sonne, während die Hügel zu seinen Füßen Wein tragen — eine saure Last! Bald fängt die Straße zu steigen an, und der Wagen fährt Schritt für Schritt den langweiligen Petschitzaberg hinan. Nur selten kommt ein Bauer des Weges, der starrt den Fahrenden eine Weile an, schlägt aber, wenn dieser nicht glattgeschoren ist und kein Collar trägt, die Augen nieder und geht, ohne zu grüßen, weiter. Mit einem Male, sobald man sich dem Gipfel der Petschitza nähert, wird die Straße belebt, von allen Seiten umdrängen Bettler den Wagenschlag, die den Reise-Uebermuth des Fremden dämpfen, denn die fünf Finger, die sie einem entgegenstrecken, sind ein trauriger statistischer Nachweis des National-Reichthums dieser Landschaft. Sobald die Höhe erreicht ist, sieht man in das schöne hügelige Land

hinein, das im Hintergrunde von hohen Bergen eingeschlossen wird. Hier weht eine reine milde Luft, Wald und Wiese senden ihren duftigen Gruß herauf, man hört das Dengeln der Sensen, und die Sichel der Schnitterin glänzt im Sonnenlichte. Von allen Kogeln her schimmern die weißen Kapellen, in deren kühlem Gelaß einsame Heilige von der alten Wunderzeit träumen. Im raschen Trab geht es bergunter in das freundliche Thal, dem die heilige Rosalia ihren wohlklingenden Namen gegeben hat. Ihr Kirchlein, das auf einem Hügel steht, erfreute sich in der guten alten Zeit, als noch die Pest wüthete, eines zahlreichen Zuspruches, und durch Jahrhunderte wallten Processionen aus dem nahen Croatien und Ungarn zu ihr, sie um ihren Schutz zu bitten, da sie das Referat über die Pest im Himmel gehabt haben soll. Jetzt aber steht die kleine Kirche verlassen und kein Mensch spricht mehr von der heiligen Rosalia, denn die Pest ist leider ganz erloschen und von den modernen Krankheiten versteht sie nichts. Darum möge kein Heiliger im Unglück übermüthig werden!

Der Boden ist hier überall sehr unartig, denn schon am Fuße der Petschitza fängt es ihm säuerlich aufzustoßen an, und nun rülpst der Trunkenbold in seinem kohlensauren Rausche in einemfort bis nach Rohitsch.

Doch was ist das? Fahre ich etwa gar in den Venusberg hinein, denn ich höre ja ganz deutlich die Ouvertüre zum „Tannhäuser?" Hätte ich mir wenigstens in Graz das Haar brennen lassen! Es kommt mir auch

schon Einer entgegen, aber der brave Portier des Venusberges, der treue Warner Eckart ist das nicht, denn der hat keinen gewichsten Schnurrbart und trägt nicht verschnürte Hosen in den Stiefeln und raucht nicht aus einem ellenlangen Tschibuk. Da ertönen die Klänge des Einzugsmarsches, die Pferde greifen aus, und unter dem Schmettern der Trompeten fahre ich über die Esplanade von Rohitsch. Donnerwetter, ist das ein Debut! Der Wagen hält vor der ständischen Kanzlei; nach einem kurzen Verhöre und nachdem ich noch einige beredte Worte zu meiner Vertheidigung gesprochen, werde ich zu drei Stock Fünfzehnerhaus verurtheilt, wohin mich auch ein Wächter der Esplanade sofort abführt. Das Bett ist ein bischen hart, dafür ist aber der Fußboden ganz weich. Die Wände sind weiß getüncht, doch der Spiegel ist grün. Das Canapé ist wohl zu kurz für meine Beine, dagegen kann ich aber die Hände bis zur Zimmerdecke ausstrecken. Wenn ich mit dem Glockenzuge klingeln will, so gibt dieser allerdings nicht den geringsten Laut von sich, allein ich höre ja jeden Schritt, der in dem Dachstübchen über mir gemacht wird, aufs deutlichste. Doch ist diese kleine Wirthschaft sehr reinlich gehalten, die slovenischen Mägde sind gutmüthig und durchaus nicht schadenfroh; denn als ich die Stiege hinabstieg, hörte ich sie theilnahmsvoll flüstern: Das ist der Herr von Nr. 75, als wenn sie hätten sagen wollen: Das ist der Herr mit der eisernen Maske.

Ich schlenderte noch über die schöne Esplanade, die würzige Abendluft einzuathmen. In den Alleen war es

still, nur manchmal sah ich aus dem Walde ein Paar schreiten, das sich in einer fremden Sprache „Gute Nacht!" wünschte. Blos am Himmel seh' ich die alten Bekannten wieder, und sie frage ich: Was werde ich volle drei Wochen in Rohitsch machen? Doch die Sterne schweigen, und aus dem Curhaus dringen die Klänge eines Csárdás, den ich nicht verstehe. Müde lehne ich mich an eine Säule —

Und Marmorbilder steh'n und seh'n mich an:
Was hat man dir, du armes Kind, gethan?

II.

Rohitsch-Sauerbrunn, 26. Juli 1874.

Die Geschichte der bedeutenderen Curorte ist fast immer dieselbe. Sie beginnt in der Regel damit, daß sich ein hoher Herr in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts auf seinem Schlosse in der entsetzlichsten Weise langweilt und, um diesen traurigem Zustande ein Ende zu machen, den Entschluß faßt, auf die Jagd zu gehen. Aber gerade an diesem Tage verfolgt ihn das Unglück in der auffallendsten Weise, denn nachdem er lange vergeblich auf einen Hirsch gelauert, bricht wohl ein solcher plötzlich aus dem Gebüsch, allein derselbe ist, obwohl ihm sofort eine Kugel in den Leib gejagt wurde, auf die räthselhafteste Weise verschwunden. Der hohe Herr, der sehr häufig ein Potentat, niemals aber weniger als ein Graf ist, pflegt sich dann mißmuthig ins Gras zu werfen, während sein Gefolge, um wenigstens den ersten Fußtritten des Gebieters auszuweichen, eifrig die Spuren des vermißten Wildes verfolgt. Plötzlich hört man einen Freudenschrei. Das Gefolge hat nämlich nach längerem

Suchen den Hirsch in einem Abgrunde entdeckt, und — o über das Wunder! — neben dem verendenden Hirsche sprudelt eine kleine Quelle, deren Wasser einen sehr sonderbaren Geschmack hat. Der hohe Herr begibt sich an Ort und Stelle und findet, wenn er bisher an einem für unheilbar gehaltenen Rheumatismus gelitten hat, eine Therme von 35 Grad Réaumur, oder wenn seine Leber zu Bedenken Anlaß gibt, eine alkalinische Glaubersalzquelle. Nach diesem Recepte kann sich jeder die Geschichte eines beliebigen Curortes selbst bereiten. So ist auch der Sauerbrunnen in der Nähe des Marktes Rohitsch im Jahre 1645 während einer Jagd von dem Grafen Niklas Zrinyi entdeckt worden, der nicht wie sein Urgroßvater gleichen Namens, der Held von Szigeth, durch seinen hartnäckigen Widerstand gegen die Türken, sondern durch ein hartnäckiges Milz- und Leberleiden berühmt geworden ist, von dem er durch den dreiwöchentlichen Gebrauch des Rohitscher Brunnens vollständig befreit wurde. Seitdem ist das Wasser hinter den Anforderungen der Zeit nicht zurückgeblieben, und es können jetzt damit alle Leiden, die nur einigermaßen distinguirt sind, von Grund aus geheilt werden. Als geradezu vernichtend wird aber das Auftreten des bewährten Säuerlings gegen anmaßende Bäuche geschildert, die sich in ungebührlicher Weise vorzudrängen suchen. Es ist dies das Verdienst des schwefelsauren Natrons, welches das Rohitscher Wasser neben anderen liebenswürdigen Bestandtheilen enthält, und das sogar noch in Fällen galoppirender Fettsucht Wunder gewirkt haben soll.

Ich habe hier einen dicken Herrn kennen gelernt der die Fettleibigkeit als Sport auffaßt. Er führt seiner Bauch, wie einen bewährten Renner, auf den Turf nach Karlsbad, Marienbad und Rohitsch und verzeichnet gewissenhaft, wie viele Pfunde er überall verloren. Er lobte mir sehr das ebene Terrain dieser böhmischen Rennplätze, bedauerte jedoch, daß dasselbe hier so hügelig sei. Ganz im Geiste der Sportsmen hat er seinem Bauch den englischen Namen „Lady" gegeben, und er erzählte mir, wie er mit diesem schon viele Wetten gewonnen habe. So habe er erst im vorigen Jahre einen baierischen Baron, der 275 Pfund wog, um sieben Pfund geschlagen, ein Sieg, der ihn besonders zu freuen schien; denn er gab, nachdem er ihn mir mitgetheilt hatte, seiner Lady einige leichte zärtliche Hiebe mit einer Gerte, die er immer mit sich führt. Er ist auch ein gewiegter Bäuchekenner und erräth auf den ersten Blick den Stammbaum, sowie das Alter eines jeden. Beispielsweise bezeichnete er einen solchen auf der Esplanade sofort als dreijährigen Wiener Bierbauch, während er einen anderen, weniger entwickelten Spitzbauch ein steierisches Sterzfohlen nannte. Edle Bauchracen erkennt er schon von hinten aus der Gangart. Vorgestern hatte er hier ein kleines Steeple-Chase arrangirt, an dem außer ihm noch drei Herren theilnahmen. Sie ließen sich zuerst wägen wonach dem einen, der zu leicht befunden worden war, drei Kopfkissen um den Leib geschnallt wurden. Für einen zweiten Bauch wurde Reugeld bezahlt. Die Bahn erstreckte sich von der Esplanade bis zum Brunnen-

tempel, jedoch schon vor der Musikcapelle hatte Lady die Führung übernommen und siegte, wie sie wollte. Sie hatte die Strecke von hundertzwanzig Schritten in fünfunddreißig Minuten zurückgelegt.

Nach amtlichen Versicherungen soll der Säuerling auch anregend auf den Geist wirken. Möglich, daß sich derselbe bei beginnender Dummheit bewährt; ich habe das Wasser von vielen hundert Gästen ohne jede Wirkung trinken gesehen — wahrscheinlich aber war das Uebel schon zu eingewurzelt. Der Curgast bringt dem Rohitscher Wasser ein größeres Vertrauen entgegen als anderen Mineralwässern, da er es zu Hause nur als sprudelnden Gesellschafter des Tischweins kennen gelernt hat. Hier aber ist den beiden Flüssigkeiten jede Gemeinschaft untersagt; sie sind vollständig vom Tische geschieden, und jede Uebertretung wird als strenger Diätfehler bestraft.

Das Wasser ist deßhalb durchaus nicht trübsinnig, sondern klar, frisch und prickelnd, so daß man sich gar nicht daran gewöhnen kann, es ernsthaft zu nehmen und ihm jene Ehrerbietung zu erweisen, die man einer Medicin schuldig ist. Es wirkt angenehm auflösend. In der Nähe des Brunnens befindet sich ein Spazierweg, den eine eigene Aufschrift in zart umschreibender Weise als Seufzer-Allee bezeichnet. Nachdem die Spaziergänger hier zu wiederholten Malen geseufzt, sieht man einige von ihnen den melancholischen Ort schleunigst verlassen und den kleinen Holzhütten zustreben, die an den Abhängen der Hügel verstreut sind. So ärmlich

und nothdürftig diese sind, der Neid der hartleibigen Menschen folgt ihnen auch dorthin.

Sonst wird der Curort nur noch von den Klängen der magyarischen Sprache durchtönt. Namentlich scheint Kanischa seinen Bewohnern unausstehlich zu sein, da die meisten ungarischen Curgäste dort ihren ständigen Wohnsitz haben. Ich möchte nicht gerne eine falsche Nachricht verbreiten, aber ich glaube, die Göttin Hygiea selbst ist aus Groß-Kanischa. Auch mehrere Triestiner Familien weilen seit einiger Zeit hier, die ihre Minderzahl durch einen möglichst großen Lärm zu verbergen suchen. Wir verdanken dieser Seestadt ein paar sehr hübsche Frauen, die aus ihren deutschen blauen Augen vergebens italienische Blitze zu schießen versuchen. In dem Sprachenmischmasch, das man überall hört, vertritt das Jüdeln die Stelle der Kohlensäure, denn es entweicht immer durch die Nase. Daß in dem Civilpfund des Sprachquells, der in Rohitsch sprudelt, eine nicht unbedeutende Anzahl Gran der eben erwähnten Kohlensäure sich befindet, beweist schon ein kleines Gasthaus, in welchem die Tafelfreuden nicht nur durch die Speisegesetze der Brunnendiät, sondern auch durch die des Sanitätsrathes Moses beschränkt werden. Ich habe mich bis jetzt noch nicht an das rituelle Menu jener Küche gewagt, und eine heilige Scheu hat mich miserables Weltkind abgehalten, von diesen durch das Alter geheiligten Speisen zu verkosten. Um wenigstens einen neugierigen Blick in die alttestamentarische Wirthschaft zu werfen, stieg ich neulich die kleine Höhe, auf der sie sich befindet, hinan.

Unter einer Weide saßen zwei Gänse, die mir, ihrer Magerkeit nach, die Cur in Rohitsch mit großem Erfolge gebraucht zu haben schienen, und schnatterten traurig mit emporgereckten Hälsen. In der Laube des Gartens ruhten einige Patriarchen, in lautem Wechselgespräche den Stand des gelobten Banater Weizens erörternd. Vor der Thür wusch eine Magd träumerischen Sinnes schmutzige Teller.

„Woher sind Sie, liebes Kind?“ fragte ich.

Sie ließ eine Weile ihre großen schwarzen Augen auf dem theilnahmsvollen Wanderer ruhen und antwortete dann:

„Woher soll ich sein? Aus Groß-Kanischa.“

Da ich von den Speisegesetzen der Brunnendiät gesprochen habe, muß ich hinzufügen, daß diese sehr milde sind, denn es darf jeder nach seiner Façon sich den Magen verderben. Sowie die Preise der Wohnungen, werden auch die der Speisen durch den steierischen Landesausschuß festgesetzt, und selbst über den kleinsten Leberknödel wacht das Auge der ständischen Vorsehung. Die Wohlfeilheit, die daher hier noch zu finden ist, wirkt so verführerisch, daß man für Taxen sich begeistern könnte, wenn Einem nicht der liberale Landesausschuß durch die Einführung einer abschreckenden Curtaxe von fünf Gulden diese mittelalterliche Schwärmerei auszutreiben verstanden hätte. Da man einem und demselben Gaste die Taxe füglich nicht mehrere Male abnehmen kann, suchte man diesem Uebelstande dadurch abzuhelfen, daß man jeden nach drei Wochen, nachdem die zur Cur

erforderliche Zeit abgelaufen ist, des Landes verweist. Die Wohnhäuser sind nämlich, mit Ausnahme eines einzigen, Eigenthum des Landes. Sobald einem daher die Wohnung, wie dies regelmäßig nach der genannten Frist geschieht, weggenommen wird, bleibt dem Obdachlosen nichts übrig, als abzureisen und einem noch ungeschwächten Taxsubject Platz zu machen.

Doch ist der Curvorstand bemüht, den Fremden während der ihm zugestandenen Galgenfrist vor Kopfhängerei zu bewahren. Um denselben gegen langweilige Lectüre zu schützen, liegen im Cursaal keine Zeitungen auf, und es besteht keine Buchhandlung, durch welche das während der Curzeit so verderbliche Einschlafen gefördert werden könnte. Dagegen vergeht kein Abend ohne Tombola, Kränzchen oder Ball. So lange die Jahreszeit noch günstig ist, wie gegenwärtig, wo die Aepfel hier noch nicht einmal unreif, geschweige denn schon den nothwendigen Grad der Fäulniß erlangt haben, um den Tenoren an den Kopf geworfen zu werden, werden auch häufig Concerte veranstaltet.

III.

Agram, 10. August 1874.

Ich habe mich einige Tage in dem reizenden Römerbade aufgehalten, einem Warmbade, dem man diesen klassischen Namen gegeben hat, weil es schon von den alten Römern, wie von einigen dort weilenden Damen bestätigt werden kann, zu Heilzwecken benützt wurde. Die Gäste leben in diesem classischen Bade in patriarchalischer Weise und bilden gleichsam eine einzige Familie, so daß man Gelegenheit hat, binnen wenigen Stunden Namen, Stand und Zahl der Liebhaber zu erfahren. Der Bade-Arzt ist zwar ein junger hübscher Mann, da er jedoch verheirathet ist, kann er von den nervösen Damen ohne Nachtheil für die Gesundheit gebraucht werden. Römerbad liegt auf einer Anhöhe am rechten Ufer der Saan, in der man schmackhafte Fische und reizende Mädchen antrifft, welche letztere jedoch nur mit dem Essig älterer Begleiterinnen genossen werden können. Bei schönem Wetter kann man stundenlang in den prächtigen Anlagen spazieren gehen, während an regnerischen Tagen

das Studium der sogenannten „ferneren Taxberechnung" die Gelegenheit bietet, einige Stunden mit angestrengtem Nachdenken zuzubringen. Ich fand in Römerbad unseren lieben Johann Strauß, der seinen Kopf für krank hält, während dieser nur melodienschwer ist, sowie den „verliebten Löwen" des Wiener Stadttheaters, Herrn Robert, dem das Bad eine außergewöhnliche Mehreinnahme verdankt, da die Damen dieses Künstlers wegen ihren Aufenthalt verlängerten und nach der erwähnten ferneren Taxberechnung „für jeden Tag der längeren Anwesenheit dreißig Kreuzer per Person berechnet werden."

Wie man nach Süßigkeiten einen scharfen Käse nimmt und nach französischen Romanen eine Dorfgeschichte gerne liest, so sehnt man sich manchmal aus der Civilisation heraus, nach einem bischen Barbarei. Nach dem fortwährenden: „Ich küss' die Hand" in den Badeorten, die ich besuchte, schien mir daher der Verkehr mit naturwüchsigen Panduren eine pikante Abwechslung zu bieten. Die nächste Station von Römerbad ist Steinbrück, und von hier führt die Bahn in drei Stunden nach Zagrab, ein Name, der ein wenig an das Innere von Afrika erinnert, unter dessen wildcroatischer Außenseite jedoch sich nur das friedlicher klingende Agram, die Hauptstadt von Croatien, verbirgt. Man fährt an den zahmen Stationen Lichtenwald, Reichenburg, Gurkfeld und Rann vorüber, da stolpert plötzlich der Zug — ich bitte, nehmen Sie Ihre Zunge vor einer Entgleisung in Acht, denn vor uns liegt Zapresitz. Wir haben nur noch die Station Podsused zu überstehen und sind in

Agram. Allen meinen langjährigen Feinden, die mich bisher immer in das Land, wo der Pfeffer wächst, gewünscht haben, beehre ich mich mitzutheilen, daß ich dort mit dem Personenzug der Südbahn um halb acht Uhr Abends glücklich angelangt bin. Jetzt, wo ich während des heftigsten Paprikas ruhig zur Nacht esse, schreckt mich nichts mehr, ja ich bin im Stande, unter einem unaufhörlichen Leitartikel der Agramer Zeitung sanft einzuschlafen. Die croatische Sprache klingt sehr höflich, und als mir neulich einer nachrief: „Hol' Sie der Teufel!" zog ich meinen Hut und antwortete: „Ich wünsche gleichfalls", weil ich glaubte, er habe mir guten Appetit gewünscht. Gasse heißt Ulica, Platz Terg, Sloga Eintracht und Oglas Kundmachung. Wie aber Erdäpfelnudeln auf Croatisch heißen, weiß man nicht, da der große Sprachforscher Kurelac, dem man die Erfindung sehr vieler croatischer Wörter verdankt, leider vor acht Wochen gestorben ist, ohne das Geheimniß verrathen zu haben. Daran liegt aber nicht viel, denn glücklicherweise spricht in Agram jeder, der eine Hose trägt, auch Deutsch. Diejenigen, die unserer Sprache nicht mächtig sind, tragen nur das National-Négligé: ein Hemd und eine sehr weite Unterziehhose. Auch das weibliche Geschlecht ruinirt noch nicht die Männer durch Volants und Schleppen, indem die ganze Toilette aus Hemd und Unterrock besteht. Ich hielt deßhalb anfangs die vor dem Bahnhof versammelten Töchter des Landes für weißgekleidete Jungfrauen, die zum Behufe einer Declamation ausgerückt seien, bis mich das massenhafte Auf-

treten derselben von der statistischen Unwahrscheinlichkeit dieser Ansicht überzeugte.

Man hat jetzt überall die deutschen Namen der Straßen und Plätze beseitigt, ohne daß es bisher gelungen wäre, den Reisenden hiedurch irrezuführen, da es diesem in der Regel ganz einerlei ist, auf welchem Punkte Agrams er sich langweilt. Das Bad dagegen führt keinen croatischen, sondern den deutschen Namen „Dianabad" und scheint aus diesem Grunde den Eingebornen nicht bekannt zu sein. Als ich nämlich einen kleinen Jungen nach einem solchen fragte, schüttelte er den Kopf und wies mit der Hand weit weg in der Richtung der Türkei. Um den leidigen Sprachenstreit nicht auch auf die öffentlichen Anstandsorte auszudehnen, bei denen ein längeres Nachforschen über die Bedeutung der Aufschrift bedenklich werden könnte, hat man die Errichtung solcher Bequemlichkeiten lieber ganz vermieden. Um die gefährliche Sprache kurzweg auszurotten, wird den Kindern von den Schullehrern auf das strengste verboten, untereinander deutsch zu reden. Man hört daher auf den Spielplätzen und Spaziergängen gar keinen Lärm: die Kleinen schlagen Purzelbäume, spielen Ball und blinde Kuh, schweigen aber dabei hartnäckig. In den Buchhandlungen findet man kaum ein deutsches Buch, obwol die vaterländische Literatur noch einige namhafte Lücken aufzuweisen hat. Doch haben die Croaten einen großen Dichter, der sich mit den größten Dichtern aller Nationen kühn zu messen vermag — Sekspir. Ich fand nämlich in einer Buchhandlung:

Julio Cezar od Sekspira, ein Drama, das auch außerhalb Croatiens ziemlich bekannt geworden ist. Sekspir ist, wie schon aus dem Namen hervorgeht, ein geborener Croate. Ueber die früheren Lebensschicksale desselben ist zwar ein großes Dunkel gebreitet, doch vermuthet man aus einigen Stellen in „Hamlet," die einen großen Lebensüberdruß verrathen, daß er in der Nähe von Agram zu Hause gewesen, sowie aus seiner großen Menschenkenntniß, daß er in seiner Jugend mit Zwiebeln hausiren gegangen sei. Da das Agramer National-Theater im sechzehnten Jahrhundert noch keine Subvention erhielt, sah sich der strebsame croatische Dichter veranlaßt, auszuwandern, und zwar blieb ihm nach Agram keine Wahl als London, wo er auch, wie es scheint, an Heimweh gestorben ist.

Agram besteht aus der höher gelegenen oberen und aus der unteren Stadt, deren Anlage in die neuere Zeit fällt. Die obere Stadt ist wie ausgestorben, und nur dem glücklichen Umstande, daß sich dort der Friedhof befindet, verdankt sie es, daß sie doch hin und wieder ein bischen belebt wird. Die Zierde der unteren Stadt ist der Jellacicplatz, ein großes Viereck mit kleinen Häuschen, in dessen Mitte sich das eherne Standbild des großen Banus befindet, das aus dem Atelier Fernkorns hervorgegangen ist. Das Pferd, auf welchem der tapfere Feldherr sitzt, scheint jedoch in die strategischen Talente seines Reiters einige Zweifel zu setzen, denn es steht nicht wie die anderen Heldenrosse Fernkorns stolz auf den beiden Hinterbeinen, sondern hebt zaudernd nur den rechten Vorderfuß in die Höhe. In diesen Platz

mündet die längste Straße der unteren Stadt, die Ilica, welche von den Eingebornen die Jägerzeile Agrams genannt wird. Doch ist die Ilica lange nicht so exclusiv wie unsere Jägerzeile. Denn man sieht in jener auch häufig Ochsen und Kühe lustwandeln, ohne daß jemand an diesen gehörnten Spaziergängern Anstoß nähme.

Da im Sommer das National-Theater geschlossen ist, suchen die Freunde der Mimik einige Zerstreuung darin, daß sie dem Rasiren der Fremden zuschauen. Sobald ein solcher in eine Barbierstube eintritt, versammelt sich vor derselben ein kleiner Kreis, welcher dem Schauspiele des Einseifens theilnahmsvoll folgt und dem blutigen Ausgang mit Spannung entgegensieht. Andere öffentliche Vergnügungsorte gibt es nicht. Der Park Maximir, welcher nur eine halbe Stunde von der Stadt entfernt ist, wird von den Eingebornen nie besucht; ich glaube, man könnte stundenlang in demselben spazieren gehen, ohne erschlagen zu werden. Die einzige Sehenswürdigkeit ist der Dom; derselbe hat dunkle Augen, einen schwellenden Busen und einen wunderbaren kleinen Fuß. Eine schöne croatische Dame war nämlich meine Führerin, und ich habe in dem Dom wahrhaftig keine anderen Merkwürdigkeiten gesehen, als die genannten. „Wie haben Ihnen denn die Glasmalereien gefallen?" fragte sie mich. „Ich könnte tagelang in dieselben schauen", antwortete ich. — „Und der Thurm?" — „Ach könnt' ich ein Stündchen an demselben ruhen." — „Und das Portal?" — „Aber ich bitte Sie, gnädige Frau, man sieht ja fast nichts davon bei diesen langen Schleppkleidern."

Ich habe endlich auch das National-Museum besucht. Die einzige Seltenheit, die dasselbe aufzuweisen hat, sind die Besucher, die daher eingeladen werden, ihren Namen in ein Gedenkbuch einzutragen. Man findet in dem Museum einen Rafael, und zwar ein Bild aus der spätesten Periode des Meisters, da es mindestens dreihundert Jahre nach dessen Tode gemalt wurde; ferner den Oberrock eines croatischen Generals, Namens Krivicic, der sich vor einigen Jahren in Graz erschossen hat; einige Thiere, die zwar richtig todt sind, an denen aber leider einige auffallende Ausstopfungsfehler beklagt werden müssen, und endlich einen Katalog, der unter dem Schutze der croatischen Sprache erschienen ist. Den Regenschirm, den ich dem Diener zur Aufbewahrung übergeben hatte, bekam ich zu meiner großen Ueberraschung zurück. Da er auf meinen Irrfahrten sehr beschädigt worden war, hatte ich befürchtet, er sei der Raritäten-Sammlung einverleibt worden.

Candidaten an allen Ecken.

18. Oktober 1874.

Es gibt vielleicht nichts, was den friedlichen Staatsbürger so zu erschrecken geeignet ist, als wenn er, nichts Böses ahnend, durch die Straßen wandelt und sich plötzlich an irgend einer Mauerecke mit der ehrenvollen Bezeichnung: Mitbürger! angesprochen findet. Langjährige und gewissenhafte Beobachter von Mauerecken wissen nämlich, daß es niemals heißt: Mitbürger! Der Baron Rothschild hat dich zum Universal-Erben eingesetzt, sondern daß die öffentlichen Aufrufe dem vorwitzigen Leser regelmäßig etwas sehr Unangenehmes mitzutheilen haben, entweder die k. k. Hiobspost, daß das Vaterland in Gefahr sei, oder daß die Polizei einen gefährlichen Raubmörder suche, oder daß zum mindesten eine Rate der Erwerb- und Einkommensteuer wieder fällig geworden sei. Man kann sein Geld nicht gewinnbringender anlegen, als wenn man sofort auf ein großes

Unglück wettet. Der Vorsichtige wird daher, sobald ihm von weitem die Aufschrift: Mitbürger! entgegensieht, diesem Lockrufe keineswegs folgen, sondern eiligst in eine Seitengasse abbiegen, um sich nicht Appetit und Schlaf rauben zu lassen.

In dieser Woche jedoch war an kein Entrinnen zu denken, denn auch das abgelegenste Gäßchen bot keine Zuflucht gegen die Tugenden und Verdienste der Candidaten für den Reichsrath. Man glaubte unter den Leichensteinen des Währinger Friedhofes zu weilen, so wimmelten die Mauern von den Vorzügen ehrbarer Leder-, Blech- und Garnhändler. „Tretet an die Urne hin, Mitbürger!“ hieß es; aber das war nur raffinirte Heuchelei, denn ach! um keine Leichenverbrennung handelte es sich, sondern die irdische Hülle des theuren Angehörigen sollte im parlamentarischen Bretterhause vor dem Schottenthore zu den anderen Abgeordneten beigesetzt werden.

Man darf wohl, ohne sich einer lächerlichen Uebertreibung schuldig zu machen, behaupten, daß die so dringend empfohlenen Candidaten sich bisher noch keines Weltrufes erfreuen, selbst wenn man von der patriotischen Voraussetzung ausginge, daß die Welt schon vor der Hundsthurmer Linie aufhöre. Sie gehören vielmehr zu jenen unter vier Augen berühmten Männern, von denen eines unserer Volkslieder so rührend singt: „Wer ihn g'sehn hat, muß ihn kennt haben, wer ihn kennt hat, muß ihn g'sehn haben. — Wen denn? — Den Andre'l sein Sohn.“ Ich zweifle nun nicht daran, daß

auch „den Andre'l sein Sohn" ein tüchtiger Abgeordneter sein könne. Allein da unser Abgeordnetenhaus ohnehin schon zu einem ziemlich großen Theile aus Mitgliedern besteht, die nur derjenige kennt, dem das Glück zu Theil wurde, sie „g'sehn" zu haben, so dürfte das Verlangen nach einer kleinen Abwechslung, und zwar nicht blos der Physiognomie, kein ganz unbescheidenes sein.

Wenn ich mir über die neuen Candidaten solche unziemliche Bemerkungen erlaube, die den Freund der Unbedeutenheit mit tiefer Wehmuth erfüllen müssen, so denke ich dabei ebensowenig an den Candidaten der demokratischen Partei, Professor Stein, wie die Wähler der inneren Stadt. Denn Herr Professor v. Stein ist ein namhafter Schriftsteller und Gelehrter. Freilich liegt die Stärke der meisten seiner Bücher, wie die Simsons, hauptsächlich darin, daß ihnen bisher noch keiner mit einer Scheere nahegekommen ist, wenn auch schon viele bei ihnen, wie Delila bei Simson, geschlafen haben. Der gelehrte Volkswirth besitzt die Gabe, die einfachsten Dinge unbegreiflich erscheinen zu lassen, und er weiß dem klarsten Begriffe immer eine neue Definition abzugewinnen, durch die derselbe im Nu in ein Räthsel der Sphinx verwandelt wird. Da Herr Ritter v. Stein unter den meisten Dingen etwas ganz Anderes versteht, als man bisher darunter verstanden hat, so ist es weder auffallend, daß er sich als Demokraten candidiren ließ, noch daß er sich seinen Wählern als „Groß-Industriellen" vorgestellt hat. Wir wissen ja nicht, was

er unter Industrie versteht, wenn uns auch bekannt ist, daß er nichts von ihr versteht. So ungenießbar oft die Bücher des Herrn Professors sind, so interessant ist doch sein Vortrag. Wenn er ganz in sich versunken mit leiser Stimme seine phantastischen volkswirthschaftlichen Ideen ausführt, dann macht er den Eindruck, als wenn er nachzuerzählen versuchte, was ihm die Nacht vorher geträumt habe. Seine Ansichten klingen manchmal so barock, daß man glaubt, Hamlet mit Polonius über National-Oekonomie discutiren zu hören. Dabei fordert er seine Zuhörer immer auf, „praktisch" zu sein, und es stimmt einen ganz wehmüthig, wenn er, um selber sehr praktisch zu erscheinen, sich nicht anders zu helfen weiß, als daß er die Hände in die Hosentaschen steckt.

Die meiste Aussicht, gewählt zu werden, hat der Candidat der Conservativen. Herr Pollak ist, wie er in seiner Candidaten-Rede hervorhob, nur seiner „Bürgertugenden" wegen in den Adelstand mit dem Prädicate Borkenau erhoben worden, nennt sich jedoch nicht, wie man hiernach vermuthen könnte: Bürger von Borkenau, sondern ganz einfach Ritter v. Borkenau. Er hat sonderbarerweise gar kein seemännisches Aussehen, obwohl er Verwaltungsrath der „Seehandlung" ist und für seine Verdienste während der Ueberschwemmung geadelt wurde. Da sich Wien außer diesem Ritter v. Pollak, der in Ueberschwemmungen arbeitet, noch eines zweiten Ritters v. Pollak erfreut, der Zündhölzchen erzeugt, so wäre unser Parlament bald das Opfer einer Verwechslung geworden, wenn die Wähler nicht

rechtzeitig durch mehrere „Eingesendet“ in den Zeitungen gewarnt worden wären. Und wer weiß, wie lange es die Völker Oesterreichs nicht gemerkt hätten, daß nicht der Wasser-Pollak, sondern der Feuer-Pollak das Steuerruder des schwankenden Staatsschiffes schweigsam durch die stürmisch wogenden Fluthen lenke!

Victor Hugo als Ethnograph, die k. k. k. Statthalterei, Baron Wertheim als Lebensretter.

1. November 1874.

Die ernsten Politiker haben in dieser Woche keinen Stoff zum Lachen gegeben. Man müßte nur den Dichter Victor Hugo als ernsten Politiker nehmen, der vor Kurzem bei einem Bankett zu Ehren Castelar's einen Toast auf das Bündniß der vier lateinischen Nationen: Frankreich, Italien, Spanien und — — Griechenland ausgebracht hat. Nicht mit dem Schwerte also, wie die deutschen Barbaren, vollzieht der große Franzose seine Annexionen, sondern mit einem ganz gewöhnlichen Weinglase; nicht mit pulvergeschwärztem Angesichte kehrt der Eroberer heim, nur mit gerötheter Nase, und er raubt nicht nur der Mutter ihre Söhne nicht, sondern beschenkt sie im Gegentheil mit solchen, indem er die alte Roma zur Mutter der Griechen macht. Es wäre bei dieser kleinen ethnographischen Zerstreutheit Victor Hugo's nicht unmöglich, daß er von den Czechen glaubt, sie

seien Rothhäute, welche sich die „Declaration" auf den Leib tätowiren, und der irrigen Ansicht ist, der zweigeschwänzte Löwe sei ein Ehrentitel ihres kriegerischen Häuptlings Palacky. Wenn aber ein Mann wie Victor Hugo die Griechen für Lateiner hält, kann es uns nicht Wunder nehmen, wenn nächstens einmal ein Toastredner zu Ehren eines Botanikers das Rhinoceros zu den Tulpen rechnet oder bei einem Friedenscongresse die jüngste unter den Läusen, die jetzt alle Köpfe in Bewegung setzt, die Reblaus: Phylloxera, für ein neuerfundenes Zündnadelgewehr hält.

Da in dieser Woche auch der Dichter Weilen, als wäre er ein Geist, vom Repertoire plötzlich verschwunden ist, jedoch erst nachdem sich schon vorher das Publicum unsichtbar zu machen gewußt hatte, blieb dem Freunde des unfreiwillig Komischen nur der Central-Friedhof übrig, dessen feierliche Eröffnung endlich unter allgemeiner Heiterkeit stattgefunden hat. Der Name Central-Friedhof kann wohl nur im ironischen Sinne gemeint sein, denn nach den erbitterten Kämpfen, zu welchen derselbe Anlaß gegeben, müßte wohl Jedem die Bezeichnung „Central-Schlachtfeld" weit angemessener erscheinen. Es war, wie man weiß, eine arge Fehde zwischen den Vätern der Stadt und dem unverheiratheten Consistorium entbrannt. Die Väter wollten jeden, der sich mit dem Todtenpaß ausweisen könne, ohne Rücksicht darauf, wie und ob er getauft sei, auf dem neuen Friedhofe begraben lassen, während das Consistorium wieder von jedem zu Beerdigenden ein katholisches Taufzeugniß

verlangte, ohne Rücksicht darauf, ob er todt sei oder nicht.

Den Sieg errang jedoch das Consistorium, indem es an einem nebligen Herbstmorgen, da die Stadtväter noch in den Armen des Landespatrons Morpheus lagen, ungesehen ausfiel, den Friedhof mit dem Rufe: „Die Statthalterei will es!" stürmte und denselben ohne Schwertstreich einsegnete. Die Statthalterei hatte nämlich insgeheim dem Consistorium einen kleinen Erlaß zugestellt, daß sie kein akatholisches Begräbniß gestatten werde, und so durch dieses vermittelnde Auftreten den Streit beigelegt. Die kaiserlich königlich katholische Statthalterei war nicht die einzige Alliirte des Consistoriums. Denn außer dieser k. k. k. Behörde hatten die Kreuzfahrer ganz unerwartete Verbündete gefunden, indem zu ihnen ein Fähnlein israelitischer Reisiger gestoßen war. Der Vorstand der jüdischen Gemeinde wollte nämlich auch in der Todtenstadt seine eigene Ringstraße haben und von einer allgemeinen Begräbnißstätte nichts wissen. So gingen jüdische Orthodoxe mit den Clericalen friedlich Hand in Hand, nur um nicht nach dem Tode neben einander ruhen zu müssen.

Doch wünschen wir allen Jenen Glück, für welche die Friedhofsfrage keine brennende ist, und preisen wir den Mann, dem es gelungen ist, dem Reiche der Schatten auch nur ein Opfer zu entreißen. Ein solcher Mann aber, dem wir die Rettung eines Menschenlebens verdanken, weilt in unserer Mitte. Mitbürger! Ich fordere euch zu keiner Subscription für ihn auf, weil ihr schon

einmal für ihn subscribirt habt. Es war die Subscription auf die Actien der Waffenfabriks-Gesellschaft, deren Gründer jener edle Lebensretter war. Ja, Baron Wertheim hat den Wellen eines Baches ihre Beute entrissen! Und es war nicht etwa ein Actionär der Kassenfabrik, der aus Verzweiflung über die kleine Dividende hineingesprungen war — nein, ein Kind war es, und kein sogenanntes schönes Kind zwischen sechzehn und vierundzwanzig Jahren, sondern ein ganz gewöhnliches Kind von drei bis vier Jahren. Der Baron hätte seine Heldenthat einem Weltblatt, etwa den „Times", telegraphiren können, aber wie alle wahren Wohlthäter der Menschheit ist auch er bescheiden und schrieb nur einen Bericht an das „Kremser Wochenblatt", den er, immer bereit, seinen Nebenmenschen behilflich zu sein, den hiesigen Redactionen zum Wiederabdruck anbot.

Es war, so erzählt er, früh 9 Uhr, als ich mit dem kaiserlichen Rathe Herrn Sieger zum Höllthor in Krems hinausgehen wollte. Ich blieb beim Mühlbach stehen und bemerkte, daß ein Kind, blau gekleidet, im beiläufigen Alter von drei bis vier Jahren, sich im Wasser bewegte. Ich erkannte die größte Gefahr und machte — erschrick nicht, holde Leserin, er machte keinen Sprung in den Bach — und machte mit meinem Collegen Lärm, damit jemand das Kind heraushole. Es kam jedoch Niemand. — So wird einem beim besten Willen die Lebensrettung von den Mitmenschen erschwert! — Die Gefahr ward immer größer, und ich stieg ins Wasser, um, wenn das Kind her-

wärts getrieben worden wäre, es zu fassen. — Welche Geistesgegenwart, nicht dem Kinde entgegenzukommen, sondern es zu retten, bis es hergetrieben würde! — Endlich — leider zu spät, denn die Stiefel des Barons waren schon naß — wurde das Kind, da Hilfe kam, herausgezogen. — Von wem es herausgezogen wurde, wird, um den Leser des Kremser Wochenblattes nicht zu ermüden, verschwiegen. — „Es ist als sicher anzunehmen“, schließt der edle Retter den Bericht, „daß, wenn ich und Herr Sieger nicht in diesem Moment vorbeigegangen wären, dieses Kind zweifellos ertrunken wäre“, und, fügen wir hinzu, es wäre trotzdem zweifellos ertrunken, wenn es nicht ein Unbekannter herausgezogen hätte.

Harmlose Plaudereien mehrerer Abgeordneten über das Actiengesetz.

8. November 1874.

Ach Gott, wie langweilig ist doch das Leben! Der scharfsinnige Leser wird vielleicht schon aus dieser kleinen philosophischen Abhandlung entnommen haben, daß ich mich mit der Debatte des Abgeordnetenhauses über das Actiengesetz eingehend beschäftigt habe. Man erkennt ein gutes Gesetz an derselben Eigenthümlichkeit, an welcher bei Feuersbrünsten die Hofspritze erkannt wird, daß sie nämlich regelmäßig zu spät kommt. Wenn diese erscheint, dann mag jeder Staatsbürger mit der beruhigenden Versicherung nach Hause gehen, daß nichts mehr zu verlieren ist und daß man nur noch von ihr überfahren werden kann. Hienach darf man auch von der Vorzüglichkeit des neuen Actiengesetzes überzeugt sein, da es erst jetzt erlassen wird, wo die meisten Actien ihren Kreislauf so weit vollendet haben, daß sie nicht mehr in einbruchsicheren Kassen den Blicken der Neugierigen entzogen werden, sondern in jeder Wursthandlung das Auge des Beobachters erfreuen.

Der erste Redner war der Historiker Herr Professor Beer. Er sprach sich im sogenannten „Ganzen und Großen" für das Gesetz aus und gab, um auch die Furchtsamsten zu beschwichtigen, diesen die tröstliche Versicherung, „die Bestimmungen des Gesetzes könnten und würden auch umgangen werden." Allein trotz diesem kleinen charmanten Krebsschaden des Gesetzes empfahl er doch dem hohen Hause die Annahme desselben, „da jedenfalls eines daraus hervorgehen werde: die redliche Sorgfalt der Regierung, sowie der Ernst, die Gründlichkeit und der Fleiß des Abgeordnetenhauses." Es wäre also das Actiengesetz weniger zum Schutze der Actionäre, als zum Schutze der Regierung berufen, und so oft eine Bestimmung desselben umgangen würde, müßte jeder Einsichtige des Ernstes, der Gründlichkeit und des Fleißes eines hohen Hauses mit tiefer Rührung gedenken.

Nach dem Herrn Hofrath ergriff der bekannte Jovial-Demokrat und Concepts-Socialist Herr Dr. Kronawetter das Wort. Obwohl sonst die kleinen Beamten die ganze Fülle ihrer Antipathie nur ihren Vorgesetzten zuwenden, gibt es doch etwas, was der Herr Magistrats-Concipist Kronawetter noch weniger leiden kann, als einen Magistratsrath — das Kapital. An allem Schlimmen in der Welt, von den Bureaustunden um 9 Uhr morgens angefangen bis zum schlechten Bier um 9 Uhr abends, ist das verfluchte Kapital schuld. „Ich brauche nicht hinzuweisen", rief der Kapitalhasser ingrimmig aus, „daß die Actien-Gesellschaften, seitdem sie

Bierbrauerei treiben, die Bierpreise machen." Ich bin vollständig einverstanden mit der social-demokratischen Partei, daß uns das Bier jedenfalls wohlfeiler zu stehen käme, wenn die Trinker den Bierpreis festzusetzen hätten und nicht die Brauer. Da jedoch nicht zu erwarten steht, daß dieses erfrischende und, nach dem Aussehen des Herrn Kronawetter zu schließen, auch sehr nahrhafte Getränk jemals um einen solchen, blos aus der Tiefe des Gemüthes geschöpften Preis zu haben sein werde, scheint es mir ganz gleichgiltig, ob eine Bierbrauerei von einem Einzelnen betrieben wird oder von einer Gesellschaft. Herr Kronawetter wird auch, wenn er sein Bier nicht mit der Leidenschaft des Parteiführers, sondern mit der objectiven Ruhe des Staatsmannes trinken will, die betrübende Erfahrung machen, daß das Schwechater Bier, dessen Preis von einem vereinsamten Millionär bestimmt wird, gerade so theuer ist wie das Bier, das von den „Kapitalisten" auf Actien gebraut wird.

Auch Herr Ritter v. Oppenheimer empfahl das Gesetz aufs wärmste. Herr Oppenheimer hat bisher nur durch seine literarische Thätigkeit Aufmerksamkeit erregt, denn er ist der Verfasser einer anonymen Broschüre, die schon bei ihrem Erscheinen niemand lesen wollte, so daß man den Autor sofort errieth, während der über den Inhalt gebreitete Schleier niemals gelüftet wurde. Herr Oppenheimer geht mit der Regierung durch die dickften Steuern und die dünnsten confessionellen Vorlagen. So wie Johann der muntere Seifensieder, findet

er in allem Grund zur Heiterkeit. Der muntere Regierungs-Seifensieder hob es als „besonders günstig" hervor, daß das Gesetz erst jetzt berathen werde, wo das Urtheil über die Krise ein ruhigeres geworden sei; er war entzückt über das „schöne Vorrecht" der Volksvertreter, ihre Ueberzeugung aussprechen zu dürfen (und zwar in der weitschweifigsten Weise), er „acceptirte freudig das Princip, auf welchem das neue Gesetz beruhe," mit „hoher Befriedigung" begrüßte er das Aufgeben des Concessions-Systems, und er hoffte, „die Wirkungen der Katastrophe würden segensreiche sein." Es war äußerst erfreulich, wenigstens einem Menschen zu begegnen, den die Krisis zum glücklichsten der Sterblichen gemacht hatte.

Der folgende Redner, Herr Klinkosch, war ein bischen unheimlich, denn er sprach von den schweren Patienten der jüngsten Gründungs-Epidemie, von den Hyänen der Liquidationen, von Wechselbälgen der Gründer, von dem Damoklesschwert des Handelsgesetzbuches, von den Opfern eines moralischen Justizmordes, von Piraten u. s. f., so daß mir während der Auseinandersetzungen des gründlichsten der Großgrundbesitzer, Freiherrn v. Scharschmid, von nichts als Daumschrauben, Cyankali, Pestbeulen, Don Carlos und ähnlichen gesundheitsschädlichen Dingen träumte.

Nach diesem Fachmann erhob sich der letzte Redner, Herr Dechant Pflügl, den man vielleicht mit demselben Rechte, mit dem man von Katheder-Socialisten spricht, einen Kanzel-Börsianer nennen darf. Er begann seine

Börsenpredigt mit einem Bilde von fast tropischer Pracht, indem er „den Geldpunkt einen der wundesten Flecke in dem Sonnensystem des Liberalismus“ nannte. Nachdem er so die Astronomie mit wunden Sonnenflecken bereichert hatte, machte er sich an die Lösung eines finanziellen Räthsels. Er warf nämlich die Frage auf: „Wohin sind die Millionen verlorener Gelder gekommen?“ und führte die Antwort an, die man ihm wahrscheinlich darauf geben werde: „Man wird sagen, sie sind verloren.“ Es ist möglich, daß man in der Heimath des Herrn Dechants auf jene seltsame Frage diese scharfsinnige Antwort erhält; heißt es doch auch in einem Liede, das in der dortigen Gegend gesungen wird: „Daß's im Wald finster is, das macht die Finsterniß.“ Aber der Herr Dechant weiß diese Antwort mit Gründen der Naturwissenschaften zu widerlegen, denn er fuhr fort: „In der Welt der Materie kann doch eine Sache nicht so ganz verloren gehen.“ Und nachdem er so das Unwissenschaftliche der gewöhnlichen Ansicht über den Verlust der Millionen dargethan, gab er selbst die einzige richtige Lösung des Räthsels: „Die Gründer und Verwaltungsräthe werden schon wissen, wohin das verlorene Geld gekommen ist.“ Man sieht, es gibt noch National-Oekonomen in Oesterreich!

Ein Nebenbuhler Tizians.

19. November 1874.

Bekanntlich gehört es zu den Liebhabereien neuerer Geschichtsschreiber, historische Personen, die sich eines Jahrhunderte alten Rufes großer Niederträchtigkeit erfreuen, zu restauriren und diese, nachdem sie dieselben von dem Grünspan des Vorurtheils gereinigt, als Zierden der undankbaren Menschheit erscheinen zu lassen. Die Historiker gehen dabei nach der Methode jener trefflichen Advocaten vor, welche bei der Schlußverhandlung, indem sie an die Unparteilichkeit der Geschwornen appelliren, in der überzeugendsten Weise darthun, daß nicht der Mörder, sondern der Zeuge der eigentliche Schurke sei. Auch bei unseren vaterländischen Forschern sind in neuester Zeit solche Ehrenrettungen beliebt geworden. Nur sind jene zu weichherzig, um nach dem Vorgange Adolf Stahrs blutdürstige Tyrannen, wie Tiberius, zu vertheidigen, und zu keusch, um sich in dem Halbdunkel eines Archivs mit der näheren Untersuchung einer Lucrezia Borgia, deren Ehre in neuester Zeit

Gregorovius gerettet, zu befassen. Sie nehmen vielmehr nur Ehrenrettungen höchst ehrbarer Natur vor, indem sie sich begnügen, etwa einen Spießbürger des sechzehnten Jahrhunderts zu „retten" und nachzuweisen, daß derselbe ein großer Mann gewesen sei. Auch sind sie viel zu patriotisch, um die schöne Gabe des Scharfsinns, mit der sie die Vorsehung ausgestattet hat, an einen alten Römer oder einen mittelalterlichen Italiener, die ja doch nur Ausländer sind, zu verschwenden, sondern sie beschränken sich darauf, ausschließlich große Oesterreicher zu entdecken.

Obwohl diese patriotischen Gelehrten keine besonders strengen Anforderungen an einen großen Oesterreicher stellen, scheint doch hin und wieder ein kleiner Mangel an solchen einzutreten, denn unsere Forscher sehen sich manchmal gezwungen, schon entdeckte große Oesterreicher noch einmal zu entdecken. So hatte der verstorbene Director des Münz- und Antiken-Cabinets, Herr Bergmann, im Jahre 1848 einen großen österreichischen Maler des sechzehnten Jahrhunderts entdeckt; schon im Jahre 1864 gelang es dem Director der Hofbibliothek, Herrn Hofrath Birk, den nämlichen Künstler neuerlich zu entdecken; und kaum zehn Jahre später, in der vorigen Woche, glückte ganz dieselbe Entdeckung dem Director der Gemälde-Galerie, Herrn Engerth. Es wurde also in dem verhältnißmäßig kurzen Zeitraume von sechsundzwanzig Jahren ein Maler von nicht weniger als drei Directoren entdeckt.

Während die Herren Bergmann und Birk jedoch

durch ihre emsigen Forschungen nur erwiesen, daß dieser Maler im sechzehnten Jahrhundert gelebt habe und ein Oesterreicher gewesen sei, woraus sich dann die Folgerung, er müsse auch ein großer Meister gewesen sein, von selbst ergab, fand Herr Director Engerth einige Bilder von dessen Hand, die bisher, Dank ihrer Unbedeutendheit, den Nachforschungen der Kunstgelehrten entgangen waren. Dem Entdecker zum Dank verpflichtet ist also nur der Local-Patriotismus, für den die Geschichte der „österreichischen" Kunst um ein schönes Blatt bereichert worden ist. Herr Engerth hat nunmehr in der officiellen „Wiener Abendpost" seinem Findling eine zarte Aufmerksamkeit von acht Spalten erwiesen, welche alle Verehrer der Mittelmäßigkeit in hohem Grade erbauen muß. Er hebt vor Allem hervor, daß „von den Arbeiten dieses vaterländischen Malers nichts bekannt war, bis endlich selbstverfaßte Verzeichnisse seiner Werke an den Tag traten, aus welchen nicht nur auf eine reiche Künstlerthätigkeit, sondern in gewisser Beziehung sogar auf eine Concurrenz mit seinem Zeitgenossen Tizian geschlossen werden muß." Also nicht die Sonne hat es an den Tag gebracht, sondern das Dunkel der Archive; nicht seinem Pinsel hat dieser Concurrent Tizians den Nachruhm zu verdanken, sondern seiner Feder, denn hätte er keine selbstverfaßten Verzeichnisse hinterlassen, seiner Bilder wegen würde man sich nie um ihn gekümmert haben. Hoffentlich werden sich unsere mittelmäßigen Maler dies zu Herzen nehmen und ebenfalls Verzeichnisse ihrer Werke verfassen; sie dürften dann immer auf gelehrte

Landsleute rechnen, die hieraus, wenn die Bilder selbst glücklich in Vergessenheit gerathen sind, ihre Meisterschaft nachweisen werden. Und wie heißt der selbstverfaßte Tizian Oesterreichs? Er nennt sich ganz bescheiden: Jacob Seisenegger. Wanderer, der du vor dem Trödelmarkt vorübergehst, steh' still, denn vielleicht ruht dort ein solcher Concurrent Tizians.

Jacob Seisenegger wurde im Jahre 1505 in den für seine Unsterblichkeit so wichtigen österreichischen Erblanden geboren, erhielt bei Ferdinand I. die Stelle eines Hof-Porträtmalers und starb im Jahre 1567 den schönen Tod im Vaterland. Ist auch leider sein Geburtsort nicht bekannt geworden, so blieb uns Oesterreichern doch wenigstens der eine Trost, daß er in der Hauptstadt Oberösterreichs, in Linz, gestorben ist. Wenn wir so die Vorzüge des Concurrenten Tizians auseinandergesetzt, so wollen wir auch die Schwächen desselben nicht verschweigen — seine Bilder. Wir verdanken deren Entdeckung, wie Herr Director Engerth ferner mittheilt, „den Vorarbeiten für die neue Katalogisirung der Galerie, die ein Bild zum Vorschein gebracht haben, welches unzweifelhaft ein Werk unseres Künstlers ist.“ Nach dieser umschreibenden Bezeichnung können wir den eigentlichen Entdecker nicht errathen. Bisher steht nämlich nur das Eine fest, daß der Herr Director der Gemälde-Galerie den Katalog derselben nicht selbst zu verfassen gedenkt, sondern noch immer nach Kunstgelehrten fahndet, denen er diese Arbeit, die weniger einen Kunstdirector als einen Kunstkenner voraussetzt, anvertrauen könnte.

So viel wir wissen, hat bisher nur der rühmlichst bekannte Forscher Cavalcaselle zugesagt, den Katalog der italienischen Meister zu übernehmen, dagegen sind für die Kataloge der deutschen und niederländischen Meister die geeigneten Männer noch nicht gefunden. So lange wir also nicht wissen, wer sich mit den Vorarbeiten für den Katalog befaßt hat, ist es höchst mysteriös, zu erklären, daß wir denselben die Bilder unseres Seisenegger verdanken. Wir müssen daher, gleichwie nach einer Bemerkung des Herrn Engerth die Bilder Seiseneggers „dem zu allen Zeiten und in allen Ländern und Schulen thätig gewesenen großen Unbekannten zugeschrieben wurden", auch die Entdeckung dieser Bilder einem großen Unbekannten, der aber vielleicht Herr Engerth selbst ist, zuschreiben.

Das aufgefundene Bild ist ein Porträt Karls V., und es wird dem Maler desselben nachgerühmt, „daß er seinen Gegenstand groß und vornehm auffaßt." Diese Größe und Vornehmheit der Auffassung scheint man erst nach dem Bekanntwerden der selbstverfaßten Verzeichnisse bemerkt zu haben, da das Bild sich bisher nicht in der Galerie, sondern nur „im Depot" befand. Es wird hervorgehoben, daß die „Anordnung des Bildes einfach sei" und dieser Umstand zu einer Parallele mit Tizian benützt: „Seisenegger gleicht darin seinem Vorbild, und im vorliegenden Falle kann sogar gesagt werden: seinem Concurrenten Tizian, denn Seisenegger hat sich mit Tizian in die Ehre getheilt, Karl V. nach dem Leben zu malen." Während also Herr Engerth anfangs den Hof-Porträt-

maler noch ganz schüchtern einen Concurrenten Tizians genannt hat, tritt er nunmehr, wo die Begeisterung darüber, daß ein mittelmäßiges Bild ein unzweifelhaftes Werk unseres Landsmannes ist, seine Brust schwellt, schon etwas zuversichtlicher auf und nennt Tizian einen Concurrenten Seiseneggers. Beide haben ja Karl V. gemalt, und die Anordnung des Bildes Seiseneggers ist doch ebenfalls — einfach. Armer Tizian! Ihm, der heute nur mehr ein Concurrent Seiseneggers ist, hob Karl V., als ihm beim Malen der Pinsel entfiel, diesen auf und rief: „Tizian ist werth, von einem Kaiser bedient zu werden", und als die Hofleute murrten, daß der Maler so bevorzugt werde, soll Karl V. gesagt haben, Grafen und Barone könne er nach Belieben schaffen, einen Tizian Gott allein. Es ist, wenigstens bis jetzt, nicht bekannt, daß er sich in gleich begeisterter Weise über den Concurrenten Tizians, den Herrn Hof-Porträtmaler Seisenegger, geäußert, obwohl diesen „Gott allein" gar nicht zu schaffen vermochte, sondern dazu der Mitwirkung dreier wackerer patriotischer Directoren bedurfte. Herr Engerth hat aber entdeckt, daß Karl V. sich nicht klar darüber war, welcher von beiden Malern der größere sei, Tizian oder Seisenegger? Denn er schließt aus dem Umstande, daß auf dem Porträt Karls V. in Madrid, „welches dort für Tizian gilt", dasselbe weiße Kleid mit Gold, das schwarze Barett mit der weißen Feder, der große Hund und sogar der grüne Vorhang zu finden sind, wie auf dem erwähnten Bilde Seiseneggers, „daß es fast danach aussehen würde, als hätte der Kaiser zwischen den

beiden Malern einen Wettstreit veranlassen wollen und deshalb dem Deutschen und dem Italiener gleichzeitig genau dieselbe Aufgabe gegeben." Der wesentlichste Unterschied zwischen den beiden Concurrenten ist damit trefflich bezeichnet: der eine war ein Italiener, der andere ein Deutscher.

Während der Depot-Karl eine unbestrittene Arbeit Seiseneggers ist, dürfte ein in der Galerie befindlicher „Karl V." nach der Vermuthung des Herrn Directors ein Bild desselben Meisters sein. Dieses Bild hat seit jeher nicht durch seine Vortrefflichkeit, sondern gerade durch seine Unbedeutenheit Aufsehen erregt, indem es in früheren Zeiten des Monogrammes wegen von gelehrten Nichtkennern für einen Tizian gehalten wurde und so als schlechtestes Bild desselben Staunen hervorrief. Sogar diese Bedeutung als Bild, welches eines Tizian unwürdig sei, hat es verloren, seitdem die Kritik das Monogramm als eine Fälschung nachgewiesen hat. Nur wenn die Vermuthung des Herrn Directors, daß dieses schlechteste Bild Tizians das vortrefflichste Bild des Concurrenten Tizians sei, richtig sein sollte, wird es von Patrioten wieder bewundert werden.

Daß endlich noch einige unbedeutende Porträts in der Ambraser Sammlung von Seisenegger herrühren sollen, ist für die Kunstgeschichte um so gleichgiltiger, da Herr Engerth selbst von zwei derselben bemerkt, sie seien „in Anordnung und im Malprincipe ebenfalls seiseneggerisch, aber flach und schwach gemalt." Uns erinnert dieses Urtheil an jenen Rabbi, der einem Leid-

tragenden, welcher von ihm eine schöne Grabrede auf einen Verstorbenen wünschte, antwortete: „Ich habe drei Gattungen Trauerreden: die erste kostet zehn, die zweite fünf und die dritte einen Gulden; zu der letzten möchte ich Ihnen aber selbst nicht rathen.“ Da manche aber jedes schlechte alte Bild für „seiseneggerisch“ halten könnten, wollen wir, um Irrthümern vorzubeugen, auf das Künstlerzeichen dieses Meisters aufmerksam machen.

Herr Engerth theilt es aus einer guten Quelle mit. Er sagt nämlich: „Das Monogrammatum des Professors Johann Friedrich Christen (Leipzig, 1747) bringt auf Seite 398 ein Künstlerzeichen, bestehend aus einer Eule, an die von beiden Seiten zwei kleine Vögel anfliegen.“ Das Monogrammatum! — Der Casus macht mich lachen. Das erwähnte Büchlein liegt vor mir und führt den Titel: „Johann Friedrich Christen, Professoris bei der Universität zu Leipzig Anzeige und Auslegung der Monogrammatum.“ Den gelehrten Forscher hat also hier nicht nur sein Latein im Stiche gelassen, sondern auch sein Deutsch. Der Verfasser des Buches, welcher die Monogrammata auslegt, und darunter auch das Monogramma Seiseneggers, heißt nicht Christen, sondern ist der bekannte Johann Friedrich Christ, und es ist ebenso unrichtig, ihn Christen zu nennen, als es incorrect wäre, etwa zu sagen, er sei Professoris bei der Universität zu Leipzig gewesen. In dem Aufsatze des Herrn Director Birk über Seisenegger, den Herrn Director Engerth für seinen Artikel in der „Wiener Abend-

post" bestens benützt hat, ist der Titel des Buches ganz richtig angegeben. Herr Engerth wollte, um nicht ganz auf fremden Schultern zu stehen, wenigstens bezüglich des Buchtitels selbstständige Forschungen anstellen, hat diesen aber leider nicht verstanden. Ein trauriges Beispiel bestrafter Gelehrsamkeit!

Eine ultramontane Budget-Unterhaltung.

6. December 1874.

Die declamatorische Budget-Unterhaltung, welche in dieser Woche im Abgeordnetenhause stattgefunden hat, war im höchsten Grade unerquicklich, und wenn es eine Gerechtigkeit in Oesterreich gebe, wie der Herr Abgeordnete Hermann bezweifelt, müßte er selber verurtheilt werden, seine Rede fünfundzwanzigmal abzuschreiben. Das gebe dann 250 Spalten im stenographischen Protocoll. Möglicherweise hatte Herr Hermann am Abend vorher im Katholischen Gesellenverein den Lohengrin gesungen, daß er so wenig bei Stimme war. Man vernahm nur länger als eine Stunde ein salbungsvolles Geräusch, und nicht einmal in seiner nächsten Nähe konnte man unterscheiden, ob er ein Budget-Recitativ zum Besten gebe oder hundert Vaterunser für die armen Seelen im Fegefeuer bete. Herr Docent Fieber, der neulich den Kehlkopf der kleinen Lucca untersucht und haarklein beschrieben hat, wie comfortabel derselbe in seinem Innern eingerichtet sei, würde sich ein viel größeres Verdienst um die durch den Abgeordneten von Unter-

steiermark leidenden Menschen erwerben, wenn er in dessen Gurgel sein Forscherauge versenken und nachschauen wollte, ob der fromme Herr nicht vielleicht einen Rosenkranz verschluckt habe.

Nach der Melodie des rührenden Wiener Volksliedes: „In Schönbrunn, sagt er, ist ein Aff, sagt er", sprach Herr Hermann nicht in eigener Person, sondern verbarg sich bescheiden hinter einem: Sagt man; „Oesterreich, sagt man, befolge eine Politik ohne Größe" — „Oesterreich, sagt man, habe die Basis des Rechts verlassen" — „Oesterreich, sagt man, greife in die kirchliche Regierung über und führe dadurch eine Versumpfung der menschlichen Gesellschaft herbei" — „Es patronisire, sagt man, was der Kirche Feind und der Preußen Freund sei" — „Sollen wir, sagt man, Republikaner oder Preußen werden?" — Ja, Himmelkreuzchignondonnerwetter, was geht denn das uns an, was die alten Weiber im Amtsbezirke des Herrn Hermann beim Cichorienkaffee tratschen! Wenn die Pfarrersköchin nicht weiß, ob sie republikanisch oder preußisch werden soll, so möge sie die Rockknöpfe ihres verehrten Freundes und Gebieters abzählen. Nachdem er ausführlich wiedererzählt hatte, was „man sagt", trug er seine eigenen, unrühmlichst bekannten Ansichten vor, die sich vom gewöhnlichen Sauerkraut dadurch unterscheiden, daß sie durch öfteres Aufwärmen keineswegs an Schmackhaftigkeit gewinnen.

Wir erfuhren, daß die Verfassung die fortschreitende Verarmung, den Fall der Kunst und echten Wissenschaftlichkeit, die Mißachtung der Autorität und endlich, was

das Traurigste ist — die Gründung Wiens verschuldet habe. Denn, meinte der Redner, „übergroße Städte sind kein Segen für ein Reich, und ein System, welches solche Wasserköpfe erzeugt, ist kein gesundes.“ Es ist interessant zu sehen, wie sich eine große Stadt in dem Kopfe des Herrn Hermann abspiegelt, oder richtiger, wie sich der Kopf des Herrn Hermann in einer großen Stadt abspiegelt, daß er in einer solchen einen Wasserkopf sieht. Wenn alles Blut im Herzen zusammendränge, fuhr der Städtefeind fort, so trete endlich „die Lähmung des gesammten Organismus ein, wie Figura zeigt.“ Dies schien uns aber eine kleine Uebertreibung zu sein, denn Figura zeigte uns keineswegs einen vollständig gelähmten, sondern einen Organismus, der Kopf, Hand, Fuß und leider auch die Zunge bewegte und an dem nur eine kleine, allerdings sehr schätzenswerthe Function gelähmt war, die, wenn wir nicht irren, von Materialisten dem Gehirn zugeschrieben wird. So würde sich auch in der natürlichsten Weise die auffallende Gedächtnißschwäche des trefflichen Vertreters untersteierischer Interessen erklären, der nicht nur, wie erwähnt, die Entstehung Wiens dem herrschenden System zuschrieb, sondern auch unter den „traurigen Folgen der Competenz-Ueberschreitung des Reiches“ — die Juden-Emancipation anführte. Diejenigen, die erwartet hatten, der Herr Abgeordnete werde seine Rede mit der Einladung zu einer Wallfahrt nach Maria-Taferl schließen, wurden bitter enttäuscht. Er lud nämlich die Völker Oesterreichs zu keiner Land-, sondern zu einer Wasserpartie ein, indem

er verlangte, „das unstät umhertreibende Staatsschiff möge in den verlassenen Hafen der christlichen Moral zurückkehren."

Auch von anderen Rednern wurde, wie dies bei unseren Budget-Debätten — ich weiß nicht warum? — seit jeher der Fall ist, Oesterreich mit einem Schiffe verglichen. Der eine sprach von einem Leck, der andere von zerbrochenen Masten, der dritte von zerrissenen Segeln, und Herr Graf Spiegel schloß seine Rede sogar mit dem beängstigenden Ausrufe: „Alle Mannschaft an Bord!" Trotzdem behauptete der neu eingetretene Abgeordnete Herr Menger: Oesterreich sei ein Agriculturstaat. Dann wäre es aber viel sachgemäßer, wenn die Herren Oesterreich etwa mit einem Acker verglichen, der von Ochsen zerwühlt werde, oder mit einer üppigen Weide, die durch den Liberalismus verödet worden und auf der nicht eher wieder fröhliche Kälber scherzen würden, bis man den Jesuiten wieder den Hirtenstab anvertraut habe.

So wie Herr Hermann, unterließ es auch Herr Pater Greuter, in den Budgetwunden zu wühlen, denn er hütete sich in seiner Rede, die ebenfalls zehn Spalten im stenographischen Protokoll einnimmt, auch nur ein Wort zu sagen, von dem Böswillige hätten behaupten können, es gehöre zur Sache. Obwohl wir sonst zu einer milden Auffassung menschlicher Irrthümer geneigt sind, müssen wir doch diesmal die kirchlichen Vorgesetzten des Herrn Greuter auffordern, ihn durch sechs Wochen ausgiebig fasten zu lassen und ihm während

dieser Zeit einen alten Capuziner an die Seite zu geben, der durch unausgesetztes Vorlesen aus der Heiligen Schrift dessen verirrte Seele wieder auf den alleinseligmachenden Pfad zurückführe. Der ehrwürdige Herr hat nämlich die Lehren der Kirche und die Vorschriften der „Tiroler Stimmen“ so weit vergessen, daß er in seiner Rede — Goethe citirt hat. Also wieder ein Opfer der allgemeinen Verjudung! Wir werden in dieser wehmüthigen Ueberzeugung noch dadurch bestärkt, daß das Citat den Noten zum Westöstlichen Divan entnommen ist, einem Werke also, das aus der sogenannten orientalischen Periode Goethes stammt. Wir wollen übrigens niemanden verdächtigen und geben gerne zu, daß man in unserer Zeit, Dank den „Lichtstrahlen“, „Geistesfunken“ und anderen Citatenschätzen, in den Stand gesetzt ist, große Schriftsteller zu citiren, ohne sie gelesen zu haben. Ebenso sind wir jederzeit bereit, Herr Greuter, falls ihm dies etwas nützen kann, zu bestätigen, daß das Lesen des Ketzers bis jetzt keine nachtheiligen Folgen für ihn gehabt hat, indem er gegen die Gewissensfreiheit, gegen die Schule und gegen die Cultur überhaupt mit einer Entrüstung auftrat, die deutlich genug verrieth, daß der fromme Tiroler, wenn er auch Goethes Werke gelesen, diese doch, Dank seiner kräftigen Natur, nicht verstanden hat.

Eine Rückschau auf das Jahr 1874.

6. Januar 1875.

Wie die Zeitungen mit einer bei ernsten Fragen sonst seltenen Einmüthigkeit behaupten, liebt es der Mensch, beim Anbruch eines neuen Jahres seinen Blick nach rückwärts zu wenden. Es ist das jedenfalls weniger kostspielig, als wenn der Mensch es liebte, beim Anbruch eines neuen Jahres einen Fasan mit Trüffeln zu essen und dazu zwei Flaschen Roederer carte blanche zu trinken, und gleichzeitig weit bequemer, als wenn ihn, sobald ein neues Jahr angebrochen ist, eine unbezwingliche Lust anwandelte, den Kopf zwischen die Beine zu stecken. Ich glaube jedoch, daß diesmal jeder, der nach dem alten Jahre neugierig zurückgeblickt hat, mit möglichster Beschleunigung wieder den Kopf umdrehen wird, wie Einer, der sich nach einer hübschen Blondine umsehen will und statt dieser seinen Schneider erblickt, dem er noch den vorletzten Winterrock schuldig ist.

Ich für meinen Theil hätte zwar keinen besonderen Anlaß, auf das Jahr 1874, das mich ziemlich generös behandelt hat, ungehalten zu sein. Was kümmert es mich, daß die Englische Bank fortwährend den Zinsfuß erhöhte, da ich nie daran dachte, sie um ein Darlehen von zweimalhunderttausend Pfund Sterling zu ersuchen? Wenn auch im letzten Jahre bei uns weniger Eisenbahnen gebaut wurden als sonst, so bin ich dadurch nicht berührt worden, da ich für den Transport meiner Erzeugnisse nur einer Droschken-Verbindung mit der Fichtegasse, in der sich die Redaction der „Neuen Freien Presse" befindet, benöthige. Und wenn ich endlich ein Inventar meiner Leiblichkeit aufnehme, so zeigt sich mir, daß ich, ungeachtet der Zunahme von Verbrechen gegen die körperliche Sicherheit unversehrt geblieben bin. Ich war nur einmal im abgelaufenen Jahre in Gefahr, ein Auge zu verlieren, aber nicht etwa weil ich in später Nachtstunde über die Schmelz nach Hause zurückkehrte, sondern weil im Theater auf dem Sitze vor mir eine Dame saß, die im Chignon ein altes Ritterschwert trug.

Es ist wahr, auch die Vergehen gegen die öffentliche Sittlichkeit waren in einem für jeden Strafprediger erfreulichen Wachsthume begriffen. Die ultramontanen Abgeordneten machten dafür die Schulgesetze verantwortlich, und der pensionirte Statthaltereirath Harrant erzählte zum Entsetzen des Hauses, wie er in einer Schulbibliothek ein illustrirtes Reisewerk über die Sandwich-Inseln gefunden, das ihm die Schamröthe ins Gesicht getrieben habe. Es läßt sich leider nicht in Abrede

stellen, daß das Tragen von Beinkleidern auf den Inseln des Stillen Oceans noch immer nicht die so wünschenswerthe allgemeine Verbreitung gefunden hat, und auch das weibliche Geschlecht nimmt in jener verrufenen Gegend, was die Vollständigkeit der Toilette betrifft, auf die berechtigte Empfindlichkeit des Herrn Statthaltereirathes nicht die gebührende Rücksicht. Nur scheint es, daß durch solche unkeusche, für die Schuljugend bestimmte Bücher nicht die liberalen Schulkinder, sondern gerade umgekehrt die geistlichen Lehrer verdorben werden. Denn ich habe wenigstens noch nicht in den Zeitungen gelesen: „Wieder ist ein Katechet der Volksschule von mehreren Schulmädchen verführt worden, und haben die Eltern des beklagenswerthen Opfers bei Gericht die Strafanzeige gemacht", während fast keine Woche verging, in der uns nicht der entgegengesetzte Fall gemeldet wurde.

Zu diesen Vergehen gegen die öffentliche Sittlichkeit, die gleich den Krankheiten der Leber und anderer berüchtigter Organe meist einen gelehrten Namen haben, so daß kein geordneter Haushalt mehr ein griechisches Wörterbuch entbehren kann, wurde von einem großen Theile der Kritik auch das neueste Trauerspiel Wilbrandts: „Arria und Messalina", gerechnet. Namentlich soll eine Liebesscene zwischen der etwas zu lebenslustigen Kaiserin und einem zu den schönsten Erwartungen berechtigenden Jünglinge, der sich freilich, um einen längst gehegten Lieblingswunsch seiner Mutter zu erfüllen, später ersticht, das Unzüchtigste sein, was jemals enthusiastisch applau-

dirt wurde. Wie behauptet wird, waren bei jeder Aufführung das Parterre, sowie die Logen mit der so beliebten Schamröthe überzogen, und mehrere Frauen sollen erklärt haben, sie könnten nun ihre Männer nicht einmal mehr ins Burgtheater mitnehmen! So wie ich aber vor den anderen Unglücksfällen des Jahres 1874 bewahrt geblieben bin, entging ich auch einer Erschütterung meiner moralischen Grundsätze; denn ich wollte allerdings schon zweimal Fräulein Wolter als Messalina ansehen, Dank meinem guten Genius aber, der mir schon so manchen Spaß verdorben hat, wurde das Stück beide Mal abgesagt.

Doch der Mensch soll kein Egoist sein, er soll nicht immer blos an sich denken, sondern auch an seine Mitmenschen, und daher in einem constitutionellen Staat stets die nothwendigen Geldmittel bewilligen, um jene todtzuschießen. Ach, uns fehlen leider die dazu nothwendigen Feuerschlünde. Was nützen uns die Kugeln von den schönsten Kalibern, wenn wir keine Kanonen mehr haben, um sie herauszuschießen und die so unentbehrlichen Lücken in die feindliche Schlachtreihe zu reißen? Obwohl mich also, wie bemerkt, das Jahr 1874 an Leib, Habe und Moral nicht beschädigt hat, muß ich dasselbe doch als anständiger Patriot verwünschen. Als es hieß, unsere gezogenen Kanonen seien, Dank den Fortschritten, welche die Grobheit des Geschützes in der neueren Zeit gemacht, unbrauchbar geworden, da erfaßte auch mich die Verzweiflung über das jähe Ende unserer innigstgeliebten Schlagfertigkeit,

so daß ich mich schnell rasiren ließ, um meinem Barte die Möglichkeit zu benehmen, über Nacht grau zu werden. Doch jeder Schmerz, und würde er uns auch durch die unbrauchbarsten Kanonen zugefügt, stumpft sich endlich ab. Was halfen uns unsere gezogenen Geschütze, als uns das ungezogene Kriegsglück den Rücken drehte? Ist uns dieses nicht hold, dann brauchen wir nicht neue Kanonen anzuschaffen, sondern nur einen neuen Nagelvorrath, um die alten rechtzeitig zu vernageln. Da also unsere Geschütze den gesteigerten Anforderungen an einen ausgiebigen Schlachtendonner nicht mehr zu entsprechen vermögen, wird der Wirkungskreis derselben künftighin ein harmloser sein, indem sie der Welt nur mehr die Geburt kleiner Prinzen und allerliebster Prinzessinnen verkünden werden. Nur würde es in Anbetracht dieser friedfertigen Bestimmung vielleicht passender erscheinen, wenn sie dann statt von jungen Kanonieren von gewiegten Hebammen bewacht würden.

Ach, mir fehlt die Beredsamkeit eines Hiob, um die Wunden, welche das abgelaufene Jahr uns sonst noch geschlagen, in entsprechender Weise zu beklagen. Soll ich alle die Coupons aufzählen, die nicht ausbezahlt wurden? Meine schwache Stimme würde ohnehin in dem lauten Wehgeschrei überhört werden, das viele Zeitungen immer wieder von neuem anstimmen, so daß man weit eher geneigt wäre, die armen Journalisten zu trösten, als die armen Actionäre. Ich will nur auf ein Opfer hinweisen, das der Krach noch am Schlusse des unglückseligen Jahres dahingerafft hat. Die

„Kirchenzeitung", ein Organ, welches sich die Erheiterung geselliger israelitischer Kreise zur Aufgabe gestellt hatte, ist aus Mangel an Theilnahme eingegangen. Man war allgemein überrascht, daß der Redacteur dieses clericalen Journals, Monsignore Wiesinger, den Termin nicht hinausgeschoben und nicht die jüdischen Ostern abgewartet hat, um dann das Blatt unter dem Vorwande, die Juden hätten es heimlich abgeschlachtet, verschwinden zu lassen.

Don Alfonso interviewt.

10. Januar 1875.

So ist denn wirklich Don Alfonso König von Spanien geworden! Ich würde dieses Ereigniß dem Leser gerne in etwas schwungvollerer Weise mitgetheilt und ausgerufen haben: So schmückt denn wieder die spanische Krone das Haupt eines Bourbon! wenn mir nicht diese Redewendung bei den verschiedenen Seitensprüngen der erhabenen Königin-Mutter im Irrgarten der Liebe als zu gewagt erschienen wäre. Da der junge Monarch im Theresianum keine Gelegenheit hatte, Jemanden zum Tode zu verurtheilen, so hat ein hiesiges Blatt daraus die berechtigte Schlußfolgerung gezogen, daß derselbe das Scepter „mit reinen Händen" ergreife. So wenig es mir auch einfallen kann, dieser Ueberzeugung entgegenzutreten, so läßt sich doch jedenfalls mit noch größerer Sicherheit behaupten, daß Alfonso den Thron mit reinen Füßen bestiegen habe, indem er, wie wir aus den Telegrammen entnahmen, die Nachricht

von seiner Erhebung erfuhr, als er gerade ein Fußbad nahm.

Leider prangten die Gärten noch nicht im Blüthenschmucke, so daß der Heilige Vater auch beim besten Willen seinem Pathen nicht, wie ehemals der Mutter desselben, eine geweihte Rose hätte schicken können, sondern höchstens, der rauhen Jahreszeit entsprechend, eine gelbe Rübe. Er mußte sich daher darauf beschränken, ihm einen in Folge des Fluchhagels der letzten Jahre immer seltener vorkommenden päpstlichen Segen zu verehren. Die besorgte Mutter hatte nämlich den Papst um einen kleinen Segen für ihr Söhnlein, falls er einen solchen leicht entbehren könnte, ersucht, es scheint aber die Bestelldepesche Isabellens sehr zeitlich Morgens angekommen zu sein, so daß das Oberhaupt der Christenheit in seiner Schlaftrunkenheit dem armen Don Alfonso einen schon abgetragenen alten Segen, den nämlich Don Carlos bereits seit längerer Zeit auf dem Kopfe trägt, zugeschickt hat. Bis jetzt hat noch nie ein päpstlicher Drahtsegen zu ernstlichen Besitzstreitigkeiten Anlaß gegeben. Denn er wurde meist nur schwerfrommen Kranken ertheilt, und er war der einzige Trost der Erben, da noch jedesmal sofort nach dem Einlaufen desselben der Patient mit großer Pünktlichkeit verschied. Viel schwieriger steht die Sache jetzt, wo ein und derselbe Segen zwei Gegnern ertheilt wurde, die ja Beide des Segens nicht bedürfen, um mit Gemüthsruhe am Typhus sterben zu können, sondern um einander so rasch wie möglich aus dem Lande zu jagen. Wahrscheinlich

werden nunmehr die Juristen der Vorsehung erst entscheiden müssen, ob der Segen erster Emission oder der zweiter Emission die Anwartschaft auf den himmlischen Beistand begründe.

Dank den Interviewers der englischen und amerikanischen Zeitungen sind die geheimsten Gedanken und Absichten Alfonsos schon ein Gemeingut aller Zeitungsleser geworden, und der König wird, wenn er nächstens eine Proclamation an das spanische Volk erlassen will, gezwungen sein, zu erklären: Wie schon die „Times" vor acht Tagen berichtet haben, kehre ich, tief gerührt von der Liebe des spanischen Volkes, in das Land meiner Väter und Mutter zurück. Ich will, wie der „Newyork Herald" meldet, die Verfassung des Landes hochhalten, und wenn der „Morning Standard" gut unterrichtet ist, werde ich die politische und religiöse Freiheit jederzeit schützen u. s. w. Die Berichte dieser Interviewers müssen Jeden, der noch nicht gegen fremdes unverschuldetes Unglück vollständig abgestumpft ist, mit tiefem Mitleiden für das unglückliche Wesen erfüllen, das eine bedeutende Rolle in der Welt zu spielen berufen ist. Wer sollte nicht alle Qualen einer Interview-Operation mitfühlen, wenn er etwa liest:

Als ich bei dem Sohne Isabellens eintrat und ihn zu sprechen wünschte, sagte man mir, daß derselbe eben im Begriffe sei, zu Bette zu gehen. Ich erwiderte jedoch, daß mich das nicht im geringsten incommodire, und ließ ihn einladen, in sein Empfangszimmer zu kommen. Bald darauf erschien er, und ich staunte über die Gewandtheit,

mit der er das Gespräch zu führen wußte. Denn kaum hatte er gehört, ich sei gekommen, ihn zu interviewen, so begann er sofort: „Ich bin siebzehn Jahre alt, regelmäßig gebaut, katholisch, ledig, leutselig und liberal.“ Ich unterbrach diese fließende Schilderung und bemerkte, es nehme mich weniger Wunder, daß er katholisch, als daß er liberal sei, worauf er antwortete, diese letztere Eigenschaft verdanke er dem Curator des Theresianums, Herrn v. Schmerling, dem einzigen Staatsmanne Europas, zu dessen Liberalismus seine etwas ängstliche Mutter Zutrauen gehabt habe. Auf meine Frage, ob er im Theresianum nur liberal gewesen sei oder sich noch anderweitig beschäftigt habe, entgegnete er, er habe neben anderen Studien auch noch sehr fleißig den Don Carlos von Schiller getrieben, da er sich immer in die Rolle des Don Carlos versetzt und ihm im Marquis Posa stets Herr v. Schmerling vorgeschwebt habe. Ich fragte ihn nach einer Pause, wie er sich den Marquis Posa vorstelle, und er antwortete mit jugendlichem Feuer: schlank, mit üppigem schwarzen Haar, feurigen Augen und einem schwellenden Busen. Wie? fragte ich, schwellenden — ach, entschuldigen Sie, rief er, ich verwechsle in meiner Zerstreutheit den Marquis Posa regelmäßig mit der Eboli.

Ich legte Alfonso noch einige Fragen vor, die er jedoch nicht beantwortete. Als ich ihn überrascht ansah, merkte ich, daß mein Prüfungscandidat vor Ermüdung fest eingeschlafen war.

Wiener Leben.

31. Januar 1875.

Durch die Indiscretion eines Kammermädchens gelangte ich in den Besitz des nachfolgenden Schreibens. Ich nehme keinen Anstand, in einer Zeit, da die geheimsten diplomatischen Noten an das Tageslicht gezogen werden, auch das Briefgeheimniß eines jungen Mädchens zu verletzen, und um so eher, als dadurch Niemand compromittirt wird, nicht einmal ein Botschafter. Das harmlose Schreiben lautet:

„Liebe Pauline! Du weißt, daß es von jeher mein sehnlichster Wunsch war, einen Fasching in Wien zuzubringen. Großmama spielt zwar vortrefflich Piquet, und ich bin eine zu gute Enkelin und schlechte Christin, um mich nicht zu freuen, wenn sie unserem Pfarrer das Geld abnimmt. Aber mit der Zeit hört selbst ein Matsch der geliebtesten Großmutter auf, ein freudiges Ereigniß in dem Leben eines jungen Mädchens zu bilden. Ich spiele zwar Clavier, ich lese Lamartine in der Ursprache, und ich habe neulich eine Herbstlandschaft an der Theiß

gemalt, die Baron Albert, der allerdings ein großer Schmeichler ist, für einen Sonnenuntergang in Venedig gehalten hat. Aber Papa hat an die Entwicklung aller meiner Fähigkeiten gedacht, nur um meine ausgesprochene Heiratsfähigkeit hat er sich nie gekümmert. Ich sah mich endlich gezwungen, die Augen erröthend niederzuschlagen, wenn der Oberst bei uns speiste und erklärte, unser Rehbraten erinnere ihn jedesmal an seine verstorbene Frau, die diesen gerade so zubereitet habe, und ich unterließ es niemals zu seufzen, wenn er über seine Frostbeulen klagte. Kurz, jeder Kenner von Mädchenherzen mußte besorgen, es sei in meiner Brust eine unbezwingliche Neigung zu dem rauhen Kriegsmann erwacht. Da dieser aber nicht mehr jung ist und, wenn auch von altverschuldetem Adel, nichts als eine Narbe auf der Stirn besitzt, indem er nämlich einmal nach einem heißen, bis zum Morgen anhaltenden Souper aus dem Bette fiel, hielt Papachen diesen für keine passende Partie und suchte mich durch sanftes Zureden zu bewegen, den Carneval in Wien zuzubringen, indem er von der grausamen Ansicht ausging, seine arme Tochter werde unter den Festen und Zerstreuungen der Großstadt ihre junge Liebe vergessen.

Meine liebe Tante, die wir zuerst besuchten, hat mir sofort einen Schneider und einen Beichtvater empfohlen. Bisher habe ich nur dem ersteren, der allerdings sehr verfängliche Fragen an mich gestellt hat, ein aufrichtiges Bekenntniß meiner Fehler abgelegt, die sich jedoch, wie er mich tröstete, durch ein paar Volants und

Rüschen wieder gutmachen lassen. Die Frömmigkeit ist so Mode geworden, daß sogar junge Cavallerie-Officiere im katholischen Casino Vorträge halten. Sie greifen in ihren Reden die Freimaurer und andere reglementwidrige Ketzer an und citiren den heiligen Augustin und ähnliche unberittene Heilige. Ich fürchte daher, daß nicht nur an die Aufhebung des Cölibats der Geistlichen nicht zu denken sein, sondern daß man im Gegentheile den Cölibat auch bei der Cavallerie einzuführen versuchen wird. Die Cousine stellte mir einen jungen isabellfarbigen Uhlanen vor, der mir nur von der Louise Lateau erzählte, die ich anfangs für eine Amazone hielt, da er mit solcher Theilnahme von den Wunden sprach, von denen ihr Leib bedeckt sein soll, bis ich hörte, es sei eine Französin, die sich als Heilige producire. Wenn die Ideale der aristokratischen Jugend so aussehen müssen, dann ist es das Klügste, wir geben das Abonnement auf den „Bazar" auf und halten uns, um noch Anbeter zu finden, eine medicinische Zeitung als Modejournal.

Die jungen Leute, die ich bisher antraf, waren fürchterlich langweilig. Sie sind wahre Nachtwandler des Salons, nur wissen sie dabei, Dank einer langen Gewohnheit, unauffällig zu essen, Champagner zu trinken, ihrer Nachbarin Albernheiten zuzuflüstern und von einem neuen Stücke zu behaupten, es sei schlecht. Die gute Generalin erklärte auch neulich, sie wolle lieber in Dalmatien in Garnison liegen, als neben Einem aus dieser Gesellschaft in der Loge sitzen. Mit noch größeren Schwierigkeiten indessen hat die bürgerliche Gesellschaft

zu kämpfen. Eine Dame erklärte neulich in einem „Eingesendet" der „Neuen Freien Presse", der Grund, welcher die Wiener Hausfrauen abhalte, Gäste bei sich zu sehen, liege darin, daß die gegenwärtige Gesellschaft zu großen Appetit habe und Anforderungen an ein Souper stelle, die eine Hausfrau, ohne die gesicherte Existenz ihrer Familie aufs Spiel zu setzen, nicht befriedigen könne. Da wir jedoch in einer Zeit großer Gründlichkeit leben, antwortete ein Herr in einem anderen „Eingesendet", dieser große Appetit sei nur ein Symptom, das Übel liege tiefer, und um es zu beheben, müsse die Stunde des Diners hinausgeschoben werden. Man wird sich vielleicht veranlaßt sehen, eine Petition an das Abgeordnetenhaus zu richten, damit dieses die Frage entscheide, ob sich der Besucher eines Salons ausweisen müsse, vorher ausgiebig dinirt zu haben, oder ob er nach Ablauf einer bestimmten Frist ein warmes Souper zu verlangen berechtigt sei.

Du glaubst vielleicht, daß sich das Abgeordnetenhaus mit viel zu langweiligen Dingen zu beschäftigen habe, um ein so interessantes Thema zu erörtern? Aber du irrst, denn ich selbst habe vorgestern in der Diplomaten-Loge einer sehr anregenden Verhandlung beigewohnt. Ein böhmischer Familienvater hat nämlich dem hohen Hause die betrübende Nachricht mitgetheilt, daß seine Frau, sowie seine zwei Töchter von einem in der Nähe gelegenen Caplan verführt worden seien. Die Großmutter scheint diesem geistlichen Blaubarte glücklich entronnen zu sein! Man war in unseren Kreisen über

diese unausgesetzte Verfolgung der katholischen Priester durch das Abgeordnetenhaus sehr entrüstet, und die Gräfin, die allerdings kinderlos ist und daher für ihre Töchter nichts zu besorgen hat, erklärte, sie würde dem unglücklichen Caplan sofort eine Anstellung geben, wenn man es unternähme, ihn abzusetzen.

Ich möchte dir noch gerne einige Theaterneuigkeiten mittheilen, aber ach, die Wiener Theater sind im Aussterben begriffen, wie die Möpse; die Komische Oper hat die Sänger und Sängerinnen schon entlassen, und nur in der Großen Oper röcheln noch die Tenore. Ich bin also zu Ende mit meinen Neuigkeiten, die so spärlich gesäet sind, daß mir nicht einmal eine auch nur für das kleinste Post scriptum übrig bleibt und ich dich diesmal ohne ein solches herzlich umarme. Deine . . . ."

Eine Causerie des Cardinals Fürsten Schwarzenberg in der St. Michaels-Bruderschaft.

14. März 1875.

Nichts in dieser Welt dauert ewig: das stolze Rom ist zu Grunde gegangen, die neue Oper Goldmarks, „Die Königin von Saba", hat nicht ganz bis Sonnenaufgang gewährt, und selbst die Debatte über die Gebäudesteuer ist, nachdem sie nicht länger als zehn Tage die Zeitungen unlesbar gemacht hatte, schon am Schlusse dieser Woche beendet worden. Ja, wenn es keine Abgeordneten gäbe, die sogenannte langjährige traurige Erfahrungen gemacht haben, dann wäre die parlamentarische Debatte freilich viel kurzweiliger. Aber diese unglückseligen langjährigen traurigen Erfahrungen sind es, die den Redner in den Stand setzen, stundenlang ohne sichtliche Spuren von Ermüdung über ein Thema zu sprechen, und wenn er endlich am fernen Ziele angelangt ist, erhebt sich ein anderes Mitglied des hohen Hauses, um unter der listigen Entschuldigung, daß er dem geehrten Herrn Vorredner vollständig bei-

pflichte, die langjährigen traurigen Ansichten desselben zu wiederholen.

Es scheint etwas ungemein Verführerisches in einer solchen langjährigen traurigen Erfahrung zu liegen, da selbst junge Abgeordnete, wie Herr Dr. Kronawetter, nicht dem Zauber widerstehen können, sich auf diese zu berufen. Und selbst die berüchtigten „ältesten Leute", die namentlich in der Witterungskunde ein so trauriges Renommée genießen, da sie sich bekanntlich nie an ein ähnliches Wetter erinnern können, erfreuen sich in der parlamentarischen Debatte eines Erinnerungsvermögens, das den Zuhörer in schmerzliches Erstaunen versetzt. Bei einer Discussion über Steuern ist daher gar nie ein Ende abzusehen, da auf diesem Gebiete jeder Staatsbürger, Dank der Wachsamkeit der Steuerbehörde, in den Stand gesetzt ist, einen reichen Schatz trauriger Erfahrungen zu sammeln.

Während das Parlament in dieser Woche der Menschheit keinen Anlaß zu einem erhöhteren Genuß des Daseins geboten hat, gelang es dagegen unseren greisen Kirchenfürsten, die schon so oft die Wolken der Schwermuth von unserer Stirne weggescherzt, uns durch ihre unverwüstliche gute Laune zu erheitern. Die St. Michaels-Bruderschaft hielt nämlich wieder eine ihrer berühmten General-Versammlungen ab, die den Beweis liefern, daß man einen Abend lustig zubringen kann, ohne daß auch nur ein gescheites Wort gesprochen zu werden braucht. Der schöne Verein wurde ursprünglich von dem jüngst verstorbenen Hofrath Bernhard v. Meyer

gegründet, damit derselbe für den Papst Zuaven werbe. Da aber der Heilige Vater gegenwärtig von solchen keinen Gebrauch machen kann und für das bischen Unheil, das er anrichten will, sich auch ohne diese zu behelfen weiß, veranstaltet der Verein, um sich nicht wegen gänzlicher Zwecklosigkeit auflösen zu müssen, jährlich eine Zusammenkunft, in der sich die genügsamen Mitglieder über die Unglücksfälle des abgelaufenen Jahres in ungezwungener Weise unterhalten. Eine Scherzlotterie war bis jetzt wenigstens mit diesem heiteren Stelldichein nicht verbunden, obwohl Niemand wird leugnen können, daß es nicht wenig zur allgemeinen Heiterkeit beitrüge, wenn beispielsweise Se. Eminenz der Herr Cardinal Fürst Schwarzenberg eine Kindertrompete gewänne.

Die Versammlung findet in der Regel an Sonntagen statt, an denen die hohe Aristokratie nicht durch ein neues Ballet und die Bürgerlichen nicht durch Geschäfte verhindert sind, derselben beizuwohnen. Da die ultramontanen Journale einen ausführlichen Bericht über die gehaltenen Reden bringen, jedoch ein hartnäckiges Schweigen darüber beobachten, ob auch Bier getrunken wurde, vermuthe ich das Letztere. Wenigstens kommen oft humoristische Redewendungen und Anspielungen vor, die man mit nüchternem Magen absolut nicht zu verstehen und noch weniger zu belachen vermag. Da es übrigens nicht meine Aufgabe sein kann, für fremde Dummheit Milderungsgründe ausfindig zu machen, so will ich durchaus nicht darauf beharren, daß an einem solchen Abende auch Bier verzapft wird.

Insbesondere war es diesmal Herr Cardinal Fürst Schwarzenberg, welcher durch seinen sprudelnden Humor das Zwerchfell der Michaels-Brüder in wohlthuende Schwingungen versetzte. Der Redner, der sich wiederholt als alter Czeche bewährt hat, machte sich den Spaß, zu behaupten, daß er ein „alter Wiener" sei, und fuhr dann fort, daß er in Prag sehr oft von der Michaels-Bruderschaft und ihrem Wirken erzähle, wie nämlich bei den geselligen Zusammenkünften derselben „die Hirten das Wort zur Belehrung ergreifen und mit welcher Geduld und Ausdauer man sie anhöre." Es ist das jedenfalls ein Beweis, daß auch die Prager sich einer wunderbaren Geduld und Ausdauer erfreuen, wenn sie sich einen so langweiligen Gesprächsstoff immer wieder vorsetzen lassen, ohne den Cardinal höflich, aber entschieden zu ersuchen: Sprechen wir von etwas Anderem! Außer dieser Geduld im Anhören allzugesprächiger Hirten fand Se. Eminenz keine nachahmenswerthen Eigenschaften bei den Wienern. „Wie schön wäre es", rief er, „wenn man einem jungen Mann in den Königreichen und Ländern, der einen unanständigen Ton anschlägt, so daß die Damen erröthen und schweigen, sagen könnte: Du, in Wien kommt so etwas nicht vor." Wir möchten dem Herrn Cardinal empfehlen, künftighin nicht in Verlegenheit zu gerathen, daß er einem solchen unanständigen jungen Mann nicht Wien als Muster empfehlen könne, sondern denselben mit einem Fußtritte die Treppe hinunterzuwerfen, ein Verfahren, das einem ähnlichen Nichts-

nutz gegenüber weit geziemender ist, als das väterlich lehrhafte: „Du, in Wien kommt so etwas nicht vor."

Dieses Beispiel von den unanständigen jungen Leuten in Prag und den Damen, die erröthend zuhören und schweigen, amüsirte die Anwesenden, die während des ganzen Abends mit den Leiden des Papstes und ähnlichen unerquicklichen Dingen gequält worden waren, aufs beste, und sie sprachen Sr. Eminenz ihren Dank für diese Abwechslung durch rauschenden Beifall und große Heiterkeit aus. Man glaubte einem Benefice des Herrn Matras beizuwohnen. Nach dem Herrn Cardinal, der noch eine Reihe ähnlicher witzsprühender Einfälle zum Besten gab, ergriff ein Graf das Wort in einer persönlichen Angelegenheit. Er polemisirte nämlich gegen die Theorie Darwins, daß der Mensch vom Affen abstamme. Um halb 11 Uhr wurde die Versammlung, nachdem noch ein warmer päpstlicher Segen herumgereicht worden war, geschlossen.

Die Scandalsucht der Presse.

28. März 1873.

Se. Durchlaucht der Herr Minister-Präsident Fürst Adolf Auersperg hat im Herrenhause anläßlich einer Debatte über die Reorganisirung der Aichbehörden die „Scandalsucht der Zeitungen" in höchst pathetischer Weise beklagt. Eigentlich geht das mich nichts an, da mir selbst meine erbittertsten Feinde werden zugeben müssen, daß ich keine Zeitung bin. Ich bin nicht oben ein Leitartikel und unten ein Feuilleton, und Niemand fragt auf meiner letzten Seite an, ob ihm eine ehrbare Annäherung gestattet sei. Man schneidet mich nicht Morgens beim Frühstück auf, um zu wissen, wie Creditactien stehen; man trägt mich nicht Abends aus dem Kaffeehause weg, um schneller einzuschlafen, und man braucht mich nicht wegen einiger anstößiger Stellen vor jungen Mädchen zu verstecken. Ich begreife aber nicht, warum Se. Durchlaucht in eine Discussion über die Aichfrage, welche ihm Gelegenheit geboten hätte, in schwungvoller Weise über die verschiedenen Biergattungen und anderen schätzbaren

Getränke zu sprechen, die in geaichten Gefäßen geschänkt werden, einen so fern liegenden Gegenstand wie die Zeitungen gezogen hat, die doch, wie Jeder weiß, nicht geaicht, sondern nur gestempelt werden. Ah, wenn es sich um die Aufhebung des Zeitungsstempels gehandelt und Se. Durchlaucht erklärt hätte: Meine Herren! wir können auf diese bedeutende Einnahme nicht verzichten, weil die Zeitungen scandalsüchtig sind, so wäre diese Einwendung mindestens ebenso logisch gewesen, wie die Argumente, welche eine hohe Regierung bisher gegen die Aufhebung des Zeitungsstempels vorgebracht hat.

Der Herr Bürgermeister Felder hatte nämlich als Vertreter der Stadt Wien mit großer Erbitterung darauf hingewiesen, wie man der Gemeinde das Aichamt großmüthigst so lange überlassen habe, als es nur Mühe und Kosten verursachte, wie nunmehr aber die Regierung mit einem Male selbst in väterlicher Weise darüber wachen wolle, daß jeder Staatsbürger in seinem Topfe auch wirklich ein volles Seidel erhalte, seitdem das Aichamt ein bedeutendes Reinerträgniß abwerfe. Eine solche Auffassung der Selbstverwaltung, wonach die Gemeinde nur jene Geschäfte zu besorgen hätte, welche mit großen Auslagen verbunden seien, während alle anderen, die einen Gewinn ergäben, der Regierung anheimfielen, müsse „Indifferentismus" hervorrufen.

Nachdem einige Minister diese Behauptungen durch Achselzucken möglichst zu entkräften gesucht hatten, erhob sich der Herr Minister-Präsident und rief in jenem kräftigen Tone tiefinnerster Ueberzeugung, den man so

häufig bei Cavallerie-Officieren antrifft, wenn sie an der Spitze ihrer Escadron: Schwenkt euch! commandiren, „nicht die Regierung, sondern die Scandalsucht der Presse“ sei es, die den Indifferentismus des Gemeinderathes in Erfüllung seiner Aufgaben verschulde, indem sie, „jeden ehrlichen Mann, der sich in den Gemeinderath wählen lassen wolle, verunglimpfe und in den Schlamm herunterziehe“. Wenn die Zeitungen wirklich, wie der Herr Minister-Präsident behauptet, jeden ehrlichen Mann, der sich in den Gemeinderath wählen lassen will, aus Scandalsucht verunglimpfen und in den diesbezüglichen Schlamm herunterziehen, so können nur zwei Fälle eintreten. Der ehrliche Mann läßt sich entweder aus Furcht vor der Scandalsucht der Presse nicht in den Gemeinderath wählen, oder er läßt sich aus Gleichgiltigkeit gegen die Scandalsucht der Presse dennoch in den Gemeinderath wählen. Daß aber derselbe ehrliche Mann, welcher, der Scandalsucht der Zeitungen trotzend, sich in den Gemeinderath wählen ließ, aus Furcht vor der Scandalsucht der Presse seine Pflichten als Gemeinderath nicht erfüllen werde, scheint mir kaum glaublich zu sein.

Uebrigens hat Se. Durchlaucht von der Scandalsucht der Presse überhaupt gesprochen und weder die officielle „Wiener Zeitung“ noch die officiösen Blätter ausgenommen. Was die „Wiener Zeitung“ betrifft, so hat sie allerdings ihre Leser, zu denen auch ich gehöre, sehr häufig scandalisirt, jedoch weniger dadurch, daß in ihren Spalten ehrliche Männer in den Schlamm gezogen, als daß dort die seltsamsten Persönlichkeiten mit hohen

Auszeichnungen bedacht wurden. Die armen officiösen Journale aber sind ja in weit höherem Grade als die anderen Blätter auf den Scandal angewiesen. Denn da sie tagtäglich die Nachricht verbreiten müssen, daß die Regierung von den sogenannten besten Absichten beseelt sei — ein Thema, das mit der Zeit immer mehr den Reiz des Ungewöhnlichen verliert, sind sie gezwungen, ihre Leser durch Scandale aller Art geistig frisch zu erhalten.

Die scandalsüchtige Presse begnügt sich jedoch keineswegs damit, den Gemeinderäthen das Leben zu verbittern. Denn, obwohl der von dem Director des Carl-Theaters für das neue Ausstattungsstück erworbene Elephant bis jetzt noch nicht den Entschluß gefaßt haben soll, sich in den Gemeinderath wählen zu lassen, so hat doch die Scandalsucht der Presse auch diesen ehrlichen Dickhäuter zu verleumden gesucht. Derselbe ist nämlich vor einigen Tagen auf den Brettern des Carl-Theaters, welche die „Reise um die Welt" bedeuten, zur Probe aufgetreten. Sofort hat ein hiesiges Blatt den unbescholtenen Charakter des Elephanten in der empfindlichsten Weise verdächtigt, indem es behauptete, derselbe sei in Conflict mit der Behörde gerathen, weil er einen seiner Wärter in das nur für Musiker vom Fach bestimmte Orchester geworfen habe, und gleichzeitig suchte es die Unabhängigkeit der Gesinnung des Candidates in Zweifel zu ziehen, indem es vorgab, derselbe sei an die — — Menagerie von Schönbrunn verkauft. Herr Director Jauner erklärte nun in einem geharnischten

„Eingesendet" alle diese Nachrichten für unwahr und müßige Erfindungen, er rühmte dem Angefeindeten nach, er sei, „zahm und gefügig wie ein Lamm", und beruhigte endlich dessen zahlreiche Freunde und Verehrer, daß derselbe trotz dieses sanften Temperaments nicht „von Pappendeckel" sei, wie von dem erwähnten Blatte ebenfalls in offenbar feindseliger Absicht ausgesprengt worden war. So hoffen wir denn, daß das Publicum ungeachtet der Scandalsucht der Presse keinen Indifferentismus gegen das Ausstattungsstück an den Tag legen, daß aber auch der Vierfüßler die Erwartungen, die wir in sein gesittetes lämmernes Betragen setzen, nicht täuschen und nicht etwa mit seinem Rüssel die Chignons der Damen im Parterre in Unordnung bringen werde.

Ein Brief an den Herausgeber der „Gegenwart", Paul Lindau,

abgedruckt aus der „Gegenwart" vom 2. März 1875.

Ich habe der freundlichen Einladung, die Sie vor einiger Zeit an mich gerichtet, Ihnen über den Criminal-Proceß des Directors der Lemberg-Czernowitzer Eisenbahn, Ofenheim, zu schreiben, keine Folge geleistet. Ich hoffe, Sie werden mich entschuldigen, wenn ich Ihnen offen bekenne, daß ich durchaus kein Fachmann bin, daß ich nichts von Schienen, Dämmen und Tunnels verstehe, ja daß ich fürchten muß, da so viele ausgezeichnete Männer Herrn von Ofenheim einen ehrenwerthen Mann nennen, daß ich nicht einmal weiß, was ein Betrug ist. Der große geniale Director der durch ihre Unfälle so berühmten Lemberg-Czernowitzer Bahn ist ja doch von den Geschworenen frei gesprochen worden! Er baute so vorsichtig, daß jede Brücke, die einstürzte, ihn bereicherte, und daß der Schotter abrutschender Dämme sich für ihn in Gold verwandelte. Man traute ihm die großartigsten Unglücksfälle zu, und hätte man

gelesen, die Bahn sei über Nacht verschwunden, man würde es geglaubt haben, denn dem Manne schien nichts unmöglich zu sein.

Wenn der Ritter ohne Furcht und Scrupel aus den Abruzzen, wo er gegenwärtig, nicht Geschäfte halber, sondern zur Erholung weilt, nach Wien zurückkehrt, werden seine Salons hoffentlich bald wieder in dem so schnell erworbenen alten Glanze strahlen. Denn Herr von Ofenheim hat seine Millionen zu erhalten verstanden, und während die Sündflut des Krachs so viele Millionäre begrub, war er einer der wenigen Gerechten, die verschont blieben. Er wußte ja, wie schwer es sei, ein Vermögen leicht zu verdienen, und war kein Spieler wie die Anderen.

Er ging sicher und vertraute nicht dem unberechenbaren Rade der Glücksgöttin, sondern dem weit verläßlicheren der Locomotive, deren Fabrikanten, wie Sie gewiß aus dem Proceß wissen, dem Director die der Gesellschaft gebührende Provision von drei Procent geben mußten. An dieser Provision ist er wahrhaftig nicht reich geworden, denn sie betrug im Ganzen nur 42 000 Gulden. Es ist das, um ein Bild aus dem allerdings sehr nahe liegenden Räuberleben zu gebrauchen, als wenn Fra Diavolo, nachdem er eben an einem reichen Lord einen Unternehmergewinn verdient, noch einem Handwerksburschen eine silberne Uhr abprovisionirte. Endlich erreichte ihn die arme Nemesis, die man nur gerufen hatte, wie jene unglückliche Sorte von Tenoristen, um ihr beim Erscheinen faule Aepfel an den

Kopf zu werfen. Zwar fand, wer keine zu großen Ansprüche an einen Spitzbuben machte, diese im Proceß befriedigt, — aber man ist heute schon so verwöhnt!

Lassen Sie mich also über diesen abwesenden Freigesprochenen schweigen und die hervorragenden Gäste begrüßen, die gegenwärtig theils schon in unseren Gefängnißmauern verweilen, theils noch außerhalb derselben frei umherlaufen. Ich meine den russischen Hofrath und Zolldirector Herrn von Kosakowsky, der wegen eines „unschuldigen Scherzes", wie er es bei der Gerichtsverhandlung nannte, oder wegen grober Unsittlichkeit, wie es in unserer Gerichtssprache heißt, auf zwei Monate eingesperrt wurde, sowie Seine königliche Hoheit den Prinzen Alfons von Bourbon, der wegen theilweiser Erschießung der spanischen Bevölkerung, wegen Hinwegräumung alter Gebäude durch Feuer, sowie wegen des Bestrebens, die Abneigung der Unterthanen gegen das angestammte Herrscherhaus durch Liebkosungen zu besiegen, oder wie die spanischen Behörden sich ausdrücken, wegen Mord, Brandstiftung und Nothzucht, steckbrieflich verfolgt wird.

Während der erlauchte Bruder Karl VII. durch solche Gewaltmaßregeln streng conservativer Natur den alten Glanz der spanischen Krone wiederherzustellen bemüht war, huldigte sein edles Gemahl Donna Blanca dem Fortschritte, indem sie die sonst nur im freien Amerika übliche Sitte des „Theerens und Federns" auf den ehrwürdigen spanischen Boden zu verpflanzen suchte. Bekanntlich wird hierbei derjenige, der auf den rauhen

Pfad der Tugend zurückgeführt werden soll, vorerst nackt ausgezogen, sodann in ein Faß Theer getaucht und endlich in einem Haufen Federn hin und her gerollt, nach welchem Verfahren der lockere Zeisig der Schaulust der bildungsbedürftigen Straßenjugend preisgegeben wird. Doch mußte es sich die hohe Frau versagen, Personen männlichen Geschlechts in der geschilderten Weise den Unbilden der Witterung auszusetzen, sondern sich keuschen Sinnes darauf beschränken, nur Frauen, vorausgesetzt, daß diese sich eines ehrbaren Rufes erfreuten, theeren und federn zu lassen, so daß sie selbst das heitere Fest mit ihrer Gegenwart verherrlichen konnte, ohne sich in dem weiblichsten ihrer Gefühle verletzt zu finden. Allein dieser Versuch, die Frauen durch sanftes Bestreichen mit einem der hervorragendsten Nebenproducte der Coaksbereitung für die Dynastie des Prätendenten zu gewinnen, erzielte nicht die gewünschte Unterthanengeschmeidigkeit; und die unglückliche Fürstin mußte in allerhöchster Geschwindigkeit die Flucht ergreifen, um nicht selbst den Hermelin mit einem Flügelkleide aus den Bettfedern ihres keuschen Lagers tauschen zu müssen.

Erst als es zu spät war, scheint das unüberlegte spanische Volk die Entfernung seiner Landestante bedauert zu haben, wenigstens wurde an alle europäischen Staaten das dringende Ersuchen gerichtet, das fürstliche Paar, sobald es erscheine, freundlichst packen und den spanischen Behörden gegen Portovergütung gefälligst wieder retourniren zu wollen. Hochdenselben wurde auch für den bei fürstlichen Personen, nicht ungewöhn-

lichen Fall eines Incognito ein Steckbrief nachgesandt, in welchen mit einer, sonst in genealogischen Taschenbüchern nicht vorkommenden Genauigkeit Dero sämmtliche Verbrechen specificirt wurden. Der aufmerksame Leser des Steckbriefes erhält so, obwohl das hohe Ehepaar nur verhältnißmäßig kurze Zeit im Lande grassirte, ein treues Bild der gesammten epidemischen Wirksamkeit desselben.

Wenngleich Don Alfonso einer der hervorragendsten Carlistengenerale war, sah man ihm trotzdem seine vornehme militärische Rangstufe nicht an und hätte ihm eine weit bescheidenere Charge zugemuthet, die eines einfachen Räuberhauptmanns. Wohlbewaffneten Truppen gegenüber war er sehr nachgiebig, aber gegen Wehrlose kannte er keine Nachsicht. So wurde ein Kranker, der aber allerdings ohnehin die Blattern hatte, in seinem Bette gespießt und ein Greis, der freilich sonst ganz rüstig war und ich glaube sogar ohne Brille noch lesen konnte, zum Fenster hinausgeworfen. Welch grausames Loos unter solchen Umständen die armen Frauen erwartet, weiß jeder Kenner der carlistischen Kriegsgeschichte und werden die Laien aus dem entnommen haben, was ich schon vorhin über die Regierungsmaßregeln Don Alfonsos und seiner hohen Gemahlin mitgetheilt habe. Insbesondere führt der Steckbrief an, wie eine junge Frau, getheert und gefedert, durch die Straßen ziehen mußte, während man den Gatten zwang, ihr zu folgen und fünfzig Ruthenstreiche zu geben, wobei man dem Unglücklichen sein schwieriges Amt nur dadurch zu

erleichtern suchte, daß man ihm versprach, ihn, falls er nicht mit aller Kraft dreinhaue, zu erschießen. Wir dürfen allerdings nicht verschweigen, daß der amtliche Bericht ausdrücklich hervorhebt, es seien dem Gatten, nachdem er sich seines Auftrags zur allerhöchsten Zufriedenheit entledigt hatte, die fünfzig Hiebe zurückerstattet worden. Namentlich in Cuenca griff das fürstliche Paar binnen Kurzem so um sich, daß fast keiner dem allerhöchsten Würgengel entrann. Es ist daher in Anbetracht der geringen Anzahl von Einwohnern, die am Leben blieb, eine der gewöhnlichen Uebertreibungen der englischen Zeitungen, wenn sie von einem „Meer von Thränen" sprechen, das in Cuenca vergossen werde.

Weniger glücklich im Entwischen war der russische Hofrath, dessen wir erwähnten, Herr von Kosakowsky. In einem hiesigen Blatte, dessen letzte Seite hauptsächlich einer ehrbaren Annäherung der beiden Geschlechter gewidmet ist, erschien ein Inserat in französischer Sprache, in dem ein vornehmer Fremder, der sich in Wien vereinsamt fühlte, die Bekanntschaft anständiger Damen zu machen suchte, um sich mit ihnen in ebenso unanständiger wie vorsichtiger Weise zu unterhalten. Nach der Fassung des Inserates schien der Einsender der russischen Secte der Skopzen anzugehören, deren Religion zwar angehenden Tenoristen sehr zu Statten kommt, aber nicht den verkannten Lyrikern, die ja, wie man weiß, ausschließlich auf die Nachwelt angewiesen sind. Die Entrüstung unter den Damen war eine so allgemeine, daß die ganze Auflage des Blattes binnen Kurzem vergriffen war. Der

freche Einsender erhielt unter der Adresse, die er angegeben hatte, nicht nur einige aufmunternde Zuschriften, sondern auch einige abschreckende Photographien. Doch erklärte demselben wenigstens eine Dame, deren rücksichtsloser Offenheit wir gerne das verdiente Lob spenden, daß er ein sehr unsauberes Thier sei; nur besorgen wir, daß der Anonymus selbst sich in dieser Beziehung keinen Illusionen hingegeben haben dürfte. Bald gelang es glücklicherweise den Gerichten, dem unzüchtigen Unbekannten auf die Spur zu kommen. Wie groß war die allgemeine Ueberraschung, als es sich bei der Gerichtsverhandlung herausstellte, derselbe sei kein aus einem Harem entsprungener Vollbluteunuche, sondern ein russischer Hofrath und Zolldirector, verheirathet und, was für den Schuldigen das Beschämendste sein mochte, entlarvter Vater zweier Kinder!

Reisebriefe eines Wiener Spaziergängers.

I.

Bellaggio am Comersee, 22. April 1875.

Das Wetter in Wien war wirklich zu erbärmlich, es war so langweilig, daß Einem, wenn man auch nur ein bischen Engländer war, nichts Anderes übrig blieb, als sich aufzuhenken. Da mir jedoch diese vornehme Art, der Langweile aus dem Wege zu gehen, nicht behagte, beschloß ich, nach dem Süden zu reisen, um mein Auge an den glänzenden Farben des Frühlings zu erquicken. So groß aber auch meine Sehnsucht nach blauem Himmel und milden Lüften war, so verschob ich doch unschlüssig meine Abreise von Tag zu Tag, bis mich zuletzt meine Freunde mit so vorwurfsvollen Blicken anzusehen begannen, als wenn ich sie durch mein Bleiben in ihren schönsten Erwartungen betrogen hätte. Nun bin ich kein solcher Egoist, um guten Bekannten einen Spaß zu verderben — noch einmal heizet mir die Locomotive, ihr Musen! rief ich und unternahm endlich die

Fahrt in das alte romantische Land. So stieg ich denn wieder über die beschneiten Alpen, die Brust mit dem dreifachen Plaid gewappnet und den gezückten Regenschirm in der Faust, in die italische Ebene hinab. Doch habe ich bis jetzt in Wälschland keine Eroberung gemacht; nur ein altes Castell, das mir im Eisenbahnwagen gegenübersaß, hätte sich mir ohne Schwertstreich ergeben, wenn ich nicht mit der Geschwindigkeit des keuschen Joseph geflohen wäre.

In Verona stiegen zwei deutsche Jünglinge mit sehr langen Haaren, aber zu kurzen Hosen ein. Der Eine war lang und schmächtig und hatte den Umfang eines Bleistifts oder, um ein den Appetit reizenderes Bild zu gebrauchen, einer Sardelle; der Andere war klein und dick und schien dem rauhen Klange seiner Stimme nach in der schweren Schule baierischer Exportbiere aufgewachsen zu sein. Der Lange hatte einen kleinen Blumenstrauß im Knopfloch, den er von Zeit zu Zeit mit zärtlichen Blicken betrachtete, während der Dicke aus einem Conversations-Taschenbuch die beliebtesten Redewendungen der italienischen Sprache auswendig zu lernen bemüht war.

„Sie hatte Augen wie eine Madonna", flüsterte nach einer Weile der Lange.

„O ja", antwortete der Dicke, „und einen Schnurrbart wie ein Einjährig-Freiwilliger. — Vorrei far colazione: ich möchte frühstücken."

„Sie lachte so schelmisch, als sie mir die Cigarren gab", fuhr der Lange fort.

„Weil sie der Corporal, der hinter ihr saß, kitzelte",

brummte der Exportbaß. — „Vorrei pranzare: ich möchte Mittag speisen."

„Sie sah mich aber doch so wehmüthig an, als sie mir das Bouquet zum Abschied gab."

„Und sie war so erschüttert, daß sie mir fünfundzwanzig Centesimi zu wenig herausgab. — Vorrei andar a cena: ich möchte zum Nachtessen gehen."

Der dicke Skeptiker konnte endlich, ermüdet von seinen anstrengenden Sprachstudien, dem gesunderen Bruder des bleichen Todes nicht länger widerstehen und begann laut zu schnarchen. Der schmächtige Idealist aber fing darauf zu seufzen an und meinte, es sei traurig, daß die Dinge in der Wirklichkeit nicht so schön seien, wie man sich sie vorstelle. Er und sein Begleiter hätten jeder zwei Pfund Insectenpulver mit auf die Reise genommen gegen die Zanzare, aber sie seien bisher von keiner einzigen Mücke gestochen worden. Sie hätten das Haus der Julia Capulet in Verona besucht, aber dort sehe es so schmutzig aus, daß das ganze fünfactige Trauerspiel auch im Hofbrauhaus zu München hätte passiren können. Er theilte mir die Ansicht seines schlummernden Freundes mit, nach welcher an der ganzen Geschichte zwischen Romeo und Julia kein wahres Wort wäre, und fragte mich, was ich von der Sache halte. Ich antwortete, es wäre immerhin möglich, daß Romeo in die unreife Julia, die kaum mehr als zwölf Jahre gezählt, gar nicht verliebt gewesen sei, sondern dieses Liebesverhältniß nur fingirt habe, um mit der schon vollständig ausgewachsenen Amme derselben, die auch bei Shakespeare vorkomme,

desto ungestörter verbotenen Umgang zu pflegen. „Ach“, sagte der Jüngling, „ich habe all meine Illusionen verloren“, und dabei kramte er in seinem Reisesacke umher, daß ich glaubte, er wolle sich erst überzeugen, ob er nicht vielleicht seine Illusionen doch unter die Wäsche gepackt habe. Er aber zog ein Taschentuch heraus, entfaltete es, und indem er durch das große Loch sah, das in der Mitte desselben sich befand, rief er mit schmerzlicher Stimme: „Die Wäsche haben sie mir hier auch zu Grunde gerichtet!“

Ich fuhr über Bergamo nach Lecco am Comersee, dessen Spaziergänge Manzoni in seinen „Promessi sposi“ so reizend geschildert hat, daß viele Fremde in diesem Städtchen ein Mittagmahl von mehreren Gängen einnehmen, um dann nach einem letzten Rundblick über die hohe Rechnung unverzüglich weiterzureisen. Aus Dankbarkeit gegen den Dichter hat die Gemeinde einen Spaziergang, der durch die hohen Mauern, die den Weg einschließen, ein bischen trostlos gemacht wird, Via Promessi Sposi und eine Straße Largo Manzoni benannt. In Lecco verläßt die Adda den Comersee, in dem sie ein so schönes Dolce far niente verlebt hat, sie muß sofort unter das schwere Joch der Ponte Grande, um dann die saure Werkeltagsarbeit eines schiffbaren Flusses zu beginnen.

Das herrliche Belaggio ist an dem Vorgebirge gelegen, das den See in zwei Arme, in den von Lecco und jenen von Como, scheidet. Es ist ganz von Bergen eingeschlossen, die bis an den See reichen und keinem

Pfade Raum gewähren. Nur an dem östlichen Ufer ist die Straße durch den Felsen gebrochen, die vom Stilfser-Joch herniederführt. Von den Abhängen schimmern die Villen her mit ihren weißen Marmorbildern und zauberischen Gärten, in denen man die Bäume aus fremden Zonen findet, deren Laub so seltsam in der Sonne glänzt, und die schönen Camelien, die stolz für sich hinblühen und nicht mittheilsam duften. Kein Lärm stört diese See-Einsamkeit; man hört nur das Läuten der Glocken, das hier so ernst und feierlich klingt; den durchdringenden Schrei einer Dame, die im Gasthofe ihren Sonnenschirm vergessen hat; die elegischen Töne des unverstandenen Esels, der sein unglückliches Loos beklagt; ein Lied, das auf einer Barke gesungen wird, und wenn es Abend wird, das Singen der Finken, das uns an die Heimath erinnert. Ein indischer Poet würde sagen: Bellaggio sei lieblich wie ein Traum auf den Schultern der Geliebten. Das stimmt Einen ganz merkwürdig, so daß die Fremden die beiden Hände in die Hosentaschen stecken und zu den Fenstern ihres Gasthofes hinaufstarren. Ich muß wohl auch sehr dumm ausgesehen haben, als ich zum ersten Male in der Villa Melzi spazieren ging, daß mich der Gärtner fragte, ob ich ein Inglese sei?

Aber die Villen des Comersees werden nach und nach von den Actien-Gesellschaften angekauft und in elegante Hotels verwandelt. Die Götter und Heroen, die hier so lange ruhig gewohnt, müssen ausziehen und den Barbaren Platz machen, denen es zu Hause nicht mehr gefällt. Die Villa Serbelloni mit dem prächtigen Park

und Garten, von dem aus man den ganzen See überblickt, ist eine Dépendance des „Hôtel Grande Bretagne" geworden, und die Villa Frizzoni, die früher so still im Schatten lag, hat nunmehr zwei Flügel bekommen und heißt „Grand Hôtel Bellaggio". Mit scheuen Tritten ging ich vor Jahren in diesen Prunkgemächern umher, und jetzt lasse ich mir den Thee auf das Zimmer bringen, von dem aus ich auf den See und die Gartenlandschaft der Tremezzina schaue, esse Kalbscotelettes und schreibe ein Feuilleton. Der schöne Frauenkopf Tizians, der ehemals hier war, ist verschwunden, und wenn ich morgens aufwache und läute, dann steckt ein Schweizer Hausknecht den Kopf zur Thür herein, sagt: Excusez! und putzt mir die Stiefel. Ich habe daher, als ich in der Villa Carlotta war und daran dachte, daß vielleicht auch sie nächstens in ein Hotel verwandelt werden könnte, mich von dem Alexanderzug Thorwaldsens am Fries des Marmorsaals nicht trennen können, und namentlich von den Hammeln, die sich im Zuge befinden, lange Abschied genommen. Lebt wohl, rief ich, dort oben, vielleicht sehen wir uns nur hier unten bei einer besseren Table d'hôte wieder!

II.

Lugano, 28. April 1875.

Der Mond war hell leuchtend über den schwarzen Cypressen der Villa Serbelloni in Belaggio aufgegangen, und die Sterne glänzten weithin bis an die dunklen Alpen im Norden, von denen her der Tivano leise über den See strich und die Barken, die in der Bucht lagen, sanft schaukelte. Die schöne Engländerin saß auf der Terrasse des Hotels, das Kinn in die lange schmale Hand stützend, und blickte schwermüthig nach den beleuchteten Fenstern der großen Gasthöfe am anderen Ufer. Ich weiß nicht, ob sie seufzte oder nur manchmal Yes sagte, sonst war es ganz stille. Plötzlich begann eine Stimme klagend auszurufen: „Ach, wenn ich nur wieder zu Hause in meinem Ledergeschäfte wäre!" Es war der Frankfurter Kaufmann, der mit dem Hamburger Cigarrenhändler an einem Tischchen Grog trank. Die Engländerin mochte glauben, der Arme sei ein unglücklich Liebender, und es zieme sich nicht für sie, dessen Klagen um die ferne Geliebte spät Abends allein anzuhören, denn sie erhob sich und

ging gemessenen Schrittes in das Conversations-Zimmer. Der Frankfurter sah ihr eine Weile nach und sagte dann zu seinem Nachbar: „Eine süperbe Erscheinung!“ Der Hamburger aber erwiderte: „Sehen Sie, Jeder hat seine Sorte; ich mag bei den Frauenzimmern lieber die Trabuccosform — klein und dick.“ Ja, die Sehnsucht steigt Abends aus den dünnen Nebeln des Sees und umfängt uns mit ihren langen Armen, den Einen zieht sie zu seinem Ledergeschäfte, den Anderen in unbekannte Fernen und Manchen in den Grund des Sees.

Am nächsten Morgen packte ich meine Habseligkeiten in die lange Rechnung, der Hausknecht meldete, daß die Barke bereit stehe, mich nach Menaggio zu bringen, und empfahl sich dann: „Excusez, reisen Sie mit Gott!“

Die Straße von Menaggio nach Porlezza am Luganersee zieht zuerst eine Anhöhe hinan, von der man noch einmal den See, eingesäumt von blühenden Gärten, hinter sich liegen sieht. Das wäre ein Punkt für einen vornehmen Byron'schen Helden, um seine weltscheuen Betrachtungen durch ein lyrisches Intermezzo zu unterbrechen und mit einem elegischen Farewell Abschied zu nehmen. Wenn man aber in einem bescheidenen Einspänner dahinfährt, dann darf man keine noblen lyrischen Passionen haben, und ich wendete daher nur den Kopf nach rückwärts und seufzte: Leb wohl, mein liebes Bellaggio!

Die Straße senkt sich hierauf etwas, und ich gelangte endlich an die Station „bicchiere“; der Kutscher

verlangte nämlich das übliche Trinkgeld, was mir die befriedigende Ueberzeugung verschaffte, daß ich in Porlezza unversehrt eingetroffen sei. Sobald man hier das Dampfboot betreten hat, befindet man sich auf republikanischem Schweizer Boden, die Landschaft verändert sich nicht auffallend, die Menschen sprechen noch immer die selbe wohllautende Sprache, nur das italienische Papiergeld geht so auffallend rasch in die schweizerische Metallwährung über, daß man für die Karte nach Lugano, die man auf dem Dampfbote nimmt, ein Aufgeld von zwanzig Percent bezahlt, das jedoch, sobald man die offene See mit der geschützteren Lage Luganos, vertauscht, sich auf die Hälfte ermäßigt.

Bellinzona mit 2330 Einwohnern gilt als die Hauptstadt des Tessin, und Lugano muß sich damit begnügen, die größte Stadt dieses Cantons zu sein. Es hat nämlich 6024 Einwohner, eine Bevölkerungsziffer, die vielleicht in diesem Augenblicke schon weit überschritten ist, da ich gerade an einem Hause vorbeiging, als bei der dort wohnenden Hebamme heftig geläutet wurde. Das Städtchen ist sehr gewerbfleißig; unter seinen dunklen, kühlen Laubgängen ist ein reger Verkehr, und die Einwohner sind thätige, freundliche und aufgeweckte Menschen. Sie unterscheiden sich jedoch von den Bewohnern anderer kleiner italienischer Städte darin, daß ihre Kinder schon im zartesten Alter gewaschen werden, und daß sich das weibliche Geschlecht, wenn es auch schon in vorgerückteren Jahren sich befindet, doch noch kämmt. Es fällt überall die Mischung von schweizerischen und

italienischen Eigenthümlichkeiten auf. So wie allerwärts in Italien wimmelt es auch hier von Osterien, unter welchen die „Osteria del Grütli“ sehr häufig wiederkehrt. Man sieht dann meistens auf dem Schilde drei Männer mit entschlossenen Zügen und glühenden Nasen, die sich die Hand zu dem Gelübde zu drücken scheinen, nirgends anders, und wenn es auch ihr Leben kosten sollte, „birra, vino e liquori“ zu trinken; als in diesem Wirthshause. Die hervorragendste Rolle spielt selbstverständlich Wilhelm Tell, und man hat ihm vor dem „Hôtel du Parc“ ein Denkmal gesetzt, nach welchem allerdings der Held der Sage weit eher wie ein Garibaldianer aussieht als wie ein simpler Schweizer, oder doch im besten Falle wie der Tell aus der Rossinischen Oper; denn während er die Pfeile in der hocherhobenen Rechten ganz nebenbei hält, öffnet er auffallend weit den Mund, als wenn er sein Vaterland durch einen gewagten Triller von den Bedrängern befreien wollte. Dieses Brunnenstandbild ist übrigens von demselben Meister, dem man das treffliche marmorne Grabdenkmal im Park Ciani: „Die Trostlosigkeit“, verdankt, von Vela. Die kleine Stadt hat eigentlich nur Eine Sehenswürdigkeit, aber einen Luini, nämlich das berühmte Frescobild dieses Meisters: „Die Kreuzigung“, das sich in der unscheinbaren Kirche S. Maria degli Angioli befindet. An diese Kirche stößt ein großes Kloster an, in dem jedoch noch immer, obwohl es schon seit Langem aufgehoben ist, das Hauptgewicht auf Essen, Trinken und Schlafen gelegt wird, denn das Kloster ist gegenwärtig das „Hôtel du Parc“.

Ich traf auf einer Anhöhe des schönen Hotelgartens zwei Gemsböcke, die dort gehegt werden. Der jüngere stand auf dem Dache seiner Hütte und schaute sehnsüchtig mit emporgerecktem Hals in die fernen Berge, der ältere aber lag kummervoll und in sich gekehrt vor seiner Behausung — ich fürchte, daß er bald in einer pikanten Sauce ruhen wird.

Der Luganersee ist zwar kleiner als die beiden Seen, zwischen denen er gerade in der Mitte liegt, der Comersee und Lago Maggiore, aber er ist reicher an Abwechslung als diese, da jeder seiner zahlreichen Golfe ein ganz verschiedenes Bild desselben bietet und ein Bergstrich den lachenden See in einen tiefernsten verwandelt. Die Coulissen verschieben sich immer wieder, der See erscheint jedesmal wie die unverstandene Frau des modernen französischen Dramas in einer neuen Toilette und wechselt so häufig wie diese die Liebhaber. Denn das junge Pärchen, das sich auf der Hochzeitsreise befindet, wird sich in den lachenden Golfen von Melide und Lugano zu neuen Küssen begeistern, während der kriegerischen Stimmung reiferer Ehepaare die wilde Bucht von Porlezza besser entsprechen wird. Auch die Kunst des Spazierengehens, die man an den beiden anderen Seen nach und nach verlernt, kann man hier, wo die herrlichsten Wege an den Abhängen des Monte Salvatore und Monte Brè den See entlang sich winden, mit vollster Freiheit wieder üben. Am Sonntag-Nachmittag ging ich nach Melide. Ich begegnete jungen Mädchen, die schwarze Schleier trugen und mir anmuthig

zunickten. Immer wieder klang es: „Buona sera, buona sera!“ es war der reine „Barbier von Sevilla“. Aus den Barken, die über den See fuhren, erschallten lustige Lieder von frohen Menschen, die in den Schänken am Monte Caprino schäumenden Asti getrunken hatten. Auf dem Balcon eines Häuschens in Melide stand eine junge Frau mit dunklen Augen und leuchtenden braunen Wangen. Ich grüßte und fragte, ob sie sich nicht langweile allein da oben? Sie wohne ja hier, antwortete sie, und sehe doch hin und wieder Bekannte vorübergehen, aber was mich, der ich doch Niemanden im Orte kenne, herführe? Ich sei der Blumen von Melide wegen gekommen, erwiderte ich, die in den Reisehandbüchern sehr gerühmt werden, sie gefalle mir aber viel besser als die Blumen, obwohl mein Bädeker ihrer gar nicht erwähne, und wenn sie mir erlauben wolle, würde ich sie bis Sonnenuntergang betrachten. Sie aber schlug laut lachend die Hände zusammen und rief, ich sei ein Thor, ich möge nur meinem Reisehandbuche, das ihr viel vernünftiger scheine, folgen und zu den Blumen riechen, und dabei zog sie rasch eine rothe Blume aus dem Haare, warf sie mir ins Gesicht und lief davon.

Da stand ich nun in Melide ganz allein, mit einer rothen Blume in der Hand. Ich ging auf den Damm, der quer über den See nach Bissone führt, und sah zu, wie es Abend ward und die Berge nach und nach roth wurden. Dann schlenderte ich wieder nach Lugano zurück und traf auf dem Kai den baierischen Baron mit seiner gefühlvollen, aber sehr mageren Ge-

mahlin. Die Baronin sah mich aufmerksam an und rief: „Sie haben sich gewiß auch heute Mittag an den Fischen den Magen verdorben, wie ich?“ Der Baron aber betrachtete nachdenklich die Blume in meinem Knopfloche und sagte dann: „Wenn ich nicht irre, Daphne, ein sehr wirksames Purgirmittel.“

III.

Pallanza am Lago-Maggiore, 10. Mai 1875.

Ich habe am Schlusse meines letzten Briefes einer mageren Baronin flüchtig erwähnt, der ich auf dem Kai in Lugano begegnete, als ich von einem Spaziergange nach Melide zurückkehrte. Um nun von meinen Feinden nicht der Oberflächlichkeit beschuldigt zu werden, beeile ich mich hinzuzufügen, daß die Baronin citronengelbe Strumpfbänder trug, und zwar jene Gattung, die über dem Knie befestigt wird. Bevor ich erzähle, wie ich diese Entdeckung gemacht, sei es mir erlaubt, ein wenig auszuholen und auf ungefähr hunderttausend Jahre vor unserer gegenwärtigen Zeitrechnung zurückzugehen. In Folge eines jener Purzelbäume, die damals, wie uns die Geologie belehrt, so häufig waren, hat sich nämlich ein Theil des Monte Salvatore von diesem losgerissen und in den Luganer See gestürzt, wo er sich selbst als Berg etablirte und seitdem das Vorgebirge San Martino bildet. Am Fuße des Monte Salvatore, zwischen diesem und jenem Vorgebirge, soll es, wie mir erzählt wurde,

von Scorpionen wimmeln. Ich hatte nun einen Ausflug nach diesem Berge, den man in zwei Stunden ersteigt, beschlossen, und die freundliche Baronin war sofort bereit, an demselben theilzunehmen. Sie nahm auch, da in den Reisehandbüchern der Rath ertheilt wird, für Erfrischungen vorzusorgen, ihren Gemahl mit, den ich bisher nur als Kleiderstock zur Aufbewahrung von Mänteln, Hüten, Sonnen-, Regenschirmen und Umhängetüchern seiner Gattin gekannt hatte, den ich aber nunmehr bei dem Bergtransport von belegten Buttersemmeln, kaltem Geflügel und schwerem Rothweine auch als Saumthier schätzen lernte. Der Baron ging wirklich immer hart an dem Rande des Bergweges, eine Eigenthümlichkeit, die bekanntlich außer bei den Maulthieren nur noch bei den Botanikern anzutreffen ist. Der Baron war nämlich nebenbei Dilettant in der Botanik, und nach genauen Beobachtungen, die ich während der Table d'hôte angestellt, vermuthe ich, daß ihn namentlich die Frage, wie italienische Artischocken auf den baierschen Organismus wirken, beschäftigt habe. Als wir nun den Berg hinaufstiegen, erzählte ich daß diese Stelle ein Lieblingsaufenthalt der Scorpione sei, deren Biß mit Recht eine solche Berühmtheit erlangt hat, worauf die Baronin einen durchdringenden Schrei ausstieß und erschrocken das Kleid lüftete, bei welcher Gelegenheit ich wahrnahm, daß sie gelbe Strumpfbänder trage. Da die Baronin wahrscheinlich befürchtete, daß die Skorpione aus Wuth ziemlich hoch sprängen, so verdanke ich dieser unbegründeten Besorgniß die weitere Entdeckung, daß sie die

Bänder über dem Knie befestige. Auch ich machte ein bestürztes Gesicht, so daß mich der Baron, während seine Gemahlin von der gefährlichen Stelle weggeeilt war, fragte, an welche unangenehme Dinge ich denn denke.

„O", erwiderte ich, „ich habe nur eben an den schrecklichen Spargel gedacht, den man in Italien antrifft."

„Ach ja", sagte er, „der Asparagus officinalis ist in Italien sehr dünn und fleischlos."

„Und oben citronengelb, wollt' ich sagen, grün", unterbrach ich ihn.

„Ganz grün", fuhr der Baron fort, „eigentlich nur gut für die Esel."

Ich sah ihn an, aber er hatte nicht errathen, daß mich das dünne Gestelle der Baronin an Spargel gemahnt hatte, denn es lag kein häßlicher Zug von Selbstironie in seinem stillen Gesichte.

Auf dem Gipfel des Monte Salvatore steht eine Wallfahrtskirche, die jedoch, da die religiöse Stagione noch nicht begonnen hatte, geschlossen war. Wir fanden oben schon eine kleine Gesellschaft: einen Amerikaner, der, wie es schien, den vergeblichen Versuch machte, nach dem fernen Monte Rosa hinüberzuspucken, und einen Breslauer Bankier mit seiner Frau und einer Tochter, deren Heirathsfähigkeit auch von dem ärgsten Rabulisten nicht bestritten werden konnte. Tief unten lag der See mit ausgestreckten Armen im Schatten der Berge. Die weißen Gestalten, die an den Ufern knieen und so seltsam hantieren, sind keine Nixen, die sich im

glatten Spiegel des Sees beschauen, sondern irdische Weiber, die hier schmutzige Wäsche waschen. Man sieht die schneeigen Gipfel der Bernina- und Walliserberge und hinunter in die weiten Flächen der schönen Lombardei. Ich glaubte anfangs, auch den schiefen Thurm von Pisa zu sehen, allein es war nur die Nase des Breslauer Bankiers.

Am nächsten Morgen reiste ich weiter; doch der See sah so ruhig und heiter drein wie sonst — es war ihm offenbar ganz egal. Auch die Berge sahen mir mit vornehmer Gleichgiltigkeit nach, und nur der Haushund des „Hôtel du Parc" folgte meinem Wagen eine Weile, denn ich aß ein Schinkenbrötchen. Ich begegnete vielen Eseln, die, jeder mit seinem Landmanne, nach Lugano zogen, wo heute Wochenmarkt abgehalten wurde. In Fornasette war ein Herr so freundlich, meine Hemden ein wenig auszulüften, und ich fühlte mich ordentlich geschmeichelt durch die Theilnahme, die er meinen Fußsocken schenkte. Ich hatte nämlich italienischen Boden betreten, und es ruhte daher der finstere Verdacht auf mir, daß mir möglicherweise die italienischen Cigarren nicht schmeckten und ich unter zwei Uebeln das ebenso große der Schweizer Cigarren gewählt haben könnte. Nachdem man endlich noch die Harmlosigkeit meiner Unterbeinkleider constatirt hat, wünscht man mir herzlich weitere angenehme Reise; es geht bergab, und da habe ich mit einem Male den Lago-Maggiore vor Augen. Der Kutscher beginnt mit der Peitsche zu knallen, denn wir fahren jetzt durch die engen Gassen von Luino, in

denen die Eingeborenen stehen bleiben, so daß man an ihrem Haar die grotesken Formen italienischer Zerrauftheit studiren kann. Die Weiber laufen mit klappernden Holzpantoffeln vor die Thür und zeigen ihren Kindern, wenn sie sich brav aufgeführt haben, den Fremden, den diese mit ihren schönen dunklen Augen neugierig anstarren. Bis das Dampfboot kommt, das mich nach Pallanza führt, vertreibe ich mir die Zeit mit einer Flasche des würzigen Bieres von Chiavenna, rauche eine Cigarre und schaue mit der Seelenruhe des Paschas, der an die Herrlichkeiten dieser Welt gewöhnt ist, nach dem lieblichen Cannero hinüber, das unter Weingehängen und grauen Olivenbäumen liegt. Von dem Felsen dort drohen die zwei Castelle, in denen im Mittelalter fünf Brüder unter der berühmten Firma Mazzarda und Comp. ein blühendes Räubergeschäft betrieben. Diese beiden Raubschlösser erfreuen sich noch nicht der freundlichen Architekturformen unserer heutigen Fondsbörsen, sondern haben ein brutales, aber aufrichtiges Aussehen. In Luino hat man in jüngster Zeit Garibaldi ein Denkmal errichtet. Der hochherzige Patriot steht da barhäuptig in dem berühmten treuen Flanellhemde, das ihn nie verlassen, und schwingt in der Rechten einen Säbel von so harmlosen Dimensionen und zweckwidrigem Aussehen, daß ich anfangs glaubte, die Statue sei eine allegorische Verherrlichung des Gepäckträger-Institutes.

Der Lago-Maggiore ist ein stolzer, mächtiger See, in den hundert lehenspflichtige Flüsse sich ergießen und

den ein Hofstaat von zehn kleineren souveränen Seen umgibt. Bei Pallanza zeigt er sich in seiner ganzen großartigen Pracht; man sieht da gegenüber die heiligen Borromäischen Inseln, die im festlichen Gewande immergrüner Gärten feierlich aus dem See steigen, und sanfte Hügel im lichten Frühlingsschmucke, die andächtig hinter ihnen knieen. Zur Rechten, vom Simplon bis zum Gotthard, lagert die große weiße Heerde der Alpen, aus welcher der Mischabel trotzig den gehörnten Kopf hervorreckt, während zur Linken eine üppige Berggestalt im grünen Kleide nachdenklich in den See schaut, zu deren Füßen Laveno sich streckt wie ein weißes Windspiel. Es ist der Sasso di Ferro.

Wenn man die drei oberitalienischen Seen besucht hat, dann fühlt man erst, wie schwierig das Amt des Paris war, als er ein motivirtes Gutachten darüber abgeben sollte, welcher der drei Göttinnen, die sich ihm ohne weitere Emballage in ihrem Nettogewichte vorgestellt hatten, die Obstprämie für schöne Qualität gebühre. Ich weiß wahrhaftig nicht, welcher der drei schönen Seen der schönste ist. Bei den Frauen, die einem Gerüchte nach, das unter den Civilisten verbreitet ist, unter den Menschen den zweifarbigen den Vorzug geben sollen, wird vielleicht der Lago-Maggiore am meisten Glück machen, da sein nördlicher Arm grün und sein südlicher blau ist. Doch scheint es, daß auch das allgemeine Urtheil dem Lago-Maggiore günstiger ist, denn ich traf in Pallanza mehr Fremde als an einem der beiden anderen Seen, und in dem schönen großen Gasthofe daselbst, das

sieben Stockwerke hoch ist, so daß auch Steinadler und Gemsen, die auf Reisen gehen, ja selbst Mitglieder des Alpenvereins sich dort behaglich fühlen werden, waren gegen zweihundert Gäste anwesend. Ich selbst, der ich kein so großer Naturfreund bin, daß ich mich unglücklich fühle, wenn ich nicht die Menschen in der Größe von Stecknadelköpfen unter mir sehe, wohnte im dritten Stocke, den man fast die gemäßigte Zone nennen könnte, hätten nicht die hohen Preise der Bougies in mir den Verdacht erregt, daß hier die Nacht weit länger dauern müsse, als in dieser Zone sonst üblich ist. Dem war jedoch nicht so, denn ich kam bald in die Lage, die Länge der Nacht eingehend zu studiren, da sich in dem Zimmer neben mir zwei Kinder befanden, deren nächtliches Geschrei mich zu diesem astronomischen Studium ermunterte. Wenn Petrarca singt: „Ed io son un di quei che'l pianger giova“, so muß er entweder sich eines außerordentlich festen Schlafes erfreut oder nie anders als bei Doppelthüren geschlafen haben. Ich kann hier leider nicht über den nothwendigen Raum verfügen, sonst würde ich nach dem Muster jener Geschichtschreiber, die in „Rettungen" arbeiten und ältere Tyrannen weißwaschen, nachweisen, daß der Urheber des bethlehemitischen Kindermordes einer der größten Wohlthäter der Menschheit gewesen sei. In dem großen Atrium, das mit einer mächtigen Glaskuppel überwölbt ist, sah man meistens Engländer in den verschiedensten Lagen und Stellungen, in die sonst nur Akrobaten bei Ausübung ihrer herrlichen Kunst zu gerathen pflegen. Ihre Art,

den Kopf an den Stuhlrücken zu lehnen und dabei die Sohlen gegen griechische Säulen zu pressen, dürfte wohl das Höchste sein, was, wenigstens bei dem gegenwärtigen noch unentwickelten Stande der Heilkunde in Behandlung von Gehirnschlagflüssen, an Comfort geleistet werden kann. Doch die Frauen und Töchter derselben waren schön, zum Verrücktwerden. Ich durfte es leider nicht sofort werden, denn ich hatte noch vorher mein Feuilleton zu schreiben.

IV.

Von Bozen nach Meran, 20. Mai 1875.

Ich bin gewiß ein gottesfürchtiger Mensch, denn so oft ich einen deutschen Roman lese, falte ich immer die Hände, bevor ich einschlafe. Allein wenn man schon um vier Uhr Morgens von den Kirchenglocken aufgeweckt wird, wie in Tirol, und das Geläute gleich ein paar Stunden anhält, dann möchte man schier verzweifeln. Das ist kein alltägliches Bim-Bam, als wenn Baron Giovanelli im Abgeordnetenhause eine Rede gegen die Gottlosigkeit hielte, sondern ein Donnerwetter, als wenn Pater Greuter sich schneuzte oder sonst die Elemente in Unordnung gerathen wären. Die alten Haushähne, deren eigentlicher Beruf es ist, den Menschen nicht schlafen zu lassen, krähen daher im Lande der Glaubenseinheit nicht am frühen Morgen, wo sie überflüssig sind, sondern Abends, wenn man sich zu Bett legt.

Ich habe bis jetzt das Glück gehabt, jeden Tag einer Procession zu begegnen, so daß ich ungeachtet meines kurzen Aufenthaltes in Tirol bereits sämmtliche

alte Weiber des Landes kennen zu lernen in der Lage war. Gleich am Tage meiner Ankunft in Bozen, einem Sonntage, wurde eine Procession aus Anlaß des päpstlichen Jubiläums abgehalten, an der mehrere tausend Personen theilnahmen. Den Zug eröffneten die Capuziner, die sich in große Gala geworfen hatten, indem sie sich die Tonsur hatten frisch rasiren lassen. Ihnen schloß sich die andere Geistlichkeit an, mit ihren vom vielen Wallfahrten wettergebräunten Gesichtern und rothen Nasen, die wohl auch der unerschütterlichste Glaube an die Unfehlbarkeit allein in der Regel nicht hervorzubringen vermag. Darauf folgte die große Schaar der Gläubigen, meist Bauern, bald vorwärts drängend, bald zur Seite laufend, eine Gangart, die sie auch beim Treiben der Kälber einzuhalten pflegen. Sie gingen barhäuptig in der Sonnengluth, den Rosenkranz in den Fäusten und schwitzten vor Hitze und Inbrunst. Den Schluß endlich machten die Weiber, sowie die Jungfrauen mit ihren Kindern.

Doch sind die Tiroler Bauern auch gegen Andersgläubige sehr gefällig, denn wenn sie den polnischen Juden, die hier zur Cur weilen, begegnen, küssen sie ihnen die Hand, weil diese, in Folge ihres Kaftans und des überaus glücklichen Umstandes, daß sie ebenfalls die Hosen in den Stiefeln tragen, sich einer großen Aehnlichkeit mit den geistlichen Herren erfreuen.

Obwohl also in Tirol, Gott sei Dank, noch immer mehr gebetet als gearbeitet wird, findet man dennoch die alte Sitteneinfalt nicht mehr. Ich habe in meiner

Kindheit immer vermuthet, die ersten unschuldigen Menschen seien Tiroler gewesen und zwischen dem Paradiese und Bozen sei ein Stellwagen gegangen für achtzehn Personen. Ich stellte mir Adam vor in einer rothen Weste und grünen Hosenträgern, aber ohne Hosen. Ich glaubte auch, als der Herr die Eva schuf, damit doch wenigstens so viele Menschen erzeugt würden, daß eine anständige Frohnleichnams-Procession zusammengebracht werden könne, habe Adam beim Anblick des lieben Geschöpfchens Ju-hu-hu geschrieen, aus Entzücken darüber, daß es nun bald auf Erden Capuziner, Franciscaner, Liguorianer und Jesuiten geben werde. Später, als ich die Tiroler Ultramontanen kennen lernte, bin ich viel klüger geworden. Nicht etwa daß der Umgang mit ihnen besonders befruchtend auf meinen Geist gewirkt hätte — o nein. Denn wenn es auch gescheite Leute in Tirol gibt, so sind diese doch nicht ultramontan. Allein ich fand in Tirol von der paradiesischen Unschuld nichts mehr übrig als die nackten Kniee, aber selbst diese verschwinden immer mehr hinter dem Feigenblatte des Pantalons und werden bald ebenso zu den Raritäten gehören, wie die Tiroler Knödel. Bekanntlich speist man in unserem, doch sonst so weit vorgeschrittenen Vaterlande noch immer à la carte, da der Oesterreicher, wie sich wahrscheinlich Aristoteles ausdrücken würde, kein Zoon table d'hotikon ist. Woher das kommt, weiß ich nicht. Vielleicht ist die Einführung der Table d'hôte in Oesterreich bisher daran gescheitert, daß derselben nach unserem Vereinsgesetze, wie jeder anderen Gesellschaft, die gerne

ungenirt sein möchte, ein landesfürstlicher Commissär beigezogen werden müßte. Es stünde hienach zu besorgen, derselbe könnte, wenn etwa ein unruhiger Gast riefe: „Kellner, geben Sie mir noch einmal Spinat!" nach einem solchen statutenwidrigen Begehren sich von seinem Sitze mit der Bemerkung erheben: „Ich erkläre die Table d'hôte für aufgelöst", worauf sich die Gäste hungrig zu entfernen hätten.

Auffallenderweise ist nun gerade in Tirol, das sich doch so gegen die Errichtung moderner Schulen sträubt, fast überall das Institut der Table d'hôte eingeführt. Man findet daher in den besseren Gasthöfen, ganz wie anderwärts in Europa, auf den Menus englische Admirale blutig mit kleinen Gurken, mächtige französische Staatsmänner mit unbedeutenden gelben Rüben und die Maitressen Louis XV. in einer pikanten Sauce. In solche vornehme Gesellschaft aber passen die Tiroler Knödel nicht.

Als ich in Bozen an der Table d'hôte saß, wurde uns eine Rindssuppe verabreicht, die ihrem Namen nach aus einer vornehmen alten französischen Adelsfamilie abzustammen schien, während auf dem Buffet Tiroler Knödel, jedoch nur als Schaugericht, ausgestellt waren. Von Zeit zu Zeit erhoben sich neugierige Fremde, näherten sich auf den Fußspitzen dem Speiseschranke und schauten mit ehrerbietigen Blicken in den Suppentopf hinein, als wenn sie erwartet hätten, die Hosenträger Andreas Hofers darin zu finden, die doch im Ferdinandeum zu Innsbruck aufbewahrt werden. Ich faßte

mir ein Herz, zupfte den Kellner bei dem schwarzen Fracke und flüsterte ihm zu: „Ich möchte lieber Knödelsuppe"!

Und wie ich sprach, sah mich das holde Wesen
Mit einem Blick mitleid'ger Nachsicht an —

und fragte: „Wollen Sie einen essen?" das Wort „essen" so eigenthümlich betonend, daß ich mich schämte und erwiderte: „Geben Sie mir gleich zwei von den Reliquien." Ach, es waren Salon-Tirolerknödel!

Von Bozen fuhr ich nach dem schönen Meran. Mein Kutscher war ein junger hübscher Bursche, der die Mädchen der ganzen Gegend kannte. Manchmal sprang er auch vom Kutschbocke und ging neben Einer zärtlich plaudernd einher. Ich wünschte ihm Glück zu seiner Beliebtheit bei den Bauernmädchen; er aber deutete geheimnißvoll auf seine zarten Beziehungen auch in höheren Kreisen hin und bekannte endlich schmunzelnd, es sei sogar eine kaiserlich königliche Tabak-Trafikantin in ihn verbrannt, und wenn er sich dazu entschließen könnte, würde sie ihn „g'schwind" heiraten. „Und was steht denn der Ehe im Wege?" fragte ich. „Ist sie vielleicht eine Protestantin?" — „Gott bewahre", erwiderte er, „aber sie ist halt noch nicht ganz sechzig Jahre alt." Wenn aber einmal die Eisenbahn auch von Bozen nach Meran ginge und man vom Fuhrwerk nicht mehr leben könne, dann wolle er sich ein Leid anthun und sie heiraten. Ich bemerkte ihm jedoch warnend, es könne noch Jahre dauern, bis die Eisenbahn fertig würde, und es sei doch

fraglich, ob seine Geliebte dann nicht schon zu reif für eine so jugendliche Unüberlegtheit sein werde?

Ich kam Mittags an, da eben zur Table d'hôte geläutet wurde. In Meran störte ein alter Haushahn sogar mein Nachmittagsschläfchen. Nicht etwa daß er gekräht hätte, aber man hatte mir den Sängergreis als heuriges Brathühnchen vorgesetzt.

Danubius und Vindobona.

Eine hochpoetische Ehestandsidylle erzählt vom Bürgermeister der Stadt Wien.

9. Juni 1875.

Wenn man längere Zeit von Wien entfernt ist, dann bekommt man immer wieder Heimweh. Wenn man den Kuhreigen in fremden Landen hört, dann erinnert man sich wehmüthig an den heimischen Gemeinderath; aber nicht nach diesem sehnt man sich zurück, sondern nach den Frauen und Mädchen von Wien, die schöner sind als sonstwo. Die Luft ist nicht so klar, der Himmel nicht so blau und die Sterne sind nicht so gelb wie in Italien; aber wo findet man die lichten Frauenwangen und zarten Mädchenlippen wie hier? Ich wußte anfangs nicht, was mir fehle in der Fremde — der Risotto konnte es nicht sein, denn den bekam ich alle Tage vorgesetzt — bis ich im Traume auf unserer Ringstraße lustwandelte und in die holden Augen schaute, in die ich so oft verliebt gesehen. Ach, was ist so eine marmorne Venus, die doch den geheimsten weiblichen

Reizen die größte Publicität gibt, gegen eine schöne Wienerin, von der man nichts sieht, als einen geheimnißvollen weißen Streifen über dem kleinen Stiefel und ein eigensinniges Löckchen, das aus dem Nacken quillt. Man begreift dann leicht alle die Dummheiten, die in Wien tagtäglich passiren: der Beamte sinnt über eine runde Blondine nach, die er auf dem Wege ins Bureau getroffen, und macht ein lyrisches Gedicht, anstatt eine Anfrage der Finanz-Bezirks-Direction zu erledigen; der Architekt denkt an ein Rendezvous, das ihm versprochen worden, und baut dann statt des bestellten Palastes ein Verließ, in das er seine Nebenbuhler einsperren möchte; der Handwerker vergißt über einen Sonntagsausflug mit der mehlspeiskundigen Geliebten die versprochenen Stiefel rechtzeitig zu bringen; der Kunstgelehrte, der, selbst beglückt durch Liebe, alle Welt glücklich machen will, erklärt den alten verstorbenen Hofmaler Seisenegger für einen zweiten Tizian, und der Journalist, wüthend darüber, daß er bei der Lampe sitzen muß, anstatt der Angebeteten eine Serenade zu bringen, begeht das Verbrechen der Störung des öffentlichen Schlummers durch einen Leitartikel.

Der Herr Bürgermeister Dr. Cajetan Felder hat daher, wahrscheinlich mit Rücksicht auf die allgemeine Verliebtheit, in dem Toast, den er bei dem Bankett zur Feier der Donau-Regulirung ausbrachte, den Donaufluß und die Stadt Wien als ein verliebtes Ehepaar geschildert. Nur vermied es der Herr Bürgermeister, um nicht die anwesenden Minister zu kränken, darauf hinzu-

weisen, daß diese Ehe keine kirchliche sei, sondern eine Civil-Ehe. Der alte Schlaukopf Danubius läuft freilich keine Gefahr, für diese Ketzerei, wie Andere, ins Fegefeuer geschickt zu werden, da er ja dieses sofort auslöschen würde. „Danubius", bemerkte Herr Dr. Felder, „hatte sich an die ihm seit nahezu zwei Jahrtausenden angetraute Vindobona einstens enger angeschlossen, wie dies bei jungen Ehen natürlich ist. Allmälig entfremdeten sie sich jedoch und fielen einander fast zur Last." „Es war vielleicht", fuhr der Herr Bürgermeister fort, „Eifersucht des mürrisch gewordenen Alten, daß er die Zuzüge erschwerte und die Freier fernhielt, die auf seinem Rücken Vindobona Schmuck bringen wollten." Ich finde es, ohne daß ich je selbst auch nur im geringsten verheiratet gewesen wäre, begreiflich, wenn man sich nach zweitausendjähriger Ehe nicht mehr mit derselben Zärtlichkeit liebt, wie in den ersten Honig-Jahrhunderten der Ehe. Man wird es aber keineswegs in der Ordnung finden, daß dem Danubius, wenn das jugendliche Liebeswasser schon verdunstet ist, seine Frau in ihren alten Tagen lästig wird. Uebrigens darf man nicht vergessen, daß der Danubius durch seine Verehelichung mit der Vindobona Schwiegersohn des Gemeinderathes als der Väter der Stadt Wien geworden ist, und wir werden vielleicht nicht ganz fehlgehen, wenn wir die gegen ihn vorgebrachte Beschuldigung der Lieblosigkeit gegen seine Frau Vindobona als eine böswillige Erfindung einer seiner vielen Schwiegermütter ansehen. Es klingt auch ganz unwahrscheinlich, daß ein halbwegs vernünftiger Fluß, dem seine Gattin

nach einer langen beschwerlichen Ehe endlich „zur Last gefallen", besorgen werde, der betagten Dame könnten sich an ihrem Lebensabende noch Liebhaber nähern und ihm Hörner aufsetzen oder, wie es Herr Dr. Felder in poetisch-solider Weise umschrieb, „auf seinem Rücken Schmuck bringen wollen". Ich glaube, man müßte einen solchen überspannten Fluß ohne weiteres in dem Irrenhause von Döbling einquartieren und ihn durch fortgesetzte kalte Douchen wieder zu Raison zu bringen suchen.

Wer weiß, was geschehen wäre, wenn Vindobona eigensinnig fortgefahren hätte, immer älter zu werden, und ob nicht der alte Danubius, ohnehin schon seiner Gattin im höchsten Grade überdrüssig, schließlich ein unversorgtes Mädchen aus dem Hofopernballet zur Maitresse genommen hätte. Da ereignete sich eines jener Wunder, wie sie leider so selten in älteren Ehen einzutreten pflegen. Nicht etwa daß Vindobona das Beispiel der braven Patriarchensgattin Sarah nachgeahmt hätte, die, anstatt sich den ihrem hohen Alter entsprechenden Comfort zu gönnen, einen kleinen Isaak gebar, nein, die alte Vindobona überraschte nicht ihren Gemahl mit einer kleinen Haupt- und Residenzstadt, aber sie ging in sich, gab ihre Halsstarrigkeit auf und wurde wieder jung und hübsch, oder wie dies Herr Dr. Felder mit einer üppigen Farbenpracht der Rede, als wenn er zum mindesten Bürgermeister der hochpoetischen Stadt Schiras in Persien wäre, ausdrückte: „Da verjüngte sich plötzlich Vindobona zu wunderbarer, zuvor nie geahnter Pracht und breitete mit bezauberndem Liebreiz sehnsuchtsvoll ihre

schönen Arme aus nach dem gewaltigen Flußgotte, ohne welchen sie nicht leben kann, nicht leben will." Da nun der greise Danubius, wie wir wissen, so lange seine Frau alt und runzlig war, der grimmigsten Eifersucht Raum gab, sind wir wohl, damit das von Dr. Felder gebrauchte Bild auch vollständig passe, zur Annahme genöthigt, daß er nunmehr, da seine Frau jung und hübsch geworden ist, keinen Grund zur Eifersucht mehr habe und daher, anstatt die Liebhaber seiner reizenden Gemahlin noch zu fürchten, diese mit offenen Armen bei sich empfangen werde.

Der Herr Vice-Präsident der Donau-Regulirungs-Commission war weit galanter als sein geehrter Herr Vorredner, indem er Danubius und Vindobona nicht als ein seit zweitausend Jahren verheiratetes Ehepaar darstellte, sondern als junge Brautleute, die im angenehmen Begriffe stehen, eben ihre Vermählung zu feiern. „Der Danubius", rief der Redner sehr schwungvoll, „hat seiner Braut ein herrliches Brautgeschenk gespendet: die neue Donaustadt. Wenn diese auch heute noch im Embryo liegt, so verspricht sie denn doch eine schöne Zukunft." Wir haben in den Inseratenspalten der Zeitungen schon die sonderbarsten Dinge als passende Weihnachts- und Neujahrsgeschenke anempfohlen gefunden. Alle diese werden aber in den Schatten gestellt durch das sinnige Brautgeschenk, mit dem der zartfühlende Bräutigam Danubius seine holde Braut Vindobona überrascht: einen Embryo!

Reisebriefe eines Wiener Spaziergängers.

I.

Augsburg, 6. August 1875.

Die Gegend von München bis Augsburg hat gar keine landschaftlichen Schönheiten aufzuweisen, und es scheint fast, als hätte die Natur, nachdem sie das große Exercirfeld, das gleich hinter Baierisch-Athen liegt, geschaffen, von dieser Leistung erschöpft, sich zur Ruhe gesetzt. Doch wurde das Auge des gefühlvollen Eisenbahnreisenden diesmal nicht durch die olympischen Spiele der königlich baierischen Infanterie erfreut, denn ein ewig grauer Himmel weinte über Griechenland, und die rauhen Krieger lagerten in dem Capua des Hof- und Pschorrbräus und verweichlichten dort ihr Gehirn durch den Massenverzehr schwerer Biere. Das weite Haideland lag im Nebel, und man sah nur aufgeschichtete Torfziegel, schwarze Pfützen, Krähen und die Bahnwächter in rothen Jacken, die, wenn sie die Signale gaben, aussahen, als rängen sie verzweifelt die Hände.

Da es bekanntlich kein besseres Mittel gegen die eigene Langweile gibt, als Andere zu langweilen, war die Gesellschaft ziemlich gesprächig. Insbesondere erwarb sich ein Geistlicher, der die baierische Mundart so fließend sprach, als diese es überhaupt erlaubt, um die Mitreisenden große Verdienste, indem er eine dicke Frau, die sonst unzweifelhaft eingeschlafen wäre und geschnarcht hätte, mit dem Berichte über eine Romfahrt unterhielt, von der er vor Kurzem zurückgekehrt war. Er erzählte, daß er mit einer Deputation von Gläubigen beim Papste gewesen sei und den Pantoffel desselben geküßt habe, wobei er sich, wahrscheinlich zur Bekräftigung des Gesagten, mit einem blauen Taschentuche den Mund abwischte. Er theilte ferner mit, wie der Papst über die Verfolgungen der Kirche geklagt, jedoch deren Triumph über ihre Feinde prophezeit habe, und rief dann begeistert aus: „Ach, der Papst hat etwas Hinreißendes!"

„Jesus!" unterbrach ihn die dicke Frau erschrocken, „wie hat denn der Heilige Vater das Hinreißende bekommen?"

Aber der Geistliche belehrte die unerfahrene Frau, die offenbar noch nie einen Zeitungsbericht über das erste Auftreten einer neuen Ballettänzerin gelesen hatte, daß das Hinreißende keine Krankheit sei, sondern sich von einer solchen sehr vortheilhaft unterscheide, und daß Se. Heiligkeit trotz der erlittenen Kränkungen weit gesünder und kräftiger aussehe, als ihn die Berliner Porträtmaler in den lutherischen illustrirten Zeitungen darstellten. Leider stieg der gereiste Priester schon bei

einer der nächsten Stationen aus, wo ihn die dort wartenden Bauern ehrfurchtsvoll bewillkommten. Er grüßte sie und streichelte deren Hunde, um auch mit der Intelligenz des Dorfes freundliche Beziehungen zu unterhalten.

Augsburg ist eine stille Stadt, die Fremden halten sich hier nur selten auf, und wie es scheint, auch die Einheimischen. Es ist fast gar kein Wagengerassel in den Straßen zu hören, und wenn man sich einer Droschke nähert, um spazieren zu fahren, rührt sich der Kutscher nicht, da er glaubt, man wolle den Wagen blos als Merkwürdigkeit betrachten. Die alten Festungsmauern sind in neuester Zeit niedergerissen worden, denn die Augsburger haben sogar schon die Hoffnung aufgegeben, daß ein Feind in ihre Stadt hinein wolle. Das alte Augsburg wies stolz auf seine römische Abstammung hin. An die Gründung durch Augustus erinnert ein Brunnen mit dem ehernen Standbild dieses Kaisers; in die Vorhalle des Rathhauses stellte man die Büsten der römischen Imperatoren, und wie Rom wählte Augsburg die Zirbelnuß als Stadtwappen, die noch heute auf dem Giebel des Rathhauses prangt. Doch das Los der Tochter war tragisch wie das der Mutter, denn Rom ist ein Trümmerhaufen geworden und Augsburg — baierisch. Ich hatte die Absicht, in dem berühmten Gasthofe „Zu den drei Mohren" einzukehren, in welchem einst Karl V. Gast des reichen Fugger gewesen, allein ich erfuhr, daß es eingegangen sei, daß es aber noch mehrere andere Gasthöfe gebe, in welchen ebensoviel

Platz sei. Ach, wenn ich wieder einmal nach Augsburg kommen sollte, dann höre ich vielleicht, man habe jetzt die Stadt ganz eingehen lassen, ich möge mich aber nur einige Stationen weiter bemühen, ich würde gewiß eine oder die andere Stadt finden, die noch im Betriebe sei.

Als ich in den Gasthof kam, theilte mir der Kellner mit, ich käme, wenn ich mich sputete, gerade noch zur feierlichen Enthüllung einer Schüssel Kraut mit Würsten zurecht. Ich eilte daher zur Table d'hôte und sah, daß die Blicke aller Anwesenden nach dem oberen Theile der Tafel gerichtet waren. Selbstverständlich vermuthete ich, daß die Würste bei ihrem Umlauf um die Tafel an jenem Punkte, der so sehr die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog, angelangt seien, und in Ermangelung eines anderen astronomischen Instrumentes setzte ich meine blaue Reisebrille auf. Allein ich hatte mich getäuscht, denn es waren nur zwei Künstler, die so sehr das Interesse der Tischgesellschaft in Anspruch nahmen.

„Die gestrige Vorstellung war wirklich vollendet!" rief der den Beiden gegenüber sitzende Tabakreisende.

Die Löwen des Tages neigten nur ein wenig das Haupt — sie waren offenbar an die Huldigungen der öffentlichen Meinung schon gewöhnt.

„Besonders erfreulich schien es mir", fuhr der Reisende, der für Pfälzer Tabake Abnehmer suchte, fort, „daß die Gesellschaft, die so freundlich aufgenommen wurde, eine deutsche ist, und daß das Publikum endlich die einheimischen Leistungen zu würdigen beginnt."

„Die Kunst", entgegnete der ältere der beiden Künst-

ler, „hat mit der Politik und Nationalität nichts zu schaffen, namentlich im Sommer nicht, wo oft der größere Theil des Publikums aus Fremden besteht." Der jüngere Künstler strich sich zustimmend seine Whiskers, als wollte er andeuten, es läge ihm auch nichts daran, für einen Engländer gehalten zu werden.

„Ach, Fräulein Elise war bezaubernd", hauchte ein ganz kleiner Jüngling, der aber allerdings nur in Kurzwaaren reiste.

„Sie störte wenigstens nicht", unterbrach ihn der ältere Künstler, um zu verhüten, daß der Enthusiasmus der Laien sich in falsche Bahnen verirre.

„Wie neulich in Paderborn", secundirte ihm der Jüngere.

„Ihre eigene Leistung", bemerkte der Tabakreisende zu dem Aelteren, in die Intentionen desselben eingehend, „war doch die Krönung des Gebäudes. Sie waren, ohne Ihnen schmeicheln zu wollen, haarsträubend."

„Den schönsten Triumph", erwiderte dieser lächelnd, „habe ich in Magdeburg gefeiert, wo an einem Abend zwei Damen aus den höchsten Ständen, als sie mich sahen, ohnmächtig wurden."

„Was ich im gestrigen Programm vermißte", rief ein Weinreisender, „war, daß keine Bengels in die Höhe geworfen wurden; es ist mir eigentlich die Hauptsache."

„Mein Collega", bemerkte der ältere Künstler, auf den jüngeren weisend, „wirft bei uns die Knaben."

„Das Bedeutendste in dieser Richtung", fuhr der Weinreisende fort, „habe ich doch in Dresden gesehen,

wo Einer einen Bengel in die Luft schnellte, daß ich glaubte, er würde ihm an der Decke den Kopf zerschmettern."

„Der Künstler", rief der Knabenschleuderer, „ist auch vom Material abhängig; einen biegsamen Jungen werfe ich so hoch wie irgend Einer", und dabei erhob er sich erregt von seinem Stuhle, so daß der kleine Kurzwaarenreisende, besorgend, der Künstler könnte in Ermanglung anderer vortheilhaft gebauter Knaben ihn an die Decke zu werfen versuchen, ängstlich zur Seite rückte.

Endlich wurde der Kaffee gebracht; der Tabakreisende bot den Künstlern Cigarren an, indem er zur Beruhigung hinzufügte, es seien keine Geschäftscigarren. Die Geschäftsreisenden gruppirten sich näher um die beiden Koryphäen, ich aber zog mich bescheiden von der ferneren Huldigung der Kunst durch die Industrie zurück, zufrieden, mit den beiden Gymnastikern des Circus an derselben Tafel gespeist zu haben.

Ich ging Nachmittags in den Straßen der Stadt umher und betrachtete die gemalten Wände der Häuser, aber die Fenster waren geschlossen; ich stand stille bei den schönen Brunnen und hörte dem Plätschern des Wassers zu, aber kein Mädchen kam, um ihren Krug dort zu füllen, ich sah in alle Barbierstuben hinein und zu allen Giebeln hinauf, ob ich keine schöne Bernauerin oder Welserin sähe, aber ich sah keine. So stieg ich denn in die untere Stadt hinab. Ich fand dort in einer engen Straße, durch die das schmutzige Wasser eines Lech-Armes fließt, das Haus, in dem die beiden

Holbein gewohnt. Weiter unten hockte ein Färber und wusch Seidenstoffe in dem Flußwasser. Ich blieb bei ihm stehen, denn es freute mich, wieder in ein Menschenangesicht zu sehen, wenn es auch blau war. An einem Hause, dem Holbein'schen schräg gegenüber, ebenso armselig wie dieses, befindet sich eine Gedenktafel, die daran erinnert, daß hier Friedrich List sein „Nationales System der politischen Oekonomie" geschrieben. Die Häuser, in denen die großen Menschen leben, arbeiten und sterben, haben eine ganz eigenthümliche Architektur: getünchte Mauern, kleine Fenster, niedrige Stuben! Man muß den Hut abnehmen, wenn man zur Thür hinein will, und sich bücken, wenn man im Zimmer steht, — denn die Hütte zwingt zu demselben Ceremoniel wie der Palast. Aber man bleibt vor dem Hause stehen und staunt es an, man betrachtet die Fensterscheiben und die Dachziegel und die Risse, welche die Zeit in die Mauern gemacht, und der Name des Mannes, der dort gelebt, verklärt die ganze ärmliche Gasse.

II.

Stuttgart, 19. August 1875.

Ich kam in Stuttgart gegen Mittag ganz verschlafen an, denn ich hatte auf der Fahrt die Bekanntschaft eines Privat-Docenten der Aesthetik gemacht. Ich hatte in Geislingen, das durch seine Drechslerwaaren so berühmt ist, einen Zahnstocher für zwanzig Pfennige gekauft, und wer Schopenhauers Abhandlung: „Ueber die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde" gelesen hat, wird vielleicht daraus entnehmen, daß ich in der Restauration in Ulm eine Cotelette gegessen hatte. Der Kunstgelehrte bat sich von mir den Zahnstocher aus, nicht aber, wie ich anfangs besorgte, um sich gleichfalls damit die Zähne zu stochern, sondern um denselben vom kunstgeschichtlichen Standpunkte aus einer kleinen Prüfung zu unterziehen. Nachdem er ihn einige Zeit mit Kennerblicken geprüft hatte, gab er ihn mir mit der Bemerkung zurück, es sei gar kein Styl darin. Aus so unscheinbaren Anfängen entstehen oft die langwierigsten Unterhaltungen, und nach einem höchst

beschwerlichen Vortrage des Aesthetikers über das Ornament fuhren wir endlich in den Stuttgarter Bahnhof ein.

Die Stadt war wegen des Kleingewehrfeuers, das in einigen Tagen aus Anlaß des großen Bundesschießens eröffnet werden sollte, in großer Aufregung. Die Bevölkerung befand sich schon in freudig bewegter Joppe, und Viele trugen bereits die so kleidsame begeisterte Stimmung zur Schau. In den Gasthöfen herrschten festlich gehobene Preise, denn man harrte der Ankunft zahlloser „schmucker" Schützen, wie diese, ohne Unterschied des Aussehens, in der Bundessprache genannt werden. Die Jugend legte eine große Besonnenheit an den Tag, indem man in den Kaffee- und Wirthshäusern eine Stunde warten mußte, bevor sie das Bestellte brachte; dagegen waren die ältesten Leute sehr unruhig, da sie sich kaum zurückhalten konnten, schon jetzt zu erklären, daß sie nie etwas Aehnliches erlebt hätten. Ich glaubte anfangs, die Stuttgarter wollten auf den Fremden den Eindruck lieblicher Grazie machen, denn ich sah sehr Viele auf der Straße, welche die Hände nicht hin und her schlenkerten, sondern mit diesen in der mustergiltigen Weise der medicäischen Venus ihre Reize zu verhüllen suchten. Allein die Einwohner waren nur durch die Zeitungen, die tagtäglich vor den Taschendieben, Bauernfängern und „verwahrlosten Frauenzimmern" warnten, die in den letzten Tagen zusammengeströmt sein sollten, in große Angst versetzt worden und suchten durch jene vorsichtige Haltung der Hände

die bedrohte Uhr und Börse zu schützen. Ich glaube jedoch, daß die Organe der öffentlichen Meinung die vorhandene Gefahr ein bischen übertrieben, denn obwohl ich den ganzen Tag auf den Beinen war, begegnete ich doch nirgends besorgnißerregenden Damen, es müßten denn die verwahrlosten Frauenzimmer ihren Schlupfwinkel in der königlichen Bibliothek gehabt haben, die ich allerdings noch nicht besucht hatte. Ich sah wohl ein fremdes Fräulein, das in dem Schloßgarten vor dem Apollo von Belvedere stehen blieb und diesen betrachtete; als ich mich jedoch näherte, bemerkte sie plötzlich, daß der Götterjüngling unbekleidet sei, und ging sittsam weiter.

Stuttgart besitzt außer seinen 92 000 Einwohnern keine besonderen Merkwürdigkeiten. Es hat keine Paläste, in deren Marmorhallen sonst der Fremde sinnend steht, wie viel er dem Portier Trinkgeld geben solle. Die Kirchen sind schmucklos, und man sieht es den nüchternen Häusern an, daß sie nur Alltägliches erlebt haben. Da ich einige Tage in Stuttgart zubrachte, um dort schönes Wetter für eine Partie in die Schwäbische Alp abzuwarten, erfuhr ich, wie unter solchen Verhältnissen der Mangel an Sehenswürdigkeiten für den Vergnügungsreisenden endlich sehr fühlbar wird. Ich besah die Schiller-Statue mehreremale; ich war ein Habitué bei den Mißgeburten im Naturalien-Cabinet; ich erregte durch meinen häufigen Besuch der neueren Bilder in der kleineren Gemälde-Galerie den Verdacht der Wächter, ich sei kein Kunstkenner und erspähe nur den

günstigen Augenblick, um ein Bild zu entführen; ich gerieth in ein so intimes Verhältniß zu den Pferden des königlichen Marstalls, daß sie endlich zu wiehern begannen, wenn ich wieder eintrat, und von den zwei unvollendeten Thürmen der alten Stiftskirche sah ich mir nur den einen an, mir den Anblick des andern für den äußersten Nothfall auffsparend. Ich besuchte auch das weitläufige Residenzschloß. Dasselbe hat 365, also gerade so viel Zimmer, als das Jahr Tage hat, so daß man daselbst nur in Schaltjahren sich im Raume etwas beengt fühlt.

Ich kannte keinen von den vielen berühmten und trefflichen Männern, die in Stuttgart leben, das Theater war geschlossen, und den Mann, der die Kanonenkugel auf sich abschießen ließ und diese im Fluge auffing, konnte ich mich nicht recht entschließen anzusehen. So war ich denn in der Lage, auch weniger Beachtenswerthem meine Aufmerksamkeit zuzuwenden, und blieb auf einem meiner Spaziergänge durch die Stadt vor dem Auslagekasten eines Photographen stehen, um die dort ausgestellte Mustersammlung schwäbischer Alltags-Physiognomien zu studiren.

Mit einem Male gesellte sich ein freundlicher, untersetzter Mann zu mir und gab mir, unaufgefordert, von jeder der photographirten Persönlichkeiten in der zuvorkommendsten Weise den Namen, die genaue Adresse und, wo es ihm nöthig schien, auch einige biographische Details an. „Der obe“, sagte er, „ischt der Herr Buchhalter Häsle von der Bergstraß', zwei Treppe hoch;

der danebe ischt der Herr Bürschtebinder Streble von der Hoschpitalstraß', und die im grüne Kleid — durchs Photographire ischt es schwarz geworde — ischt die Witwe Meyer von der Friedrichstraß', gegenüber vom Maschtochsemetzger." Ich lernte auf diese Weise ferner noch einen Herrn von der Stadtreiterei, „den die Mädle gern anblinzle", kennen, einen Cigarrenhändler, der bei schönem Wetter im „Englischen Garten" gern Bier trinkt, sowie einen Herrn Tapezierer, der jedoch gegenwärtig in Folge eines Processes seine frühere Heiterkeit verloren haben soll. Ich dankte gerührt dem Manne, der dem Alleinstehenden den reichen Schatz seiner Personalkenntnisse zur Verfügung gestellt hatte, er aber erwiderte: „Ja, in der Fremd' ischt ma sonscht ganz verlasse", und entfernte sich anspruchslos.

Ich habe, wenigstens in Stuttgart, niemals Gelegenheit gehabt, die schwäbische Grobheit kennen zu lernen, auf die mich einige Ethnographen aufmerksam gemacht hatten. Nur hin und wieder erinnert eine kriegerische Redewendung daran, daß die Bewohner dem wehrhaften Stamme angehören, der in der Schlacht vormals des deutschen Reiches Sturmfahne vorangetragen. Es spricht auch gewiß für die allgemeine Friedfertigkeit, daß man in den Straßen nie einen Wächter der Ruhe, Ordnung und Sicherheit antrifft. Und dennoch haben sich Viele während des Schützenfestes, ohne alle Polizei, ganz ruhig einen ordentlichen und sicheren Rausch angetrunken.

Bei freundlichem Himmel bieten die lieblichen Um-

gebungen angenehme Abwechslung; man sieht dann von den waldigen Höhen furchtlos auf den Hauptsitz des süddeutschen Buchhandels herab, auf die berühmten Clavierfabriken der Stadt und auf die Webereien, in denen die dem Ohre so wohlthuende Baumwolle verarbeitet wird. Berühmt sind die herrlichen, vom Schloßplatz bis nach Cannstadt sich erstreckenden Parkanlagen, in deren schattigen Alleen man Schutz gegen die Bratbitze findet, die der Thalkessel, in dem die Stadt liegt, zur Sommerszeit ausströmt. Den Kindern ist der Besuch der Hauptallee des Parkes untersagt, und eine Verordnung weist denselben die „Philosophen-Allee" als Tummelplatz für ihr lärmendes Treiben an. Ach, welche Fülle kahler Denkerstirnen, rief ich, als ich in diese Allee einbog — es waren jedoch nur Ammen, die hier ihrem lichtfreundlichen und nahrhaften Berufe oblagen. Ich weiß nicht, ob man die Kinder in die Philosophen-Allee verbannt hat, weil oft ein tiefer Sinn im kindischen Spiele liegt, oder aus Mißachtung der Weltweisheit von Seite der Schloßverwaltung, oder endlich weil die schwäbischen Philosophen im Aussterben begriffen sind und es sich daher nicht mehr lohnt, ihnen eine eigene Allee zu widmen. Ohne einem der glänzenden Gestirne der Philosophie begegnet zu sein, verließ ich wieder die Milchstraße.

Ich setzte mich auf eine Bank und zog mein Notizbuch heraus, um die Eindrücke des Tages aufzuzeichnen, als ich bemerkte, wie die Wächter des Parkes mein Hantieren mit unruhigen und argwöhnischen Blicken

beobachteten. Auf der Bank mir gegenüber schlief ein sehr umfangreicher Officier, und ich fürchtete, man halte mich vielleicht für einen Spion, der die würtemberg'schen Proviant-Magazine abzeichnen wolle, um sie dem Feinde auszuliefern. Zu meiner Beruhigung erfuhr ich jedoch, es sei nur strengstens verboten, in der Hauptallee zu lesen oder zu schreiben.

III.

Aus dem Schwarzwald, 3. September 1875.

Ich hatte von Stuttgart einen Ausflug nach dem herrlichen Wildbad im schwäbischen Schwarzwalde gemacht. Schon nach einigen Tagen jedoch stellte sich ein so ausdauernder Landregen ein, daß es schien, als hätte der Mensch nur deshalb seinen aufrechten Gang, um einen Regenschirm in der Hand halten zu können. Dem Alleinstehenden, der keinen Rheumatismus hat, mit dem er sich unterhalten kann, bleibt in Wildbad bei schlechtem Wetter nichts übrig, als zu verzweifeln. Ich hatte zwar die Wahl zwischen der Gesellschaft eines Frankfurter Bankiers und der Verzweiflung, ich zog aber doch die letztere vor und benützte sie, um einmal Karlsruhe zu besuchen, ein Unternehmen, in das ich mich bei glücklicherer Gemüthsstimmung nicht tollkühn gestürzt hätte. Die Fahrt dorthin ist sehr wohlfeil, denn ich bekam an der Eisenbahnkasse auf ein Zehnmark-Stück noch fünf Mark und eine ganze Menge kleiner Grobheiten heraus.

Im Wagen befand sich eine allerliebste kleine Schwäbin, die aber leider durch eine griesgrämige Dame, welche auf den ehrwürdigen Namen „Tante" hörte, von jedem Verkehr mit der Außenwelt abgeschlossen war. Ich suchte mich zwar durch einen Selam zu verständigen, und obwohl ich nicht weiß, was Kalbsbraten in der Blumensprache bedeutet, bot ich doch dem schönen Kinde eine mit solchem belegte Buttersemmel an. Allein die Tante wies, nachdem sie das Briefgeheimniß verletzt und die Semmel argwöhnisch geöffnet hatte, die letztere mit stolzem Kopfschütteln zurück. Da ich so die Nichte meiner Wünsche nicht erreichen konnte, überließ ich mich wehmüthigen Erinnerungen. Ich dachte an alles Ungemach, das ich in der letzten Zeit erfahren, so daß es mir noch als ein wahres Glück erschien, daß ich auf meiner neulichen Wanderung nach dem Wildsee nicht eine Schwimmhose mitgenommen hatte. Ich würde sonst sicherlich meine müden Glieder durch ein Bad im See erfrischt haben, und die Nixen, die abends im Mondschein dort emportauchen, hätten mich dann, wie dies in ihrer Gewohnheit liegt, in die Tiefe gezogen, wo ich jetzt vielleicht mit einer grünen Schwiegernixe Piquet spielen müßte.

Karlsruhe ist eine schöne Stadt mit großen, breiten und regelmäßigen Straßen, die fächerförmig um den Schloßplatz herum angelegt sind, so daß der Spaziergänger immer wieder auf diesen gelangt, was eine große Abwechslung gewährt. Die Stadt ist sehr jung, denn sie ist heuer erst hundertsechzig Jahre alt geworden, so daß sie unter den Städten eigentlich noch ein Backfisch-

chen ist. Sie soll 37 428 Einwohner haben; von dem Vorhandensein der 28 Einwohner habe ich mich selbst überzeugt, wo aber die Statistiker die anderen 37 400 Einwohner hergenommen haben, weiß ich nicht. Ich habe weiter keinen angetroffen, und es schien mir, das Erdreich müsse hier nicht sehr fruchtbar sein, denn obwohl schon Mitte August war, wuchs doch kein Gras in den Straßen. Die Häuser sind groß und stattlich und sehen einander so ähnlich, daß man sie verwechseln könnte, ein Fall jedoch, der nicht leicht eintreten kann, da die Bewohner ihr Haus niemals verlassen. Mir aber widerfuhr es, daß ich ins Theater gehen wollte und erst, als das dritte Glas Bier vor mir stand, merkte, daß ich in ein Brauhaus gerathen war. Doch konnte ich diese Versäumniß wieder gut machen, da abwechselnd in Karlsruhe und Baden-Baden, meinem nächsten Reiseziele, gespielt wird.

Die Hitze in Baden war so unausstehlich, daß die Curverwaltung die Blechkräfte des Orchesters verstärkte, mehrere farbige Lampen anzünden und Raketen steigen ließ und eine „Italienische Nacht", wie sie auf den Anschlagzetteln genannt wurde, veranstaltete. Außer den vielen geheimen Commerzien- und Commissionsräthen, die ihre Beine in diese italienische Nacht hinausstreckten, habe ich nichts von jenem geheimnißvollen Reiz gefunden, den man von einer italienischen Nacht erwartet. Ich erinnerte mich an die schönen Nächte von Venedig und an die bleichen Frauen, die über den Marcusplatz wandeln und deren Blicke den Fremden zusammenfahren machen,

der gegen deren Zauber nicht gefeit ist und diese Augen noch nicht geküßt hat. Ich erschrak zwar auch, wenn ich der blonden Pastorin in der Lichtenthaler Allee begegnete und sie mich mit ihren veilchenblauen Augen ansah, aber nur, weil sie in der Bibel sehr bewandert war und mir immer verfängliche Fragen daraus vorlegte. Hatte sie mich doch erst unlängst bei der Table d'hôte gefragt, ob ich wüßte, wer Gerson und Elieser seien, und als ich die Beiden, dem commerziellen Wohlklang ihres Namens nach, für Productenhändler hielt, belehrte sie mich, daß so die zwei Söhne hießen, die Moses mit seinem Weibe Zipora gezeugt hatte.

Seitdem die Spielbank aufgehoben wurde, ist Baden sehr solid geworden. Die vornehmen und reichen Gäste, die früher zur Erholung herkamen, fehlen allerdings, seitdem man sich hier nicht mehr zu Grunde richten kann, dagegen sind auch die Industrieritter verschwunden und die fahrenden Fräulein, die früher hier umherliefen und im lieblichen Oosthale ihre unmoralischen Ferien zubrachten. Der anspruchslose Fremde, der nicht gern dem weiblichen Geschlechte zur Last fällt, kann jetzt ungescheut eine Dame um den Weg nach seinem Gasthofe fragen, ohne, wie ehemals, besorgen zu müssen, daß sie ihn in das ihrige begleitet. Da aber auch die reichen Einkünfte aus dem Spiele aufgehört haben, ist man gegenwärtig auf das glückliche Auskunftsmittel verfallen, das Spazierengehen auf der Promenade zu besteuern, so daß Jeder, der diese besuchen will, eine halbe Mark täglich, oder, wenn er das Spazierengehen im Großen zu betreiben

vorhat, drei Mark für zehn Tage zu entrichten hat. Für die zwei Mark, die man im letzten Falle erspart, kann man sich im Gasthofe eine neue Kerze anzünden lassen oder sonst eine kleine Ausschweifung gestatten. Da mein Promenadenpaß abgelaufen war und ich auch die italienische Nacht schon mitgemacht hatte, stattete ich meinen Abschiedsbesuch bei der Frau Pastorin ab. Nachdem wir noch ein Stündchen über die Rotte Korah, Dathan und Abiram heiter verplaudert hatten, riß ich mich gewaltsam los, jedoch nur im figürlichen Sinne und ohne Zurücklassung eines meiner Kleidungsstücke. Die gewiegte Bibelkennerin suchte mich zwar zu bewegen, noch einige Wochen in Baden zuzubringen, indem sie sich in der liebenswürdigsten Weise anheischig machte, mich in den Anfangsgründen der hebräischen Sprache zu unterrichten. Ich lehnte jedoch diesen Antrag, der bei den heutigen gedrückten Coursen sämmtlicher Fondsbörsen nichts Verlockendes hatte, gerührt dankend ab.

Der Schwarzwald war von Besuchern überfüllt, und es hatten sich so Viele in seine Einsamkeit geflüchtet, daß man oft den Wald vor lauter Fremden nicht sah. Es war auch nirgends ein empfindlicher Mangel an Engländern, mit denen man sich übrigens noch am leichtesten verständigen konnte, da sie nie ein Wort sprachen. Seit der Vollendung der prächtigen Schwarzwaldbahn, die man eine Semmeringbahn im Visitkarten-Format nennen könnte, ist auch die reizende Landschaft, durch die sie führt, dem vielkofferigen Reisenden zugänglich gemacht worden. In Triberg wurden so viele Koffer ausgeladen,

daß ich glaubte, man wolle sämmtliche Gasthäuser des Ortes hineinpacken und versenden.

Triberg ist ein kleines Städtchen, das nur aus zwei Straßen besteht und der Hauptsitz der Schwarzwälder Uhren-Fabrikation ist. Es liegt im Herzen des Schwarzwaldes und steht bei Naturfreunden seines Wasserfalles wegen in großem Ansehen. Als ich in den Gasthof fuhr, tönte mir zu meiner angenehmen Ueberraschung die Jubel-Ouverture von Weber entgegen, die, wie mir schien, von einem wohlbesetzten Orchester aufgeführt wurde. Nachdem ich mich unter den Klängen der wahrscheinlich auf allgemeines Verlangen wiederholten Ouverture umgekleidet hatte, stieg ich zu dem Wasserfall hinan; aber auf halbem Wege hörte ich dieselbe neuerdings erschallen. Ich dachte schon, ich hätte einen falschen Weg eingeschlagen und würde statt zum Ursprunge des Wasserfalles an eine Stelle kommen, wo die Jubel-Ouverture von Weber entspränge. Ich hörte jedoch das Rauschen der Gutach und sah bald, wie sie in übermüthigen Sprüngen aus dem dunklen Tannenwalde herunterstürzte. Ich ruhte im Walde aus, nachdem ich mich überzeugt hatte, daß dort keine Waldhörner verborgen seien, und wäre vielleicht endlich, ermüdet von des Tages Schwüle, eingeschlummert, wenn sich nicht plötzlich ein linder West erhoben hätte, der aus der Ebene jauchzende Klänge zu mir brachte, in denen ich nur zu bald die herrliche Schöpfung unseres Weber erkannte. Da an der Table d'hôte nur Engländer theilnahmen, herrschte ein tiefes Schweigen, das fast unheimlich ge-

wesen wäre, hätte sich nicht von Zeit zu Zeit ein unsichtbares Orchester vernehmen lassen, das ein Meisterwerk eines unserer ersten Tondichter zur Aufführung brachte — die berühmte Jubel-Ouverture von Weber. Ich beschloß, den Nachmittag minder geräuschvoll zu verleben, und besuchte die ständige Gewerbehalle, in der man gegen Eintrittsgeld die kunstvollen Erzeugnisse der Triberger Uhrmacher besichtigen kann. Als ich eintrat, führte man mich sofort zur Perle der Ausstellung, einem riesigen Orchestrion, und auf ein gegebenes Zeichen strömte dasselbe die Accorde aus, die ich während des ganzen Tages vernommen hatte. So oft ein Besucher die Gewerbehalle betritt, beginnt das dankbare Orchestrion freudig zu jubeln.

Geht man in der Abendstille durch die Straße, dann hört man aus jeder Stube heraus den schweren Pendelschlag der Schwarzwälder Uhr, sowie deren tiefes Seufzen über das so rasche Dahineilen der Stunden, und der Kukuksruf klingt wie eine Warnung, so daß dem müßig Dahinschlendernden ganz bänglich zu Muthe wird. Aber die Uhrmacher von Triberg sind fleißige Leute, und die Sterne standen schon lange am Himmel, bevor sie das Geräthe weglegten und ihre Pfeife im Freien rauchten.

IV.

Donaueschingen, 12. September 1875.

Ich verließ den Schwarzwald, um an den Bodensee zu gehen, verweilte aber noch einen Tag in Donaueschingen, der Geburtsstätte unserer schönen blauen Donau. Als mich der Kellner in mein Zimmer führte, fiel mir das geheimnißvolle Lächeln desselben auf, so daß ich ihn endlich fragte, ob vielleicht in der Stadt die Blattern ausgebrochen seien.

„Ganz im Gegentheile", erwiderte er, „Donaueschingen ist erst vor Kurzem ein Curort geworden."

„Himmelkreuzglaubersalz!" rief ich. „Wie ist denn das so plötzlich gekommen?"

„Wir haben jetzt", fuhr er fort, „ganz wie in anderen Curorten eine Musikcapelle; sie besteht aus neun Trompetern, die abends im Parke blasen."

„Ich will keineswegs", bemerkte ich, die „Einwirkung der Musik auf unser Wohlbefinden unterschätzen, denn mir ist selbst der Fall bekannt, daß ein Podagrist nach dem Anhören des ersten Actes der „Meistersinger" seine

Krücken im Stiche ließ und aus dem Saale hinauslief; allein von einer eigentlichen Trompetencur habe ich doch bisher nichts gehört."

„O", stotterte er, „wir haben auch eine Bade-Ordnung."

„Und haben Sie denn auch schon", fragte ich, „das Bad, das man nicht selten in Gegenden, wo sich Bade-Ordnungen befinden, antrifft?"

Der Kellner aber schüttelte den Kopf. „Eine Heilquelle ist bisher nicht entdeckt worden, und alles Wasser, das wir haben, ist leider noch immer genießbar. Aber", und dabei athmete er tief, „Donaueschingen ist hauptsächlich ein Luftcurort."

Durch welchen glücklichen Zufall man mit einem male auf die heilsamen Eigenschaften der Luft von Donaueschingen aufmerksam gemacht wurde, wußte er nicht. Wenn ich nicht irre, verdankt man die Entdeckung einem Engländer, der den Spleen in sehr hohem Grade hatte und schon nach einem kurzen Aufenthalte in Donaueschingen so außerordentlich lustig wurde, daß ihn seine Verwandten in ein Irrenhaus bringen mußten. Wenn man übrigens die Gemälde-Galerie und Bibliothek, in der sich eine berühmte Handschrift des Nibelungenliedes befindet, besichtigt hat, bleibt Einem nichts übrig als sich ebenfalls einer längeren Luftcur zu unterziehen und im Park des Fürsten Fürstenberg spazieren zu gehen. Das Bettzeug, das dort vor dem Schlosse ausgelüftet wurde, imponirte mehr durch seine Masse als durch die Pracht seiner Erscheinung. Ich möchte nicht unbescheiden in

meinem Urtheile sein, aber ich glaube mich nicht zu täuschen, wenn ich behaupte, daß die Matratzen kaum aus einer früheren Periode als dem Ende des vorigen Jahrhunderts herstammen dürften. Ich habe jedoch nicht erfahren, ob diese Matratzen-Ausstellung eine permanente sei oder nur gelegentlich einer Wanderversammlung deutscher Gelehrter stattfand. In höherem Grade wird die Neugierde des Parkbesuchers durch die Donauquelle erregt, die vor dem Schlosse aus dem Boden hervorquillt. Eine Dame, die ein Knäblein an der Hand führte, stand in ernste Betrachtungen versunken vor der Quelle des mächtigen Stromes, der schon in den Tagen des großen Alexander eine geschichtliche Rolle gespielt. Sie nahm ihr Taschentuch, tauchte den Zipfel desselben in die berühmte Quelle, kniete nieder und wusch dem Kleinen das Näschen. Bekanntlich entsteht aber die Donau erst aus der Vereinigung der beiden Flüßchen Brigach und Brege, die man, wenn man einige Minuten im Parke weitergeht, beobachten kann, während die Quelle erst durch einen Canal in die Brigach geleitet wird, eine Zudringlichkeit, die ihr nicht das Recht gibt, mit dem Namen Donauquelle zu prahlen.

Es war mittlerweile sechs Uhr abends geworden, ich stand gerade bei dem großen Teiche und betrachtete die schönen Schwäne, als plötzlich in rascher Aufeinanderfolge mehrere Trompetenstöße ertönten. Die Schwäne begannen unruhig mit den Flügeln zu schlagen und tauchten endlich unter, die Spaziergänger aber liefen erschreckt hin und her und suchten verwirrt den Aus-

gang, denn das Abend-Concert im Park hatte begonnen. Ich folgte den Klängen des kriegerischen Instruments und gelangte an einen kleinen, hinter Bäumen versteckten Platz, wo ich neun Trompeter im Kreise herumstehen sah, die mit gesenkten Köpfen ihre Weisen zu Boden schmetterten. Ich nahm auf einer Bank Platz, wo ich noch einen Knäuel Zwirn fand, der wahrscheinlich von einem weiblichen Wesen, das eilig die Flucht ergriffen hatte, in der Bestürzung zurückgelassen worden war. Als das Musikstück zu Ende war und eine Pause eintrat, bemerkten die Trompeter, daß sie nicht mehr allein seien, und schaarten sich enger zusammen, offenbar um zu berathen, was einem so unerwarteten Ereigniß gegenüber zu thun sei. Es scheint, daß sie mich des Ungewöhnlichen meines musikalischen Geschmackes wegen für einen vornehmen Chinesen hielten, der nach Donaueschingen gekommen sei, um die Luftcur zu gebrauchen, denn bald darauf gaben sie ein Quodlibet zum Besten, wie es außer bei dem großen Drachenfeste in China wohl auf keinem bewohnten Theile der Erde mehr vorkommen dürfte. Ich hielt es nicht für ritterlich, ein eingetretenes Fortissime, während dessen die neun Trompeter vertrauensvoll die Augen geschlossen hatten, zu benützen, um mich aus dem Staube zu machen, sondern harrte bis zum Schlusse aus und dankte dann im Namen des abwesenden Publicums durch Händeklatschen für die Aufführung des Concerts. Die Philharmoniker aber zogen, wehmuthsvoll für die Würdigung ihrer künstlerischen Leistungen dankend, die Mützen ab.

Donaueschingen ist ein hübsches Städtchen, und wenn es auch noch nicht die Straßenbeleuchtung eingeführt hat, so ist es doch in anderer Beziehung selbst größeren Städten gegenüber immer um einige Stunden voraus, denn die Semmeln sind dort schon um acht Uhr morgens altbacken. Ich war so in der Lage, die Hand, die ich mir am Abend, da ich in der Finsterniß gegen einen Baum angerannt war, verstaucht hatte, durch einige Kraftübungen mit dem Frühstücksgebäcke wieder einzurichten. Ich bin auch so glücklich, für die Geschichte der Semmeln von Donaueschingen, die vielleicht ein Historiker zu schreiben unternimmt, einen wichtigen Beitrag zu liefern, denn ich fand an einem kleinen Gasthause, „zum Lamm", eine Gedenktafel mit nachfolgender Inschrift: „Anno 1770, 3 Mai, wurde ich, Fidelis Schmider, anhero berufen, den ersten Mundsemmel zur hochfürstlichen Tafel zu backen, woran der Königin von Frankreich Majestät Maria Antonia speisten. Danach erbaute ich das Haus 1783." Arme Marie Antoinette!

Auf meiner Fahrt von Donaueschingen nach Constanz traf ich eine höchst interessante Reisegesellschaft. Neben mir saß eine ältere Frau mit Brillen, die eine Art von Turban um den Kopf gewunden hatte und gähnend in einem dicken Buche las, so daß ich sie anfangs für eine Türkin hielt, die durch das Lesen des Korans ihr Gemüth zu Allah zu erheben bestrebt war. Nach einer Weile jedoch ließ sie das Buch in den Schoß sinken und rief:

„Ach, wenn ich nur meinen Rudolph Gottschall los werden könnte!"

„Wahrscheinlich", fragte ich theilnahmsvoll, „sind Sie die Gattin dieses Schriftstellers?"

„Das wohl nicht", erwiderte sie, mit dankbar gegen Mekka gewendetem Angesichte, „ich besitze ihn blos in meiner Leihbibliothek, und weil keiner meiner Abonnenten seine Werke lesen will, habe ich sie auf meine Reise mitgenommen, um sie selbst zu lesen; aber es geht auch nicht. Kann ich Ihnen vielleicht dienen?" fragte sie, indem sie zögernd das Buch hinhielt.

„Ich danke verbindlichst", antwortete ich, „ich lese derartige Bücher nie in einem gewöhnlichen Eisenbahnwagen, sondern nur in einem mit allem Comfort ausgestatteten Sleeping Car.

Sie bot hierauf das Buch dem gegenübersitzenden jungen Manne an, dessen Unerfahrenheit und schüchternes Wesen ihr Vertrauen einzuflößen schienen. Doch dieser zog ein abgegriffenes Büchlein aus der Tasche, und indem er es liebevoll ansah, antwortete er: „Ich trage immer Goethes „Faust" bei mir, es reicht für alle Lagen und Verhältnisse aus, in die der Mensch gerathen kann." — „Nur nicht wenn der Mensch saures Bier getrunken hat', rief eine Baßstimme. Der Herr, der das saure Bier getrunken hatte, verrieth eine große Aehnlichkeit mit Larochefoucauld, indem er seine Ansichten und Erfahrungen nur in der handlichen Form von Lebensmaximen aussprach. So erklärte er, nachdem er eine Weile in sich gekehrt dagesessen hatte: „Der Mensch sollte nie eine längere Reise unternehmen, ohne vorher eine Leibbinde von Flanell angelegt zu haben." Bei der nächsten

Station verließ er auf einige Minuten den Wagen, und als er wieder seinen Platz eingenommen hatte, bemerkte er: „Der Mensch pflegt, wenn er auch nur eine augenblickliche Erleichterung fühlt, auf die Wiederkehr eines alten Uebels zu vergessen." Obwohl diese scharfsinnige Beobachtung uns mit ernsten Besorgnissen vor der Zukunft erfüllte, langten wir doch ohne größeres Eisenbahnunglück in Constanz an.

Bequeme Ueberzeugungen.

17. October 1875.

Obwohl die Linke unseres Abgeordnetenhauses sich bereits eines Clubs der Linken und sogar eines Fortschrittsclubs erfreut, hat sich in dieser Woche im Hinblick auf die gesteigerten demokratischen Bedürfnisse der Gegenwart überdies ein Club der äußersten Linken gebildet. Derselbe besteht aus fünf Mitgliedern, nämlich einem Obmann, einem Obmann-Stellvertreter, einem Schriftführer und zwei Subaltern-Mißvergnügten. Indem sonach der Club seiner Mehrheit nach aus dem Präsidium besteht, wählt dieses wahrscheinlich zu Beginn jeder Reichsrathssession die zwei Clubmitglieder, deren Geschäfte es zu besorgen hat. Der Club der äußersten Linken hat nunmehr auch sein Programm veröffentlicht das „die volle Gleichberechtigung aller Staatsbürger, sowie die Beseitigung der bestehenden Vorrechte einzelner Classen, Stände und Individuen" an die Spitze seiner freiheitlichen Forderungen stellt. Da nämlich die beiden schon bestehenden Clubs der Linken die Hände keineswegs

in den Schoß legen, stünde der jüngste Club vor der Gefahr, daß die zu verlangenden Freiheiten für die drei Clubs nicht ausreichten, und er will daher, wie aus seinem Programm hervorgeht, nicht eher ruhen, bis alle jene Freiheiten, in deren Besitz wir uns schon seit geraumer Zeit befinden — noch einmal gewährt werden. Verlangt der Club der Linken die volle Freiheit der Schule, der Fortschrittsclub die Vertreibung der Jesuiten, so wird sich Herr Steudel erheben, um im Namen des Clubs der äußersten Linken die Aufhebung einer so nichtswürdigen und menschenerniedrigenden Einrichtung, wie es die Robot ist, zu beantragen, und nicht davor zurückschrecken, daß diese bereits vor siebenundzwanzig Jahren erfolgt ist. Welche Fundgrube von sensationellen Anträgen für diese neue Partei der Knownothings, die sich vorgenommen haben, die Beseitigung aller schon beseitigten Uebelstände neuerdings zu verlangen: Aufhebung der Tortur; kein österreichischer Staatsbürger soll mehr wegen seiner religiösen Ueberzeugung verbrannt werden; wenn ein Baron einen Comfortable-Kutscher aus Uebermuth vom Bock herunterschießt, muß er vor die Geschwornen, wie jeder Bürgerliche — Gott, Gott, es ist eine Freude zu leben!

Zwei Mitglieder dieses Clubs, die Herren Dr. Schrank und Dr. Kronawetter, haben es für zweckmäßig erachtet, nachdem ihr politisches Programm eine so freudige Aufregung in der Bevölkerung hervorgerufen, auch ihr volkswirthschaftliches Glaubensbekenntniß vor ihren Wählern, die dem Industriebezirke Neubau angehören, ab-

zulegen, und eine Versammlung derselben, die am vorigen Sonntag stattfand, hat ihnen hiezu die erwünschte Gelegenheit geboten. Selbst Jene, welche sonst an Wählerversammlungen gar keinen Antheil zu nehmen pflegen, wie die meisten Wähler, haben jener Neubauer Versammlung ihre Aufmerksamkeit geschenkt. Die Neubauer sind nämlich Schutzzöllner, während Herr Dr. Schrank Freihändler ist. Ob er sich diese in seinem Bezirke so gefährliche Ueberzeugung durch eigene Unvorsichtigkeit oder durch einen unglücklichen Zufall zugezogen, wissen wir nicht. Ich selbst wage nicht zu entscheiden, welches von beiden Systemen, das Schutzzoll- oder Freihandelssystem, sich mehr empfehle. Ich glaube nur, daß es bedenklich ist, durch hohe Schutzzölle den Preis der Taschentücher zu vertheuern in einem polyglotten Staate, in welchem sich noch zwei Drittel der Bevölkerung solcher nicht bedienen. Doch beeile ich mich, ein Gebiet zu verlassen, in welchem sich so entschiedene Ueberzeugungen gegenüberstehen, daß man durch das Aussprechen der einen oder andern nichts gewinnen kann, als den Ehrentitel Rhinoceros, der mir allerdings in meiner bescheidenen feuilletonistischen Stellung keinen wesentlichen Vortheil brächte. Herr Dr. Schrank jedoch, gewohnt, der Gefahr in seinem so mannigfachen Wirkungskreise stets ins Gesicht zu sehen, erklärte unerschrocken vor der Versammlung: „Ich bin Demokrat und werde es bleiben immerdar, ich bin Freihändler und werde es bleiben immerdar!" Der große Freihändler, der, umringt von Schutzzöllnern, den Zolltarif verdammte, er-

innerte in diesem feierlichen Augenblicke an Luther auf dem Reichstage zu Worms, der auch rief: „So kann und will ich nicht widerrufen, weil weder sicher noch gerathen ist, etwas wider das Gewissen zu thun", und wir glauben deshalb, daß er sich in dieser Stellung photographiren lassen sollte.

Doch man hat nicht nur eine feste Ueberzeugung als Freihändler, man hat auch einen festen Gehalt als Landesausschuß, und um ein solcher werden zu können, muß man bekanntlich Abgeordneter sein. Da nun Herr Dr. Schrank Landesausschuß ist und es bleiben will immerdar, erklärte er sich, falls seine Wähler es wünschten, bereit, als Abgeordneter gegen den Freihandel aufzutreten, und er meinte, er könne als Freihändler auch für eine Erhöhung der Schutzzölle stimmen, ebenso wie er, obwohl er Demokrat sei, deshalb „doch nicht daran denke, morgen die Monarchie abzuschaffen." Wir würden allerdings dem großen Demokraten nicht gerathen haben, uns schon am vorigen Montag mit der Republik zu überraschen, da wir fürchten, daß unsere Polizei für diese Regierungsform noch nicht reif genug ist. Auch wäre es sehr leicht möglich, daß man eine solche Abschaffung der Monarchie nicht als Demokratie, sondern als Gemüthskrankheit aufgefaßt und ihn in eine Heilanstalt für geistige Leiden transportirt hätte, was wir im Interesse seines üppigen Haarwuchses aufs tiefste bedauern würden. Wenn man also auch von Einem, der heute ein Demokrat ist, nicht verlangen kann, daß er morgen die Monarchie abschaffe, so kann man es doch bei einem Demo-

kraten wünschenswerth finden, daß er nicht als Abgeordneter für die Einführung einer absoluten Regierung stimme. Der Vergleich, den Herr Dr. Schrank gebrauchte, hat demnach nur den Einen Fehler, daß er auf den vorliegenden Fall nicht paßt. Hätte es der Herr Doctor der sogenannten Philosophie passend gefunden, logisch zu denken, so hätte er sagen müssen: Obwohl ich ein Freihändler bin und es bleiben werde immerdar, werde ich doch als Abgeordneter für Schutzzölle stimmen, ebenso wie ich, obwohl ich Demokrat bin und es bleiben werde immerdar, mich nicht besinne, morgen für den Absolutismus zu stimmen.

Kommt nächstens die Zollfrage vor den Reichsrath, so wird Herr Dr. Schrank, seiner Ueberzeugung als Freihändler getreu, die Gefahren und Nachtheile, die eine Erhöhung der Zollsätze mit sich brächte, beredt auseinandersetzen und darauf als Abgeordneter des Bezirkes Neubau fortfahren: Hoffentlich haben Sie sich, meine Herren, durch mein Gefasel nicht irremachen lassen. Vergessen Sie nicht, daß ich, wie alle Freihändler, blos ein Theoretiker bin und als solcher, wie ich Ihnen als Schutzzöllner sagen kann, eine Baumwollmütze nicht von einem Zobelpelze zu unterscheiden weiß. Ich könnte aber nicht nur mein mangelhaftes Wissen, sondern auch meinen Charakter angreifen, verzichte jedoch darauf, weil ich nicht persönlich werden will. Sollte ich aber fortfahren, in gleicher Weise wie bisher die heimische Industrie und den Wohlstand des Landes durch meine freihändlerischen Ueberzeugungen zu gefährden, so werde ich mich endlich

als Patriot gezwungen sehen, die häßlichen Beweggründe, die mich leiten, schonungslos vor Ihnen darzulegen. Ich kann mich daher nur, da es nicht scheint, daß ich mich durch edlere Rücksichten bestimmen lasse, dringend auffordern, in meinem eigenen Interesse vorsichtig zu sein.

Auch der Clubgenosse des Herrn Dr. Schrank, Herr Dr. Kronawetter, trat als Volkswirth auf. Nur müssen alle Freunde des jungen Clubs es sehr bedauern, daß er sich im Eifer seiner Rede hinreißen ließ, eines der wichtigsten Geheimnisse seiner Partei, das im Programm sorgfältig verschwiegen war, preiszugeben. Er verrieth nämlich, „er und seine Clubgenossen hätten nur mangelhafte Kenntnisse in volkswirthschaftlichen Dingen.“ Bei der Unwandelbarkeit der Ueberzeugungen der Mitglieder des Clubs dürfen wir wohl annehmen, daß diese Unkenntniß der Volkswirthschaft keine vorübergehende sein werde, und daß die Clubgenossen nicht nur unwissend sind, sondern auch es bleiben werden immerdar.

Aus den Annalen des demokratischen Vereins „zum blauen Karpfen“.

24. October 1875.

Man darf wohl behaupten, daß unter den unzähligen Vereinen, welche die Verbreitung demokratischer Grundsätze in neuester Zeit zu ihrer Aufgabe gemacht haben, der geschlossene demokratische Verein „zum blauen Karpfen“ eine besonders hervorragende Stellung in Anspruch zu nehmen berechtigt ist. Mochten die Gerüchte von einer Ministerkrisis, welche von Zeit zu Zeit auftauchten, begründet sein oder nicht, darüber schien niemals ein Zweifel obzuwalten, daß der lachende Erbe des gegenwärtigen Ministeriums nur ein Ministerium sein könne, welches dem Schoße der demokratischen „blauen Karpfen“-Majorität entspringe. Jedermann wird errathen haben, daß die Bezeichnung des Vereins „zum blauen Karpfen“ ihren Grund in dem Schilde des Wirthshauses hat, welches so glücklich war, die Staatsmänner abendlich in seinen gastlichen Räumen zu beherbergen.

Der hochachtbare Präsident dieses Vereins übernahm das schwierige Amt, welches ihm durch das Vertrauen seiner Parteigenossen übertragen wurde, obwohl er, wie er in seiner Antrittsrede bemerkte, Vater von sieben lebenden Kindern und überdies so glücklich sei, seiner Partei schon für die nächste Zukunft einen ganz kleinen demokratischen Zuwachs in Aussicht stellen zu können. Als Vice-Präsident wurde ein zweites sehr ehrenwerthes Mitglied des Vereins durch Acclamation gewählt. Nachdem der Neugewählte seine sichtbare Rührung mit einem blauen Taschentuche bekämpft hatte, erklärte er, er wisse wohl, daß er die ehrenvolle Stelle eines Vice-Präsidenten nicht seinen Verdiensten zu danken habe, die zu bescheiden seien, um einer solchen Auszeichnung gewürdigt zu werden, sondern höchstens seiner Ueberzeugungstreue, indem er trotz der hohen Lebensmittelpreise stets der demokratischen Fahne gefolgt sei. Das literarische Amt des Schriftführers endlich wurde einem jungen Journalisten übertragen, der in einem täglich erscheinenden Blatte die Feuersbrünste, und zwar in gemäßigt demokratischem Sinne, redigirte. Er hatte die Aufmerksamkeit der Partei zuerst durch eine Notiz auf sich gelenkt, in welcher er dem Wunsche Ausdruck gab, es möge die Spritzmannschaft auf die Verfassung beeidet werden, so daß diese bei einer Verfassungs-Aenderung sich weigern würde, Feuersbrünste zu löschen. Ihm verdankt der Verein auch ein sehr werthvolles Archiv; denn als vor einiger Zeit in dem an den „blauen Karpfen" anstoßenden Hause ein Fenstervorhang in Brand gerathen war, berichtete er in

seiner Zeitung, daß der Vorstand des demokratischen Vereins „zum blauen Karpfen" die ganze Nacht gewacht habe, um, falls die Feuersgefahr um sich griffe, vor Allem das sehr werthvolle Archiv des Vereins in Sicherheit zu bringen. So lebte der Verein in einer glücklichen und zufriedenen Demokratie, er sorgte für das Wohl der Bevölkerung durch Petitionen um Wiederaufhebung eben eingeführter oder um Wiedereinführung eben aufgehobener Gesetze, und der hochachtbare Präsident durfte am Schlusse des ersten Vereinsjahres mit Befriedigung hervorheben, wie der Verein außer dieser seiner Thätigkeit auf dem Gebiete der Gesetzgebung ungeachtet der kurzen Zeit seines Bestehens bereits zweiunddreißig Ehrenmitglieder zähle, die fast ausnahmslos gewesene politische Märtyrer seien; daß ferner in der großen Zahl der Adressen, die der Verein verfaßt, die Zahl der Mißtrauens-Adressen jene der Vertrauens-Adressen in zufriedenstellender Weise überwiege, und daß er endlich persönlich fünfzehnmal als Führer von Deputationen in der glücklichen Lage gewesen sei, den Ministern zu erklären, wir stünden am Rande eines Abgrundes.

Durch den Eintritt neuer Mitglieder hatte sich jedoch auch in diesem Vereine nach und nach eine äußerste Linke gebildet und Geltung zu verschaffen gewußt, die sich zum Unterschiede von den noch an conservativen Nuancen leidenden Karpfen die Partei der Hechte nannte. Die Hechte haben einem kleinen Amendement, das ihr späterer Parteiführer stellte, ihre Entstehung zu verdanken. Als nämlich ein von fünfundzwanzig Karpfen

unterschriebener Dringlichkeitsantrag eingebracht wurde, in welchem „die Einführung der Abschaffung der stehenden Heere“ verlangt wurde, und als nach dem Jubel, mit welchem derselbe begrüßt wurde, dessen einstimmige Annahme zu erwarten stand, erhob sich plötzlich ein Mann, der bis jetzt stillschweigend um fünfundsiebzig Kreuzer Bier getrunken hatte, und bemerkte mit großer Seelenruhe: „Meine Herren! Ich beantrage, daß nach den Worten: „der stehenden Heere“ eingeschaltet werde: „mit Einschluß der Gewölbwächter.“ Eine lebhafte Debatte erregte die Gemüther, und als nach dem Schlusse derselben der hochachtbare Präsident rief: „Meine Herren! Ich werde zunächst den weitestgehenden Antrag zur Abstimmung bringen: Diejenigen, welche für die Einführung der Abschaffung der stehenden Heere mit Einschluß der Gewölbwächter stimmen, mögen die Hand erheben“, wurde eine Gasflamme von vierzehn Fäusten verdunkelt, und die so im Schatten stimmenden Vierzehn bildeten von da an die Partei der Hechte. Karpfen und Hechte haben seit dieser denkwürdigen Abstimmung einander stets schroff gegenübergestanden, gar niemals hat ein Karpfe für den Antrag eines Hechtes, gar niemals ein Hecht für den Antrag eines Karpfen gestimmt. Mochte auch ein Karpfe seinem Mißtrauen gegen bestehende Einrichtungen noch so entschiedenen Ausdruck geben, er konnte damit der Hechten-Minorität doch nicht genügen, und lief Gefahr, seiner optimistischen Anschauungen wegen verhöhnt zu werden. Jeder weitestgehende Antrag war bisher aus dem Teiche der Hechte gekommen; man konnte

überzeugt sein, daß einem Karpfenantrage auf Verminderung der Steuern ein Hechtenantrag auf Aufhebung der Steuern folgen würde, ja, wenn Einer aus dem Karpfenteiche auf das Vorbild „des gewiß freien England" hinzuweisen versuchte, wußte ihn Einer aus dem Hechtenteiche mit dem Beispiel „des gewiß noch freieren Amerika" zu beschämen. Als ein Karpfe bei einer jener günstigen Gelegenheiten, wie sie glücklicherweise im demokratischen Vereinsleben vorzukommen pflegen, Robespierre citirte, und hiemit, wie es schien, selbst auf einige Hechtengemüther einen gewissen Eindruck übte, beantragte ein Hecht, um seiner Partei den Nimbus zu wahren, man möge Herrn Robespierre zum Ehrenmitgliede ernennen, was erst unterblieb, nachdem ein Karpfe auf Ehrenwort versichert hatte, der Genannte sei bereits Mitglied eines freieren Jenseits geworden. Seit dieser Zeit aber sprachen die Hechte von den „bekannten Machinationen" ihrer Gegner, der Karpfen.

So erweiterte sich die Kluft zwischen den beiden Parteien immer mehr, und seufzend sprachen ehrbare Veteranen des Vereins davon, wie durch die Hechtenpartei der demokratischen Bewegung im „Blauen Karpfen" der Charakter der Gemüthlichkeit, den sie so lange zu bewahren gewußt habe, ganz und gar abhanden gekommen sei. Die Feinde der Partei frohlockten über die Zerwürfnisse in derselben, und man sah an der stolzen und zuversichtlichen Haltung, welche die Hofgendarmen wieder zur Schau trugen, daß sie nicht mehr durch Besorgnisse um die Sicherheit ihrer Lebensstellung geängstigt

wurden. Die Hechte waren endlich fest entschlossen, bei der bevorstehenden Neuwahl des Präsidiums ihre Stimmen nicht mehr dem bisherigen Präsidenten, sondern ihrem eigenen Parteiführer zu geben, um, wenn diese Wahl auch nicht durchdringen konnte, ihr Mißtrauen in demonstrativer Weise an den Tag zu legen. Die gewichtige Stunde kam heran. Der hochachtbare Präsident, der die Absichten seiner Gegner kannte, sah sehr roth aus, eine Gesichtsfarbe, in der sich bei ihm tiefer Seelenschmerz auszudrücken pflegte; der sehr ehrenwerthe Vice-Präsident war sichtbar gerührt, der Schriftführer aber redigirte im Geiste eine Feuersbrunst, die von satyrischen Anspielungen auf die Gegenpartei wimmelte. Die Versammlung war vollzählig, und nur der Parteiführer der Hechte fehlte noch, wahrscheinlich aus Bescheidenheit. Der Präsident ergriff die Glocke, die Sitzung war eröffnet, als plötzlich der Oberkellner sich durch die Versammlung drängte und einen großen versiegelten Brief, den er in der erhobenen Rechten hielt, dem Präsidenten überreichte. Ein feierliches Murmeln ging durch den Saal, der Präsident ergriff zögernd den Brief und begann heftig zu zittern, als er im Siegel ein Wappen von ungeheurem Umfange sah. Der Vice-Präsident sprang herzu, um bei einem Ohnmachtsanfalle Hilfe leisten zu können, und flüsterte dem Präsidenten ins Ohr: Fassen Sie sich, Excellenz! denn es konnte kein Zweifel mehr darüber bestehen, daß der hochachtbare Präsident des Vereins „zum blauen Karpfen“ in Folge einer plötzlich eingetretenen Ministerkrisis beauftragt worden sei, ein neues Ministerium zu

bilden. Der Präsident öffnete endlich, nachdem er nach Fassung gerungen hatte, den Brief, überflog ihn, drückte dann die Hand aufs Herz, und indem er den Blick inbrünstig gegen die Decke richtete, überreichte er ihn dem Schriftführer zur Verlesung. Der Brief lautete:

„Herr Präsident!

Ich beehre mich, Ihnen hiemit anzuzeigen, daß Se. Majestät der Bey von Tunis mich zu seinem Hof-Seifenlieferanten allergnädigst zu ernennen geruht hat. Ich habe mich nach einem heftigen Seelenkampfe entschlossen, dieses Hofamt im Interesse der Cultur, deren Pionnier ich ja als bürgerlicher Seifensieder bin, zu übernehmen, und muß hienach nicht nur die Führerschaft der äußersten Linken Ihres Vereines niederlegen, sondern auch auf die Ehre verzichten, dem demokratischen Vereine „zum blauen Karpfen" fernerhin anzugehören. Wenn ich aber auch in Folge meiner Stellung nicht der Ansicht sein kann, daß Tunis schon jetzt für eine demokratische Regierungsform reif sei, so bin ich doch, was Europa betrifft, privatim noch immer Demokrat und werde es privatim bleiben immerdar.

Ihr wohlgewogener X. X.,
tunesischer Hof-Seifenlieferant."

Die Karpfen hatten die Verlesung dieses Schreibens, das mit dem tunesischen Wappen gesiegelt war, öfters durch höhnische Bravos und Gelächter unterbrochen. Die Hechte aber, ihres Führers durch den Barbareskenstaat beraubt, blickten rathlos und beschämt darein. Ein Karpfe meldete sich, nachdem die Ruhe wiederhergestellt war,

zum Wort und gab seinem Bedauern darüber Ausdruck, daß ein Mitglied dieses Vereines, geblendet durch den Glanz der Krone des Bey von Tunis, fahnenflüchtig geworden sei. Er müsse jedoch ferner die verehrten Herren Gegner, bevor zur Neuwahl des Präsidiums geschritten werde, aufmerksam machen, daß ihre Zahl in Folge des Ausscheidens des Führers nunmehr gerade Dreizehn betrage. Es habe aber, möge man auch noch so aufgeklärt sein, etwas Unheimliches an sich, einer Partei anzugehören, von der Einer, wenn auch nur nach dem Volksaberglauben, binnen Kurzem sterben müsse. Er beantrage daher, die Partei der Hechte möge sich als solche auflösen, sich mit den Karpfen vereinigen und ihre Zustimmung durch die Wiederwahl des bisherigen Präsidiums zu erkennen geben. Bei der Stimmenzählung ergab sich, daß das Präsidium einstimmig wiedergewählt worden war und daß also die Partei der Hechte aufgehört hatte zu existiren. Noch nie hatte im demokratischen Vereine „zum blauen Karpfen" ein so großer Jubel geherrscht, und der Schriftführer begann seine Schilderung einer Feuersbrunst im nächsten Morgenblatte mit den Worten: Freudig bewegt ergreifen wir heute die Feder!

Garde-Uhlanen, tragische Liebhaberinnen und ästhetische Sicherheitswachmänner.

31. October 1875.

Ueber die armen preußischen Garde-Uhlanen ist in dieser Woche recht herzlich gelacht worden, da in Folge eines unglücklichen Zufalls ein hochkomisches Geheimniß dieses Regiments verrathen wurde. Selbst die gelehrtesten Kenner des Eherechtes haben bisher von dem Ehehinderniß des Garde-Uhlanen nichts gewußt, und man kann sich das allgemeine Gelächter denken, als bekannt wurde, daß in Preußen ein solches insgeheim bestehe. Die Tochter eines sehr angesehenen Berliner Bürgers wollte nämlich einen Garde-Uhlanen heiraten, und da dieser um die Heiratsbewilligung nachsuchte, wurde ihm von seinem Obersten bedeutet, daß es einer Bürgerlichen nicht gestattet sei, einen Garde-Uhlanen zum Manne zu nehmen. Ob es nur den Officieren verwehrt ist, Bürgerliche zu ehelichen, oder ob auch die Mannschaft vom Feldwebel abwärts nur Damen von fürstlichem Geblüte heiraten dürfe, ist bisher nicht bekannt geworden. Wenn

einem Garde-Uhlanen untersagt wird, einem zarten Geschöpfe, dessen Chignon über fünf Pfund wiegt, oder dem mehr als vierundzwanzig Zähne fehlen, oder dessen Ausrüstung sonst mangelhaft bestellt ist, zum Altar zu folgen, so wird man schon eine solche Einmischung in hohem Grade spaßhaft finden, wenigstens insolange nicht eine Assentirungs-Commission die Heiratstauglichkeit der Soldatenbräute zu untersuchen hat. Wenn nun aber gar eine Dame, der weder das Haar, noch das Gebiß, sondern nur ein kleines schäbiges „von" vor dem Namen fehlt, als nicht würdig angesehen wird, die Gattin eines Garde-Uhlanen zu werden, so kann man nur die Theaterdichter aufmerksam machen, sich diesen Stoff für eine Posse mit Couplets nicht entgehen zu lassen, und umsoweniger, da man ja für das Geld, das ein ordentlicher Chignon oder ein dauerhaftes Gebiß kostet, auch ein ganz verwendbares „von" in jedem Großstaate zu kaufen bekommt. Ich muß gestehen, daß die Nicht-Garde-Uhlanen in dieser Beziehung weit aufgeklärter sind, und ich kenne selbst mehrere Bürgerliche, die Baroninnen zu ihren Maitressen gemacht haben, ohne daß sie deshalb von dem Besuche der Fondsbörse ausgeschlossen worden wären.

Es ist immer traurig, wenn der Satyriker seinen Stoff vor fremden Thüren kehren muß, aber es hat sich leider in Wien außer dem Scandal im Burgtheater nichts zugetragen, was dem großstädtischen Charakter unserer Residenz entspräche. Bekanntlich war das Burgtheater erst in der vorigen Woche der Schauplatz be-

trübender Ereignisse, indem dort das neue Stück Mosenthals, „Parisina", zum ersten Male aufgeführt wurde. Der Dichter der „Deborah", der Pietra", der „Isabella Orsini", der „Maryna", der „Madeleine Morel", der „Sirene" und anderer jetzt allerdings schon verblühter dramatischer Schönheiten hat auch in diesem Jahre die Bühne mit einer Heldin beschenkt, die jedoch die Theater-Liebhaber noch weniger zu fesseln vermochte als ihre älteren Schwestern. Das neueste Stück Mosenthals war ein reines Meteor, denn es erschien, der Verfasser wurde dreizehnmal gerufen, und es verschwand dann für immer vom Repertoire. Dieses Räthsel findet seine Lösung darin, daß am ersten Abende die Freunde des Dichters die Vorstellung besuchten, alle orthodoxen Verehrer desselben, die nicht höher schwören als auf die fünf Acte Mosenthals. Diese fehlten aber schon am nächsten Abend, denn leider gibt es in unserer egoistischen Zeit nicht mehr aufopfernde Freunde, die sich entschlössen, zu einem Stücke wie die „Parisina" zweimal zu gehen. Doch es ist nicht meine Absicht, über die „Parisina" zu schreiben, denn ich fühle nach jahrelangen Kämpfen mit Herrn Mosenthal endlich das Bedürfniß, ihm Ruhe zu gönnen. Nachdem also in der vorigen Woche der Dichter der „Parisina" dreizehnmal gerufen worden war, worauf sein Stück sofort vom Repertoire verschwand, verschuldete der Uebereifer der Claque in dieser Woche ein noch größeres Unheil, indem deren enthusiastische Beurtheilung der Leistungen des Fräulein Frank unsere große Tragödin Fräulein Wolter veranlaßte, ihre Entlassung zu verlangen.

Fräulein Frank reichte zwar auch sofort ihre Entlassung ein, aber Herrn Director Dingelstedt war durch diese Herstellung des Gleichgewichtes nicht geholfen, und so erließ er denn, um die Zürnende zu versöhnen, ein Rundschreiben, in dem es heißt: „Die Direction habe sich genöthigt gesehen, da sich im Zuschauerraume der Unfug einer Claque bemerkbar gemacht habe, zur Herstellung der guten Sitte die Hilfe der Polizei anzurufen."

Hienach wird es also in Zukunft die Aufgabe der Polizei sein, auf ihre ohnehin schon überbürdeten Schultern auch noch den ästhetischen Sicherheitsdienst zu laden. Sie hat dann zu entscheiden, ob der Beifall der Zuschauer ein verdienter sei oder nicht, und man wird hienach in der Folge den Werth eines Dramas nach der Anzahl der Verhaftungen, die bei der Aufführung vorgenommen wurden, zu beurtheilen im Stande sein. Es wird dann in den kritischen Besprechungen heißen: Der Beifall, den das neue Stück Mosenthals fand, steigerte sich von Act zu Act, und nach der großen Liebesscene, in welcher der Enkel seine Großmutter, die er heimlich liebt, verführt, wurde die Polizei dreimal gerufen. Wenn Jemand seiner Begeisterung in stürmischer Weise Luft macht, heißt ihn möglicherweise ein Wachmann schweigen, und wenn der Beifallsspender sich damit zu entschuldigen versucht, daß er sich ausgezeichnet amüsire, entgegnet ihm vielleicht der Mann, der für dramatische Ruhe, Ordnung und Sicherheit zu sorgen hat: Hier ist nicht der Ort, sich zu unterhalten; wenn Sie sich unterhalten wollen, gehen Sie ins Carltheater.

Bekanntlich wirkt aber die Claque nicht allein durch Händeklatschen, sondern sie sucht auch, indem sie an geeigneten Stellen weint oder lacht, das Publicum zu gleichen Gefühlsausbrüchen zu verlocken. Es muß daher die Aufgabe der Polizei-Organe sein, auch in dieser Richtung allen Uebertreibungen vorzubeugen, und wenn ein Wachmann z. B. bemerken sollte, daß Einer in „Müller und sein Kind" übermäßig schluchzt, wird er ihn ermahnen: „Hören Sie jetzt endlich auf, sich fortwährend zu schneuzen, oder ich werde mich genöthigt sehen, Sie wegen des verdächtigen Gebrauches eines zweiten Taschentuches zu verhaften." Selbstverständlich kann es in solchen Fällen nicht immer ohne Wachebeleidigung abgehen, die jedoch einen dramaturgischen Charakter an sich tragen dürfte, und das Gericht wird einen Excedenten, der einen Wachmann in Ausübung der Kritik im Dienste einen „Mephistopheles" genannt hat, zu einer längeren Gefängnißstrafe verurtheilen. Möglicherweise findet man dann einmal unter den Auszeichnungen, welche die „Wiener Zeitung" in ihrem amtlichen Theile bringt, die Nachricht, daß der Sicherheitswachmann Wondraschek wegen der Errettung eines neuen Stückes vom Ausgezischtwerden das silberne Verdienstkreuz erhalten habe.

Bevor ich mein heutiges Feuilleton schließe, muß ich leider noch einmal auf Herrn von Mosenthal zurückkommen. Um dem fühlbaren Mangel an Zeitungen, der bekanntlich in Wien herrscht, abzuhelfen, hat sich nämlich ein Herr entschlossen, vom 1. November an ein neues Blatt: „Oesterreichisches Kunst- und Industrieblatt"

herauszugeben. In der Probenummer fand ich zu meiner Ueberraschung ein sechsspaltiges Feuilleton: Selbstbekenntnisse eines Humoristen", das der Herausgeber mit seinem Namen unterzeichnete, obwohl er es aus meinen „Wiener Spaziergängen", sowie aus den „Harmlosen Briefen eines deutschen Kleinstädters" von Paul Lindau, wörtlich abgeschrieben hat, ein interessanter Umstand, den merkwürdigerweise der Humorist in seinen Selbstbekenntnissen anzuführen vergessen hat. Herr Lindau hat in der letzten Nummer seiner „Gegenwart" diese „Selbstbekenntnisse eines Humoristen" seinen „Harmlosen Briefen", sowie meinen „Wiener Spaziergängen" in ergötzlicher Weise gegenübergestellt, und es war mir eine wahre Genugthuung, zu sehen, daß der Herausgeber es nicht für nothwendig erachtet hat, auch nur die geringste Aenderung an meinen Arbeiten vorzunehmen. Nur einmal, da er nämlich einige Stellen aus meinem Feuilleton über „Madeleine Morel" von Mosenthal — bekennt, hat er mich corrigirt. Was ich nämlich dort von dem Autor der „Madeleine" erzähle, sagt der Abschreiber, obwohl es durchaus nicht schmeichelhaft ist, in unglücklicher Zerstreutheit von sich. Es ist noch ein wahres Glück, daß ich sehr höflich bin und nicht in einem meiner Feuilletons Jemanden einen Pavian genannt habe, denn sonst hätte dem Unglücklichen bei seiner Unvorsichtigkeit im Abschreiben leicht ein Malheur passiren können.

Der verlängerte Tannhäuser.

28. November 1875.

Das Hauptereigniß der Woche war die verlängerte „Tannhäuser"-Vorstellung, die zu Ehren des in Wien anwesenden Componisten ohne die so wohlthuenden Abkürzungen, aber dafür mit ganz neuer glänzender Ausstattung gegeben wurde. Die Vorstellung währte diesmal, um auch das geräumigste Ohr zu füllen, etwas über vier Stunden, unter Mitwirkung eines Schwans, mehrerer Pferde, einer Meute Jagdhunde und sämmtlicher in Wien weilender Wagnerianer. Die Pferde und Hunde benahmen sich sehr anständig, am unanständigsten dagegen betrug sich der Schwan, welcher eine Leda unter seine Fittige nahm und sie in einer Weise mit Zudringlichkeiten belästigte, die wohl das Höchste sein dürfte, was bisher im mythologischen Anschauungs-Unterrichte auf einer Hofbühne geleistet wurde. Es ist zwar bekanntlich dem Reinen Alles rein, und deshalb werden ja auch so häufig Chansonetten- und andere Sängerinnen unanständiger Lieder in die Salons der hohen Aristokratie

geladen, um dort ihre unmoralischen Weisen vorzutragen. Aber die Anspielungen dürfen doch nicht gar zu deutlich werden, und auch ein Schwan hat seine Grenzen. Da sich aber ein k. k. Hofopernschwan so unziemlich benimmt, werden künftighin Familienväter, die ihre Töchter in eine neue oder neu in Scene gesetzte Oper führen wollen, zuerst fragen müssen: „Ich bitte, kommt in der neuen Oper ein Schwan vor?" Junge Mädchen, die der letzten Vorstellung des „Tannhäuser" beigewohnt, werden vielleicht, wenn sie nächstens den Stadtpark besuchen und an dem Teiche vorüberwandeln, ihr Angesicht an dem sogenannten Busen der Gouvernante verbergen und ängstlich rufen: „Ach, Mademoiselle, ein Schwan, ein Schwan!" und die Verwaltung des Stadtparkes wird endlich, um die berechtigte Empfindlichkeit der Besucherinnen zu schonen, gezwungen sein, sämmtliche Schwäne mit Beinkleidern zu versehen — eine Mehrausgabe, durch die das ohnehin so schwer belastete städtische Budget in Besorgniß erregender Weise in Anspruch genommen würde. Wie ich übrigens, Dank meinen intimen Beziehungen zur Hofopern-Direction, die dadurch, daß ich fast nie in die Oper gehe und nie darüber schreibe, auf gegenseitige Achtung gegründet sind, in Erfahrung gebracht habe, ist der Schwan, der im „Tannhäuser" der Leda Gesellschaft leistet, derselbe, der im „Lohengrin" dem Nachen des Graalritters vorgespannt ist. Die Erwartung aber, daß vielleicht auch Leda beim Abschiednehmen des Schwans das bekannte Lied Lohengrins anstimmen werde: „Nun sei bedankt, mein lieber Schwan!" ging nicht in Erfüllung.

Es war wohl selbstverständlich, daß der Meister wiederholt gerufen wurde, nnd wir können es nur nachahmenswerth finden, daß er nicht nach jedem Hervorrufe auf der Bühne erschien, um, wie die Dichter zu thun pflegen, mit den Frackschößen dankbar zu wedeln und durch einige Entrechats die tiefe Rührung über den Beifall des Publicums, beziehungsweise der Claque, mimisch auszudrücken. Nur nach dem Schluß der Vorstellung ließ er sich hinreißen, von der Bühne aus zu danken. Da aber die Natur den Maestro äußerst niedlich geformt hat, so daß man fast glauben könnte, sie habe bei seiner Schöpfung mehr die Raumverhältnisse des Theaters von Bayreuth, als die weltstädtischer Theater im Auge gehabt, und hienach dessen Erscheinen auf der Bühne nicht bemerkt worden wäre; da es ferner mit dem Bühnenherkommen in Widerspruch gerathen wäre, wenn ihn seine Frau Gemahlin auf den Arm genommen hätte, um ihn der versammelten Menge zu zeigen, so war er gezwungen, eine kleine Ansprache zu halten, um, wenn auch nicht gesehen, doch wenigstens gehört zu werden.

Nun hat aber Herr Wagner so viel Unglück mit seinen Ansprachen, wie der Papst mit seinem telegraphischen Segen, oder wie der selige Komiker Scholz mit den neuen Stücken, die er zu seinem Benefice wählte, oder wie unser Stuwer mit seinen Feuerwerken, oder wie der literarische Kleinverschleißer Ernst Eckstein mit seinen Novellen. Wenn der Papst einen Kranken durch den Telegraphen segnet, hat er seit jeher das Unglück, daß der Adressat sofort stirbt; wenn Scholz ein neues Stück zu

seinem Benefice wählte, hatte er das Unglück, daß es immer durchfiel; wenn Stuwer ein Feuerwerk ankündigte, hatte er das Unglück, daß sich allmälig ein ausgiebiger Landregen entwickelte; wenn Ernst Eckstein eine neue Novelle auf den Markt wirft, hat er regelmäßig das Unglück, daß deren Inhalt schon weit besser in einer alten Meidinger-Anekdote erzählt war, und wenn Richard Wagner eine öffentliche Ansprache hält, hat er das Unglück, daß er immer Jemanden schwer beleidigt. So beleidigte er diesmal die Sänger und Sängerinnen, die in seiner Oper mitwirkten, indem er dem Publicum seine Bereitwilligkeit erklärte, es auch mit seinen anderen Opern zu entzücken, „soweit es die vorhandenen Kräfte gestatten". Es muß allerdings sehr schmerzlich sein, wenn man sich durch vier Stunden heiser geschrieen hat und erwartet, der dankbare Componist werde Einem nach der Aufführung gerührt eine Düte mit Malzbonbons überreichen, statt mit einer solchen nur mit dem Ohrenschmaus regalirt zu werden, man sei ein kläglicher Stümper. Allein, obwohl der Maestro derartigen scherzhaften Ueberraschungen nicht principiell abgeneigt ist, so glauben wir doch, daß er diesmal mißverstanden wurde. Denn die Sänger werden doch nicht, wenn in einer Oper außer ihnen noch sechs Pferde, neun Hunde und ein Schwan beschäftigt sind, so unbescheiden sein, zu behaupten, daß unter den unzureichenden vorhandenen Kräften nur sie allein verstanden sein konnten. Es ist ja möglich, daß Herr Wagner im Sinne hat, demnächst in einer seiner Opern aus der nordischen Göttersage fünfzehn gezähmte Eisbären dem

Publicum vorzuführen, und daß er von dem bangen Zweifel gequält wird, ob in Wien so viel Bärenkräfte vorhanden seien, um die Aufführung dieser Oper zu ermöglichen.

Herr Wagner hat übrigens in einer Ansprache an die beleidigten Künstler deren Aufregung zu beschwichtigen gesucht und selbstverständlich dabei wieder das Unglück gehabt, Jemanden schwer zu beleidigen. Glücklicherweise waren diesmal nur die Journalisten die Betroffenen, deren Beleidigung in der Künstlerwelt immer auf ein dankbares Ohr rechnen darf. Herr Wagner rief nämlich in seiner Ansprache an die Sänger: „Ich hasse die Zeitungen, da sie meine Bestrebungen lächerlich zu machen suchten, und lese niemals eine Zeitung!" Wenn der Maestro erklärt hätte: „Ich hasse die Journalisten, welche mich lächerlich zu machen suchten", so würde das Jeder begreiflich finden, denn die Seelenruhe des Sokrates, der, als ihn Aristophanes in den „Wolken" lächerlich zu machen versuchte, sich lachend von seinem Sitze erhob, damit das Publicum das Original mit der Caricatur besser vergleichen könne, besitzt nicht jeder große Mann. Daß aber Herr Wagner, weil man hin und wieder seine Uebertreibungen in einer Zeitung lächerlich macht, auch von dem Aufstande in der Herzegowina oder vom Proceß Sonzogno oder von den Reden Bismarcks, kurz von den anderen interessanten Dingen, welche die Zeitungen berichten, nichts wissen will, scheint uns in hohem Grade komisch zu sein. Herr Wagner wird selbst bei ruhiger Ueberlegung zugeben müssen, daß er den Humor zu

wiederholten malen herausgefordert hat, und wenn er deshalb, weil man manchmal seine komischen Seiten komisch findet, keine Zeitung mehr liest, so ist das gerade so, als wenn Jemand, weil einmal ein Nachbar im Eisenbahnwagen über seine lange Nase einen Witz machte, nie mehr mit der Eisenbahn fahren wollte. Und doch kann man sich eine lange Nase nicht so leicht abgewöhnen, wie andere Unarten.

Die Empfindlichkeit des Maestro ist aber um so auffallender, als er ja selbst seiner guten Laune gerne die Zügel schießen läßt und wiederholt den Versuch gemacht hat, die Bestrebungen Anderer lächerlich zu machen. Man lese nur seine Witze über den Componisten der „Hugenotten" und andere bedeutende Menschen. Allerdings kann sich Meyerbeer nicht rächen und in einer öffentlichen Ansprache erklären: „Ich hasse Richard Wagner, der meine Bestrebungen lächerlich zu machen suchte, und lese ebensowenig seine Schriften, wie ich mir seine Opern anhöre", denn Meyerbeer ist todt. Und diesen Vortheil hat der Satyriker, der die Todten lächerlich macht, immer gegenüber jenem, der die Schwächen der Lebenden geißelt.

Eine Rückschau auf das Jahr 1875.

6. Januar 1876.

So haben wir denn, Gott sei Dank, drei Viertheile des neunzehnten Jahrhunderts, das für die Geschichte der Musik so bedeutsam begann, indem in den Anfang desselben die Geburt der meisten Choristinnen unseres Hofoperntheaters fiel, glücklich überstanden. Ich bitte meine schönen Leserinnen, in dem letzten Viertel des Jahrhunderts ebenso fleißig Feuilletons zu lesen wie bisher, und dies nicht so sehr im Interesse der Verfasser derselben, als in ihrem eigenen. Das Lesen dieser leicht verdaulichen Wochenplaudereien ist nämlich eine der gesündesten weiblichen Beschäftigungen und hat sich bisher als das einzige wirksame Verjüngungs- und Verschönerungsmittel bewährt; denn so lange die Damen Feuilletons lesen, bleiben sie immer „die schönen Leserinnen", und selbst wenn sie schon durch vierzig Jahre diese Lectüre fortgesetzt haben — ein Zeitraum also, in dem sonst auch die zähesten weiblichen Naturen um zwanzig bis fünfundzwanzig Jahre älter zu werden pflegen.

Die schlechten Zeiten hatten sich auch in dem abgelaufenen Jahre noch ihrer früheren Beliebtheit zu erfreuen, so daß die unvorsichtige Behauptung, welche der Herr Finanzminister im Abgeordnetenhause aufstellte, „es werde besser werden", eine allgemeine Entrüstung hervorrief und die Zeitungen nach einem neuen Finanzminister verlangten, der doch wenigstens der Zukunft trostlos entgegensehe. Sogar der Sultan sah sich in Folge des schlechten Geschäftsganges genöthigt, Ersparungen in seinem Haushalte einzuführen, und hat sich entschlossen, den Damen seines Serails künftighin nur mehr blaue Taschentücher in den Schoß zu werfen. Die Ungarn aber beabsichtigen, um ihren fortwährenden Geldverlegenheiten endlich einmal gründlich abzuhelfen, die Errichtung einer eigenen Zettelbank, so daß in Zukunft auch der Minderbemittelte in den Stand gesetzt sein soll, kleine Beträge bis zu einem Gulden herab nicht mehr zurückzubekommen. Unter solchen Umständen hätte sich die Akademie der Wissenschaft fast veranlaßt gesehen, einen Preis von zehn Marken der Suppen- und Thee-Anstalt auf dem Salzgries für die beste Beantwortung der Frage auszuschreiben, wer denn eigentlich, da Frankreich für dreiundvierzig Millionen Francs Champagner exportirte, diesen getrunken habe. Es ist doch kaum anzunehmen, daß der noch immer aufrecht stehende Baron Rothschild in so maßloser Weise den Freuden des Bacchus gehuldigt habe, und umsoweniger, da er einen so kostspieligen eigenen Hausstand zu gründen vor hat und vor einigen Tagen auf Freiersfüßen mit dem Schnellzuge nach Paris gefahren ist.

Doch zeichnete sich, trotz der allgemeinen Einschränkungen, das abgelaufene Jahr durch seine vielen eleganten Leichenbegängnisse aus; denn außer mehreren Monarchen, die schon früher die einsame Höhe des Thrones mit der belebteren Ebene des Privatlebens vertauscht hatten, gingen auch zwei regierende Fürsten: der Kaiser von China und der Fürst von Lippe-Detmold, in das berühmte bessere Jenseits hinüber. Der Erstere starb ganz unerwartet, dagegen war man auf den Hintritt des Letzteren so ziemlich gefaßt, indem er schon seit Langem bei vollständiger Besinnungslosigkeit regiert hatte. Auch Se. Eminenz der Herr Cardinal Rauscher ging in die besseren Hände des Professors der pathologischen Anatomie, Hofraths Rokitansky, hinüber, nachdem ein päpstlicher Segen seinem langwierigen Leiden ein Ende gemacht hatte. Der Verblichene hat sich eine bleibende Stelle unter den österreichischen Staatsunglücken durch den unter dem Namen „Concordat" bekannten Handelsvertrag erworben, den er am 18. August 1855 zwischen Oesterreich und dem Papst abgeschlossen hatte, wodurch der Import an Jesuiten und Schulschwestern zwar in ansehnlicher Weise zunahm, dagegen aber auch unser Export von Peterspfennigen nach Rom eine früher nie geahnte Höhe erreichte. Seine Hirtenbriefe waren von staatsmännischer Langweiligkeit und behandelten meistens das anregende Thema, daß es weit zweckmäßiger für die Menschheit sei, an Fasttagen gebackene Karpfen mit Erdäpfelsalat zu essen, als das ganze Jahr hindurch Philosophie zu studiren. Er war ein eifriger Gegner des

Fortschritts und aller Aufklärung, allein er benützte dennoch die Eisenbahn zu seinen Sommerausflügen. Vorher ein eifriger Gegner der Unfehlbarkeit des Papstes, war er später ein ebenso eifriger Vertheidiger derselben, doch gab er sonst niemals Anlaß zu einem öffentlichen Aergerniß und besuchte beispielsweise niemals die öffentlichen Maskenbälle.

Bei der Regelmäßigkeit des Verkehrs auf der Franz-Josephbahn, der es zuzuschreiben ist, daß die Passagiere regelmäßig abgehen, wenn der Zug ankommt, ist der Gräberbesuch am Allerseelentage in fortwährendem Aufschwunge begriffen. Auch diesmal ließ die Frequenz derselben nichts zu wünschen übrig, und wie gewöhnlich gab sich der distinguirtere Theil der Hinterbliebenen abends ein Stelldichein beim „Müller und sein Kind", das wieder in sämmtlichen Theatern zur Aufführung kam. Ueberraschend ist es nur, daß unsere Dramaturgen, denen wir so treffliche, auf den modernen Geschmack berechnete Zubereitungen Shakespeares verdanken, gerade Raupach gegenüber eine so große Pietät an den Tag legen und dessen Trauerspiel noch immer nicht in einer unseren humaneren Verhältnissen entsprechenden Weise abzuändern versuchen. Es ist nicht einzusehen, weshalb die unschuldige blasse Marie sterben muß und warum ihr die Theater-Directoren nicht erlauben wollen, den rothbackigen Conrad im letzten Act zu heiraten. Es ist ja auch unwahrscheinlich, daß Vater und Tochter so rasch dahingerafft werden, ohne vorher in rationeller ärztlicher Behandlung gestanden zu haben. Man brauchte daher nur

den Tod des geizigen Müllers dadurch zu motiviren, daß an sein Krankenbett ein Doctor aus der Stadt gerufen würde, während die Tochter aus Verzweiflung über ihre unglückliche Liebe jeden ärztlichen Beistand verschmähte und diesem glücklichen Zufalle ihre Rettung zu danken hätte. Damit aber die effectvolle Scene auf dem Kirchhofe keine Einbuße erleide, könnte Conrad immerhin ein weibliches Gespenst in die Grabcapelle gehen sehen, nur hätte eine kleine Aenderung insofern einzutreten, daß er statt seiner lieben Braut seine theure Schwiegermutter erblickte. Auch scheint die Flöte, in der Conrad seinen Schmerz austönt, in unserer Zeit der „Meistersinger" nicht mehr das geeignete Blasinstrument zu sein, um das Herz eines musikalisch gebildeten Mädchens zu rühren, und dieselbe wäre daher mit einer Baßgeige oder doch wenigstens mit einer Zugposaune zu vertauschen.

Die Anwesenheit Richard Wagners in Wien wurde von den langarmigen und starkbehaarten Zukunftsmusikern diesmal zu keinen lärmenden Demonstrationen benützt. Der Meister traf hier mit seiner Gattin Cosima und drei Kindern ein, denen er die Namen seiner Werke gegeben hat. Die unschuldigen Kleinen heißen nämlich Elsa, Eva und Siegfried. Die berechtigten Erwartungen der Musikkenner, welche eine wirkliche Reform der Wagner'schen Opern nur in einer Amputation derselben an Haupt und Gliedern sehen konnten, gingen, wie man weiß, leider nicht in Erfüllung. Aber auch die Hoffnungen, die der Meister an seinen Aufenthalt in Wien geknüpft hatte, wurden getäuscht, indem selbst sein Ver-

such, die Mehlspeisköchin im „Hôtel Impérial", in dem er abgestiegen war, zu bewegen, den Namen Isolde anzunehmen, an dem entschiedenen Widerspruche der böhmischen Staatsbürgerin scheiterte.

Aeußerst unangenehm für die Ohren war auch im abgelaufenen Jahre der Krieg zwischen den Türken und den Aufständigen in der Herzegowina. Während aber die barbarische Kriegführung dieser Völker den Menschenfreund aufs tiefste empörte, hat derselbe wenigstens im benachbarten Rumänien einen erfreulichen Fortschritt der Civilisation zu verzeichnen, indem Fürst Carol, dem Drängen des Landes nachgebend, sich endlich entschlossen hat, einen rumänischen Orden zu gründen. So sieht denn auch der Baron Wertheim, der schon alle erreichbaren Orden besitzt, wieder mit neuen Hoffnungen der Zukunft entgegen!

Jugendwehr, freiwillige Keuschheit und anderes Katholisch-politisches.

18. Januar 1876.

Wenn ich, wie das ja bei einem Junggesellen, der ein geheiztes Zimmer hat, leicht vorkommen kann, hin und wieder auf mein wildbewegtes Leben zurückblicke, so freut mich daran nichts so sehr, als daß mir in keinem Abschnitte desselben durch eine Kartätschenkugel der Kopf weggerissen wurde. Das heißt mit anderen, weniger kriegerischen Worten, ich habe keine vorwiegend militärischen Neigungen, und wenn ich auch schon bei vielen Gelegenheiten einen heroischen Muth an den Tag gelegt und zum Beispiel erst neulich mitten in dem heftigsten Oratorium von Liszt: „Die heilige Elisabeth", sanft geschlummert habe, so verzichte ich doch darauf, an der Spitze eines Reiter-Regiments, und wenn es selbst eine lichtblaue Uniform mit orangegelben Aufschlägen trüge, niedergesäbelt zu werden.

Doch es läßt sich glücklicherweise über den Geschmack nicht streiten, denn es gibt Leute, die dem dicksten Com-

mentar über Goethe's „Faust" einen leichten Mosel vorziehen, und während der sanfte Dr. Fischhof in der Zeitung das Wort für eine allgemeine Abrüstung erhebt, stellte der blutdürstige Bürgermeister von Mödling, Herr Schöffel, in dieser Woche im Abgeordnetenhause den Antrag auf Errichtung einer Jugendwehr, der, wenn er angenommen worden wäre, die Aufnahme der Uchatius-Kanonen unter die obligaten Unterrichts-Gegenstände des Unter-Gymnasiums zur Folge gehabt hätte. Wie es hienach scheint, könnte man nicht frühzeitig genug daran gehen, in dem Knäblein die noch schlummernde Neigung für den Exercierplatz auf der Schmelz zu erwecken, und der Freund einer strategischen Erziehung wird es daher auf das tiefste bedauern müssen, daß es die Naturgesetze leider verbieten, ausgediente Unterofficiere als Ammen zu verwenden. Die Vorsehung hat in ihrer gewöhnlichen Weisheit das Monopol für diesen schönen Beruf dem weiblichen Geschlechte verliehen, ein Umstand, der jedoch den Sultan von Dahomei bekanntlich nicht hindert, seine Armee ausschließlich aus der Damenwelt seines Reiches zu recrutiren. Wenigstens hat der Schöffel von Dahomei hiedurch eine wesentliche Erleichterung seines Militär-Budgets erzielt, indem er in seiner Armee zugleich die Cadres für sein Serail besitzt und unter Umständen einem Rittmeister à la suite gleich das Taschentuch in den Schoß werfen kann.

Es ist mir nicht bekannt, ob einer unserer Abgeordneten, angeregt durch diesen Präcedenzfall, beabsichtigt, die Ausdehnung der allgemeinen Wehrpflicht auch auf

meine schönen Leserinnen zu beantragen. Ich glaube jedoch, daß Keiner, der es mit unserer Landwehr wirklich gut meint, die Einreihung von Weibern und Kindern in die Armee befürworten wird, da es ja im Gegentheil die einzige Erholung für die armen Landwehrmänner ist, wenn der Schlachtenruf an sie ergeht, Weib und Kind zu verlassen.

Während die Verhandlungen im Abgeordnetenhause die Gemüther der Kinderfrauen mit ernsten Besorgnissen vor der Zukunft erfüllten, haben sich die Pfarrersköchinnen durch die Reden der Aebte und Prälaten im Herrenhause über die Nothwendigkeit der Klöster sichtlich erleichtert gefühlt. Der Herr Cardinal Fürst Schwarzenberg erklärte, die Klöster seien „eine Institution, durch welche die freiwillige Keuschheit geschützt, die immerwährende Armuth ermöglicht und der freiwillige Gehorsam geübt werde."

Nach den Erkundigungen, die ich eingezogen habe, bedarf die Keuschheit, wenn sie wirklich eine freiwillige ist, keines Schutzes, und wenn Jemand fürchtet, dieselbe könnte durch eine Mazurka unserer ersten Ballettänzerin verletzt werden, so braucht er nach der Versicherung von Sachverständigen deshalb noch kein Capuziner zu werden, sondern nur ganz einfach nicht ins Ballet zu gehen. Man hat mich darauf aufmerksam gemacht, daß Jemand eine unüberwindliche Neigung besitzen könne, zu gehorchen, ohne deshalb an den beiden anderen Gelübden der Keuschheit und Armuth gleichen Geschmack zu finden. In den Klöstern aber wird, um mich eines

Vergleiches mit den so naheliegenden Speisehäusern zu bedienen, nicht à la carte servirt, sondern nur per couvert; dort kann sich nicht der Eine Gehorsam, der Andere wieder Keuschheit und der Dritte endlich Armuth aussuchen, sondern wer einmal Gehorsam gelobt hat, muß sich die beiden anderen Gänge: Keuschheit und Armuth, auch gefallen lassen. Wenn schließlich Se. Eminenz behauptet, daß in den Klöstern „die immerwährende Armuth ermöglicht werde", so glauben wir, daß auch in dieser Beziehung die Klöster ihre Rolle längst ausgespielt haben und daß die immerwährende Armuth in weit zuverlässigerer Weise durch den Besuch der k. k. Fondsbörse erreicht werden könne.

Der einzige Trost für die Ultramontanen ist unter solchen Verhältnissen der umwölkte politische Horizont, und sie lassen keine Gelegenheit vorübergehen, ohne uns auf denselben aufmerksam zu machen. So hat Graf Hanns Ledebur in der General-Versammlung des Katholisch-politischen Vereins in Prag behauptet, „der politische Horizont sei sehr grau und von schwarzen Punkten durchwimmelt". Man wird zugeben müssen, daß der Herr Graf hier ein sehr distinguirtes Muster gewählt hat und daß der politische Horizont aus einiger Entfernung wie das Beinkleid eines Diplomaten aussieht. Unter den schwarzen Punkten hob er besonders den Aufstand in der Herzegowina hervor und bemerkte mit großer Bitterkeit, „daß, wenn die unter dem Türkenjoche Schmachtenden keine Slaven, sondern deutsche Juden wären, längst Armeen der liberalen Staaten

ihnen zu Hilfe gekommen wären.“ Auch Rom führte er unter den schwarzen Punkten an, „weil daselbst Se. Heiligkeit noch immer in der Gefangenschaft schmachte.“ Wir sind überzeugt, daß die liberalen Staaten, wenn sie halbwegs ihrem Programm treu bleiben wollen, auch den Papst aus seiner Gefangenschaft befreien würden, vorausgesetzt, daß er ein deutscher Jude wäre.

Als weiteren schwarzen Punkt lernten wir durch die freundliche Mittheilung des Herrn Grafen Ledebur Spanien kennen. Er verhöhnte die Liberalen, welche den heldenmüthig kämpfenden Vertreter des legitimen Königthums einen „Räuberhauptmann“ nennen, während doch „ein Räuberhauptmann keine solchen Briefe schreibe, wie Don Carlos an Don Alfonso.“ Allerdings pflegen die Briefe eines gewöhnlichen Räuberhauptmannes selten so viel Stoff zum Lachen zu geben, wie der Brief, den Don Carlos an Don Alfonso geschrieben hat. Wenn auch Don Carlos sich durch die richtigere Orthographie und Interpunction in seinen Briefen von einem gewöhnlichen Räuberhauptmanne vortheilhaft unterscheidet, so muß man doch zur Entschuldigung des Letzteren darauf aufmerksam machen, daß dieser in der Regel auch keine so ausgezeichnete Vorbildung für seine Carrière erhalten hat wie jener.

Nachdem der Redner noch mehrere andere schwarze Punkte erwähnt hatte, sprach er über die Abrüstungsfrage und meinte, „die Liberalen seien gegen die stehenden Heere nicht aus humanitären Gründen, sondern in der Erkenntniß, daß die Kanonen wieder Ordnung

schaffen werden". Hienach wären also die Liberalen gegen das stehende Heer, weil sie besorgen, dasselbe könnte statt gegen den Feind gegen die Mitbürger verwendet werden. Schau, schau, wie sich diese Liberalen verstellen können; thun so, als wenn sie human wären, und wollen doch nur, daß die friedlichen Bürger nicht zusammengeschossen werden!

Die Kosten der Entsagung auf die Genüsse der Welt, die Corpulenz der Frau Wilt, ein Roman Sacher-Masochs gegen Unterleibsbeschwerden.

23. Januar 1876.

Durch das neue Gesetz über die Besteuerung der Geistlichkeit, nach welchem die Millionäre, auch wenn sie rothe Biberhüte mit Quasten tragen, eine mäßige Steuer zu entrichten haben, ist leider das Einkommen Sr. Eminenz des Herrn Cardinals Fürsten Schwarzenberg, das eine Viertelmillion beträgt, um einige tausend Gulden geschmälert worden. Der Herr Cardinal hatte nur die Wahl, den Ausfall entweder durch Ertheilung von Privat-Unterricht im Böhmischen, das er, wie seine jüngste Rede im Herrenhause gezeigt hat, sehr fließend spricht, zu decken, oder seinen Ausgaben-Etat zu beschränken. Se. Eminenz wählte das Letztere, indem er den Wohlthätigkeits-Anstalten und Armen die kleinen Unterstützungs-Beiträge, die er ihnen bisher bewilligt hatte, entzog, und er hat keine Kosten gescheut, dies jedem der Betroffenen durch ein eigenes Circulair bekanntzugeben.

Vor einigen Jahren machte ich in Baden bei Wien die Bekanntschaft eines sehr reichen Mannes, der mit mir in demselben Hause wohnte und dessen Namen ich in der „Wiener Zeitung" wiederholt gelesen hatte, da er sich an den Wohlthätigkeits-Acten, bei denen die Namen der Spender in dem officiellen Blatte veröffentlicht wurden, regelmäßig betheiligte. Ich war gerade in seinem Salon, als von ihm die Steuer, die jeder Curgast zu entrichten hat, eingehoben und ihm ein Blatt Papier übergeben wurde, auf dem er den Beitrag verzeichnen sollte, den er als Cur- und Musiktaxe, sowie etwa noch für die Armen zu leisten willens sei. Nachdem er die ersten beiden Rubriken standesgemäß ausgefüllt hatte und die Aufschrift der dritten Rubrik las, warf er die Feder weg und rief unwillig: „Was hab' ich von den Armen von Baden?" Ich zuckte damals in großer Verwirrung die Achseln, denn da die Namen derjenigen, die den Armen von Baden Almosen spenden, nicht in der „Wiener Zeitung" veröffentlicht werden, wußte ich allerdings selbst nicht, welchen Vortheil diese Armen einem reichen Manne bringen könnten. An diesen Wiener Professions-Wohlthäter erinnerte mich der Herr Cardinal, nur zeichnet er sich, wie sein jüngster Hirtenbrief an die Bettler von Prag verräth, vor jenem durch größere geschäftliche Gewandtheit aus, indem er die directe Steuer, die er als Staatsbürger zu tragen hat, auf die Armen überwälzt, so daß er von den Armen allerdings etwas „hat". Von keiner Seite wurde diese Betheiligung der Armen durch den Cardinal an der

Steuer, die er zu entrichten hat, so aufgefaßt, als wenn etwa Se. Eminenz „verkracht" wäre; denn es herrscht, Gott sei Dank, noch so viel Glauben in Oesterreich, daß man zu den unerschöpflichen Hilfsquellen eines geistlichen Fürsten noch immer ein unerschütterliches Vertrauen hat. Es blieb daher dem in die Enge getriebenen weltlichen Verstande nichts übrig, als anzunehmen, der Herr Fürst Schwarzenberg habe eine kleine durchlauchtigste Demonstration gegen das neue Gesetz beabsichtigt. Nun erklärt aber der Herr Cardinal in einer Zuschrift an die in Prag erscheinende „Bohemia", daß eine solche nicht in seinem Sinne lag, sondern daß in Folge der Besteuerung seine „Mittel zu beschränkt" seien, als daß er auch noch Arme unterstützen könnte. — Gott! man glaubt es nicht, aber diese Verzichtleistung auf alle irdischen Genüsse und Freuden muß ein Heidengeld kosten! Die Repräsentations-Kosten für einen gottgefälligen Lebenswandel müssen fast unerschwinglich sein. Man verzettelt das Geld in lauter Kleinigkeiten: Todtenköpfe, Geißeln, Wurzeln, härene Hemden, doch im Laufe eines Jahres läppert es sich doch zusammen. Wenn aber die Entsagung schon so viel kostet, was soll denn dann so ein armer Teufel von Genußmenschen anfangen, der vom frühen Morgen bis in die späte Nacht arbeiten muß, um Weib und Kinder zu ernähren? Er muß hungern, wenn die Steuer sein kleines Einkommen noch schmälert, und er kann nicht wie ein Kirchenfürst Andere für sich hungern lassen.

Es ist zwar ein riesiger Sprung von einem hungrigen und daher abgemagerten Familienvater zur Frau

Wilt, aber ich muß ihn wagen, wenn ich überhaupt von dieser trefflichsten unserer Sängerinnen sprechen soll, deren herrliche Stimme mit dem leiblichen Umfange stets zu wachsen scheint. Das ist kein Unglück und beeinträchtigt nicht die Liebenswürdigkeit einer Künstlerin, denn ich erinnere nur an eine sehr beliebte Schauspielerin des Burgtheaters, Fräulein Schneeberger, die, seit sie Frau Hartmann wurde, um mindestens fünfundzwanzig Pfund Anmuth zugenommen hat. Wie nun die „Correspondenz Gall" in dieser Woche berichtete, soll Frau Wilt, unwillig über die schlechten Witze, zu denen ihre monumentale Erscheinung immer wieder Anlaß gibt, beschlossen haben, sich ins Privatleben zurückzuziehen. „Die Correspondenz Gall" ist allerdings sonst nur, sobald es sich um Communal-Nachrichten handelt, verläßlich. Sie ist, wenn ein neuer Gemeindesteuer-Zuschlag bevorsteht, oder die Frau eines Gemeinderathes in die Wochen gekommen ist, oder über andere, häufig vorkommende Communal-Ereignisse regelmäßig gut unterrichtet, und es hat sich nur leider bisher keine Hinrichtung eines Gemeinderathes ereignet, sonst würden ihre Berichte über diesen betrübenden Vorfall, des sind wir überzeugt, an Anschaulichkeit nichts zu wünschen übrig lassen. Nun ist Frau Wilt, sie mag so dick sein wie immer, doch weder ein Steuerzuschlag noch die Frau eines Gemeinderathes, und die Mittheilung der „Correspondenz Gall" über den Beschluß der berühmten Sängerin kann daher, da dieser kein Communal-Beschluß und nicht mit Stimmenmehrheit gefaßt worden ist, nicht auf gläubige Leser

rechnen. Da die Witze, mögen sie auch noch so schlecht sein, gewiß nicht an dem Körperumfange der Frau Wilt Schuld tragen, ja der Aerger über jene diesen weit eher zu verringern geeignet ist, als ein zwar witzloses, aber die Dickleibigkeit nur desto mehr beschleunigendes Privatleben, so hoffen wir, daß die Künstlerin schon aus diätetischen Rücksichten von den Brettern nicht Abschied nehmen werde. Aber selbst wenn die Witze immer schlechter und begründeter würden, so werden dann auch die Kränze, welche man der Sängerin wirft, an Umfang immer zunehmen.

Meine Leser werden vielleicht, verwöhnt durch die Reclame, die jetzt unverschämter als je sich breitmacht, erwarten, daß ich ihnen nach dem über Frau Wilt Gesagten ein zuverlässiges Geheimmittel gegen die Beleibtheit empfehlen werde. Ich bin jedoch nur in der Lage, durch die Reclame, die ich einem Andern entlehne, den Leser zu belustigen. Ich habe in dieser Woche in den Wiener Blättern die Anzeige eines Verlegers gelesen, in welcher ein neuer Roman Sacher-Masoch's „Die Ideale unserer Zeit", ganz in derselben Weise angezeigt wird, wie die bekannte „unvergleichliche Revalenta arabica." So wie der Erzeuger der letzteren Briefe von verschleimten Marquisen, appetitlosen Majoren und schlaflosen Ober-Tribunalräthen um eine schleunige neue Sendung der Unvergleichlichen inserirt, veröffentlicht auch der Verleger Sacher-Masoch's einen Privatbrief, „den ein competenter Beurtheiler, Ludwig Storch, an einen Freund geschrieben." Der competente Storch schreibt:

„Lieber Freund! Ich bin plötzlich wie vor den Kopf geschlagen. Ich sitze wie an den Stuhl geleimt, brennend auf das Buch Sacher-Masoch's. Nie hat mich ein Roman so angeregt, ergriffen, bezaubert. Plötzlich, drei Uhr nachmittags, fehlt der ganze neunte Bogen des dritten Buches von Seite 129 bis 144. Ich suche wie toll im ganzen Buche — vergebens! Der Bogen fehlt. So bitte ich Sie denn, lassen Sie so schnell wie möglich mir den Bogen vom Verleger kommen." Man merke wohl auf die Symptome, die bei dem competenten Beurtheiler auftreten: Er ist wie vor den Kopf geschlagen; er sitzt wie an den Stuhl geleimt; er brennt; er ist ergriffen, und plötzlich, drei Uhr nachmittags, ist er wie toll. Man erwartet, er werde nach diesen Krankheitserscheinungen um schleunige Zusendung einer Schachtel Seidlitzpulver oder von drei Pfund Revalenta ersuchen, aus Angst, incompetent zu werden. Aber er weiß ein neues Geheimmittel — den Roman Sacher-Masoch's. Also, liebes Publicum, leidest du an Abgeschlagenheit, Kreuzschmerzen, Ohrensausen, Jucken, Verstopfung, Nasenbluten, Schwindel, so schreibe geschwind um eine Sendung „Ideale unserer Zeit". Aber geradezu Wunder wird es wirken, wenn du plötzlich um drei Uhr nachmittags toll geworden sein solltest.

Franz Deak, Annette Essipoff, der Musikgelehrte Ambros.

6. Februar 1876.

Der Tod Franz Deak's hat auch in Wien ein lebhaftes Mitgefühl für den großen Verlust, den das Volk der Magyaren erlitten, hervorgerufen. Wir kennen nur die feurigen Weine Ungarns, die wunderliche Musik seiner Zigeuner und die glühenden Augen seiner schönen Frauen, und die Namen seiner berühmten Räuber sind uns geläufiger als die seiner großen Staatsmänner. Wir kennen die großen Vorzüge und vielen Thorheiten dieses sonderbaren Stammes, die Begeisterung und Hingebung, mit welcher der Magyare sein Vaterland liebt, und das überschäumende Selbstgefühl, sowie den thörichten Eigendünkel, durch die er es so oft schädigt. Wir kennen die Verschwendung und Ritterlichkeit, die Gutmüthigkeit und Aufgeblasenheit, die Tapferkeit und Prahlerei der „Husaren der Weltgeschichte", wie sie sich selbst gerne nennen, wenn sie von sich begeistert sind. Wir haben Alle von den melancholischen Puszten gelesen und

deren Roß- und Ochsenhirten und von den Eichenwäldern, durch die der contemplative Schweinetreiber seine Heerde führt, und wir haben über die Rechts- und Verwaltungszustände dieses Landes fast ebenso oft verwundert den Kopf geschüttelt, wie über dessen Romantik. Aber Franz Deak war ganz anders, als wir uns in unserer Einbildung einen großen Magyaren vorgestellt. Er lenkte die Geschicke seines Volkes und war schlicht und bescheiden, er hätte alle Würden und Ehren erreichen können, welche die Eitelkeit der Menschen so begehrenswerth findet, und verschmähte sie; er war weder ein Husar noch ein Märtyrer; es sind keine Reiterstückchen von ihm bekannt, noch weiß man, daß er je das Brot der Verbannung auf dem Boulevard des Italiens gegessen, und er zog nur die Aufmerksamkeit auf sich durch seine Tugenden. Er war ein Feind alles theatralischen Pompes und trat nie in der Glanzrolle des uneigennützigen Patrioten auf wie andere gefeierte Volksmänner, die aber, wenn sie alt werden, den kläglichen Eindruck eines ausgesungenen Tenors machen. Er wurde ein Siebziger, und da er nun gestorben ist, weint das Volk um den zu früh Dahingegangenen. Er erzählte gerne alte Anekdoten, drehte seine starken Augenbrauen wie einen Schnurrbart und rauchte nur Cabannos-Cigarren zu sechs Kreuzern. Das ist zu wenig für eine Ballade, aber die stolzen Helden, von denen der Dichter singt, sind nicht immer Jene, die ihr Volk glücklich gemacht, und die dieses geliebt hat. Ach! unsere großen Männer nennt die Nation in der Regel „Herr Hofrath", und ich

kann mich nicht erinnern, daß einer derselben wie Franz Deak „Vater“ genannt wurde!

Ich war ebenso verhindert, an dem Leichenbegängnisse des großen transleithanischen Patrioten Franz Deak theilzunehmen, wie an dem des neuesten Stückes des großen cisleithanischen Patrioten Joseph Weilen im Stadttheater. Ich habe auch nicht der Debatte über die Ehegesetz-Novelle in unserem Abgeordnetenhause beigewohnt, und weiß nur „aus dem Zeitungsblatt zu melden“, daß der Herr Abgeordnete aus Vorarlberg, Dr. Oelz, erklärte, „der Gesetzentwurf stelle die Ehe lediglich auf die Basis des bürgerlichen Vertrages mit einstweiliger Belassung der Polygamie im Hintergrunde, gleich einer malerischen Alpenruine“. Ein Gesetzentwurf mit Alpenruinen, die man anstandshalber einstweilen im Hintergrunde beläßt und die bei einer vortheilhaften Beleuchtung ihre Aehnlichkeit mit der Institution der Vielweiberei nicht verleugnen können — das ist ein Unsinn, mit dessen Großartigkeit nur das Chamounix mit dem Montblanc im Hintergrunde zu wetteifern vermag. Wenn man schon so glücklich ist, durch die Polygamie an die Einsamkeit der Alpenwelt erinnert zu werden, so wird man doch weniger eine Aehnlichkeit zwischen jener und den malerischen, aber keuschen Ruinen, als mit den bescheidenen Alpenhütten in der Heimath des Herrn Oelz herausfinden, in denen der schmucke Bursche um die Gunst befreundeter Kuhmägde wirbt.

Ich habe dagegen nicht versäumt, das Concert der Frau Annette Essipoff zu besuchen, und brauche wohl

nicht erst zu erzählen, wie schön sie gespielt hat. Sie weiß mit ihren kleinen Händen dem Clavier-Brummbären so zu schmeicheln, daß er schmachtend und graziös singt wie ein Verliebter. Ich wußte anfangs nicht, was mich so bezauberte; ich glaubte, es sei das B-dur, aber als es mir beim C-moll nicht besser ging, wußte ich, daß es die Essipoff war. Das Concert begann mit der Sonate Nr. 110 von Beethoven. Wie häßlich sieht das aus: Nr. 110! Es ist, als ob man einen unglücklichen Gefangenen vor sich hätte, der auch für die Welt keinen blonden Bart mehr hat und keine blauen Augen und kein armes Herz, sondern nur mehr eine Nummer ist. Aber die Töne befreien diesen Gefangenen, und was anfangs für uns nur Nr. 110 war, athmet, erhält Gestalt und rührt uns durch seine Schönheit. Jetzt, nachdem ich durch fleißigen Besuch von Concerten das weiß, wäre ich im Stande, ein lyrisches Gedicht an Nr. 34 oder eine ähnliche hübsche Ziffer zu machen, denn ich habe wirklich einmal selber lyrische Gedichte gemacht. Als ich nämlich noch sehr jung war, hatte ich mich einmal in ein holdes, schlankes Fräulein verliebt. Das Fräulein hatte schelmische Augen, lichte Wangen, eine wunderbar zierliche Nase und einen Mund, der gerade groß genug war, um dem Punkt über einem „i" einen Kuß zu geben. Ich habe die Hände des Fräuleins häufig gesehen und weiß, daß sie sehr klein waren; ich vermuthe deshalb, daß auch der Fuß sehr niedlich gewesen sein muß, aber ich weiß es nicht genau, denn ich war damals sehr jung und schüchtern und wagte es

noch nicht, zur rechten Zeit die Augen niederzuschlagen. Ich studirte sehr eifrig römisches Recht, das heißt, ich sollte sehr eifrig römisches Recht studiren, machte aber lyrische Gedichte „an Sie". Zu Ehren eines sehr einfältigen Juristen, der durch seine Albernheit eine gewisse Berühmtheit erlangt hatte, wird im Corpus juris eine Frage, die durch ihre ganz außerordentliche Dummheit verblüfft, quaestio Domitiana genannt. Eine solche quaestio Domitiana legte ich einst dem Fräulein vor, indem ich es fragte: „Lieben Sie mich, Fräulein Caroline?" Fräulein Caroline aber antwortete mit der Schlagfertigkeit eines Pandektisten: „Ganz und gar nicht." Man wird es daher verzeihlich finden, daß ich der Lyrik für immer Lebewohl gesagt habe.

Ich könnte, wenn ich wollte, über das Concert der Annette Essipoff Dinge schreiben, über die sich die Musikweisen vor Neid die Haare ausraufen würden. Denn dicht hinter mir saß der gelehrte Recensent der „Wiener Abendpost", Herr Ambros, der früher Staatsanwalt in Prag war, aber jetzt als Kritiker zur Sühne für das Unheil, das er als öffentlicher Ankläger gestiftet, die größten musikalischen Verbrecher freispricht. Er gab sein Urtheil im Concertsaale so laut ab, daß ich nur zuzuhören gebraucht hätte, um heute durch meine musikalische Gründlichkeit den Lesern derart zu imponiren, daß sie mein Feuilleton ehrfurchtsvoll beiseite legen würden. Aber in meinem Leichtsinn, durch den ich schon so viel verscherzt habe, lauschte ich nicht dem Vortrage meines gelehrten Hintersassen, sondern den verführerischen Klängen

einer Berceuse von Chopin. Auch eine junge Dame trat auf, die einen sehr schönen Blumenstrauß in der Hand hielt. Sie verbeugte sich, legte dann aber leider den Blumenstrauß aufs Clavier und nahm zu meinem Schrecken dafür ein Notenblatt in die Hand. Die Stimme des Fräuleins hatte aber glücklicherweise „einen bedeutenden Umfang und verrieth eine gute Schule". Da ich mich nicht gerne mit fremden Federn schmücke, habe ich dieses Urtheil mit Gänsefüßchen versehen. Es war nämlich der treffliche Gelehrte Herr Ambros, der es mit lauter Stimme ausrief, wahrscheinlich um die Garderobiers im fernen Vorzimmer über die Begabung der Dame zu beruhigen.

Der Selbstmord eines Lebemannes.

Eine Novelle.

12. Februar 1876.

Eduard v. Z. war ein junger Mann von neunundvierzig Jahren, elf Monaten und vierzehn Tagen, der seinen Schnurrbart färbte und sechs falsche Zähne hatte, aber sonst von seinen eigenen Mitteln lebte. Er war ein Lebemann, das heißt, er hatte nie etwas gelernt, ließ bei dem ersten Schneider arbeiten, stand spät auf, versäumte keine erste Vorstellung und hatte einen Magenkatarrh. Er hatte wiederholt Verhältnisse mit Theaterdamen unterhalten, mit Ballet-Tänzerinnen, die aber nur hinter den Coulissen tanzten, mit Sängerinnen, deren Stimm-Mittel ihnen nur erlaubten, im dichten Gedränge zu singen, und mit Schauspielerinnen, denen die Rolle anvertraut war, bei Feuersbrünsten stumm die Hände zu ringen. Er vertrieb sich die Zeit in der Regel damit, daß er Cigarrenpfeifchen anrauchte und junge Hunde in der Kunst unterrichtete, auf den Hinterbeinen zu stehen und über seinen Spazierstock zu springen.

Allein er war nicht der Mensch, der das einmal für richtig Erkannte consequent durchführte, und so blieben alle seine Cigarrenpfeifchen im halbangerauchten Zustande, und er verschenkte seine Hunde schon in jenem Stadium der Ausbildung, in welchem sie noch der Nachhilfe von Seiten eines erfahrenen Zimmerputzers nicht zu entbehren vermögen. Er war einmal in Venedig, zweimal in Ischl, aber sehr häufig im Kaffeehause, wo er Cigarren rauchte, durch die Fensterscheiben sah und in den Zeitungen die Gerichtsverhandlungen, Todesfälle, Theater-Nachrichten und Inserate las. Er hatte auch einmal in seinem Leben ein ernstes Abenteuer bestanden. Er trug nämlich einer Dame, die spät abends allein über die Straße ging und ihn wiederholt anlächelte, seine Begleitung an, die diese auch dankbar annahm. Ein rumänischer Major, der in die Dame verliebt war, fand, daß Eduard v. Z. durch sein tactloses Benehmen die Tugend der Dame in ein zweifelhaftes Licht gebracht hatte, und forderte ihn auf Pistolen. Glücklicherweise hatte Eduard in der Woche vorher dem Major fünfundzwanzig Gulden geborgt, und da er die Geistesgegenwart hatte, zu erklären, daß er bereit sei, sich in dem Augenblicke zu schießen, da der Major diese kleine Schuld bezahlt haben werde, kam es nie zu dem Zweikampfe. Seit dieser Zeit war sein Leben immer gleichmäßig dahingeflossen, und nur jene seiner Freunde, die stets auf der Hut vor ihren Gläubigern und daher große Psychologen waren, vermutheten, daß er wohl Stunden haben müsse, in denen er sich entsetzlich langweile, denn er

hatte einmal die Bemerkung gemacht, er bedauere es, daß man ihn in seiner Jugend nicht dazu gezwungen habe, das Clavierspiel zu erlernen.

Plötzlich aber fing Eduard v. Z. an, in so auffallender Weise tiefsinnig zu werden, daß er manchmal zwei Tage hinter einander eine und dieselbe Cravatte trug. Die Besorgniß, daß er sich in die Philosophie Schopenhauers vertieft habe oder fünfactige Trauerspiele dichte, war von vornherein ausgeschlossen, und so blieb nichts übrig, als jenen Gutunterrichteten beizupflichten, welche behaupteten, er habe einen großen Theil seines Vermögens in Actien der Donau-Dampfschifffahrt-Gesellschaft angelegt, und einzig und allein dem Umstande, daß von diesen augenblicklich keine Zinsen bezahlt würden, sei die Verdüsterung seines Gemüthes zuzuschreiben. Hierdurch war allerdings die Lage Eduards noch keineswegs eine verzweifelte geworden, und er brauchte sich nur ein wenig einzuschränken, um weiter in den Tag hineinleben zu können. Aber da das Leben ihn schon bis jetzt nicht sonderlich unterhalten hatte, war ihm der Gedanke, auf die Zerstreuung, die ihm das zwecklose Ausgeben des Geldes bereitete, verzichten zu müssen, in hohem Grade unbehaglich. Diese Unbehaglichkeit wuchs immer mehr, und als er eines Abends nach Hause kam und eben seinen türkischen Schlafrock angezogen hatte, bemerkte er, daß er lebensüberdrüssig geworden war. Er ging eine Weile im Zimmer auf und ab und warf endlich die Cigarre gegen eine Büste der Niobe, die ihm einmal ein betrügerischer Gyps-

figurenhändler als Porträtbüste der Pariser Chansonnetten-Sängerin Theresa verkauft hatte. Dann setzte er sich an den Schreibtisch, was er sonst nur that, wenn er sich die Nägel feilte, nahm aber diesmal ein Blatt Briefpapier und schrieb darauf mit blauer Tinte:

„Ich heiße Eduard v. Z. und wohne auf der Ringstraße im Hause des Barons v. Löwenzahn. Ein unglückliches Verhältniß mit einer Dame, die nie die Meine werden kann und darf, läßt mir das Leben als eine Last erscheinen, die ich nicht länger mehr tragen kann. Mein einziger Wunsch, ehe ich von dieser Welt Abschied nehme, ist, daß sie, die ich bis zum letzten Athemzuge anbete, mir verzeihe und die Ruhe des Herzens wiederfinde, die durch unsere unglückliche Liebe gestört wurde. Ich habe aus Schonung für die Baronin v. Löwenzahn nicht ihr Haus zum Schauplatze des Dramas machen wollen, dessen unglücklicher Held ich bin, sondern den Park von Dornbach gewählt, und bitte den Eigenthümer desselben, mir deshalb nicht zu grollen."

Nachdem er diesen Brief geschrieben hatte, der durch seine Einfachheit einen großen Eindruck hervorbringen mußte, indem darin nur die einzige prahlerische Lüge von seinem unglücklichen Liebesverhältnisse vorkam, überlas er ihn nochmals seufzend und murmelte dann schmerzlich lächelnd: „Schade, daß man von dem irdischen Tratsch im Jenseits nichts erfährt, denn ich möchte doch wissen, welche verheiratete Frau man für meine Geliebte halten wird." Dann gähnte er, zog den Schlafrock aus, trennte die dicke seidene Schnur, mit der der-

selbe um den Leib geschlossen wurde, ab, legte sie neben den Brief, den er in ein schwarz geränderten Couvert gesteckt hatte, und rief, indem er seinen verstümmelten Schlafrock finster anstarrte: „Der Rubicon ist überschritten, ich kann nicht mehr zurück!“ Er legte sich zu Bette und träumte wahrscheinlich von allen jenen unangenehmen Dingen, die Einem, wenn man ein so schreckliches Ende gewählt hat, wie es der Selbstmord durch eine seidene Schlafrockschnur ist, durch den Kopf gehen mögen. Am nächsten Tage stand er zeitiger auf, als er seit dreißig Jahren aufgestanden war: um neun Uhr morgens. Er machte sehr sorgfältige Toilette und bewahrte dabei seinen Gleichmuth; nur als er die Cravatte umband, trat er von dem Spiegel zurück, vor dem er bisher gestanden hatte, und schloß eine Weile die Augen. Er setzte den Hut auf und zog den Winterrock an, in dessen rechte Tasche er die seidene Schnur und den Brief steckte, und ging auf die Straße. Es war ein äußerst kalter Wintertag und so finster, daß er anfangs glaubte, die Sonne sei vielleicht noch nicht aufgegangen. Er trat in einen Zuckerbäckerladen, um dort, wie er täglich zu thun pflegte, Chocolade-Bonbons zu kaufen. Als ihm das hübsche Ladenmädchen die Düte überreichte, sagte er zu ihr:

„Geben Sie mir die Hand, Nannette, Sie werden mich vielleicht eine zeitlang nicht sehen.“

Nannette sah ihn an und rief erschrocken: „Jesus Maria, Sie sehen ja heute ganz interessant aus, Herr Baron!“

„Ich habe mich noch nicht rasiren lassen", erwiderte er, drückte die Hand des Mädchens uneigennützig zärtlich und ging. Er blieb an der Schwelle des Kaffeehauses, in dem er täglich frühstückte, stehen, denn er fühlte etwas wie Rührung in seiner Brust, da er die Räume zum letzten Male betreten sollte, in denen er seit einem Vierteljahrhundert gesessen hatte, die ihm Ersatz geboten hatten für die Schule und die Familie, in denen er sein Urtheil und seinen Geschmack gebildet, in denen er die Menschen kennen gelernt und Freundschaften geschlossen hatte, und wo er Zeitvertreib unter Menschen fand, ohne daß ihm jener eine lästige Verbindlichkeit gegen diese auferlegte. Vermuthlich war es der traurige Gedanke an sein letztes Frühstück, der ihn so weich und versöhnlich gegen seine Mitmenschen stimmte, daß er einen der Geldmakler, die das Kaffeehaus besuchten und dem er sonst immer mit allen Zeichen vornehmer Verachtung begegnet war, diesmal mit einer gewissen Freundlichkeit grüßte. Dem Makler aber kam dieser zuvorkommende Gruß verdächtig vor, und da er nicht ahnen konnte, daß sich Eduard das Leben nehmen wolle, glaubte er, dieser wolle ein Darlehen von ihm, und erwiderte daher den Gruß nicht, durch den er sich unter günstigeren Zeitverhältnissen sehr geehrt gefühlt hätte. Doch Eduard war zu sehr mit anderen Dingen beschäftigt, um darauf Acht zu haben; er legte seinen Hut und Winterrock ab, schlürfte den Thee und sah in die Zeitungen, die man ihm gebracht hatte, ohne sie zu lesen. Die Fensterscheiben waren so gefroren, daß er nicht auf die Straße sehen, sondern nur

die Eisblumen auf jenen betrachten konnte, eine Beschäftigung jedoch, die, um länger fortgesetzt werden zu können, eine größere Gemüthsruhe voraussetzt, als derjenige zu besitzen pflegt, der an die Ausführung so wichtiger, für das Leben entscheidender Entschlüsse geht, wie Eduard. Er sah auf die Uhr; aber ohne zu wissen, welche Stunde es sei, steckte er sie hastig wieder ein und rief den Kellner, um zu bezahlen. Er befahl diesem, ihm Hut und Rock zu bringen, doch der Kellner brachte wohl nach einiger Zeit den Hut, nicht aber den Rock, den er nicht zu finden vermochte. Alle Röcke, die auf den Kleiderhaken hingen, wurden in Augenschein genommen, der Rock des Herrn v. Z. war nicht darunter. Ein Dieb war Eduard zuvorgekommen!

Es vergeht fast kein Tag, an dem die Zeitungen nicht von solchen gelungenen Angriffen auf fremdes Eigenthum zu erzählen wissen, und es giebt daher gewiß interessantere Abenteuer, die einem Lebemann zustoßen können, als daß ihm sein Winterrock während des Frühstücks gestohlen wird. Aber man wird dennoch die außerordentliche Verblüffung Eduards begreifen, wenn man bedenken will, daß er eben im Begriffe stand, in den Park von Dornbach zu fahren, daß die Eiszapfen von den Dächern hingen, so daß Einen schon der Gedanke, sich im einfachen Rocke aufzuhenken, schaudern machen konnte, und daß sich endlich in dem Winterrocke die seidene Schnur befand, durch die er enden wollte, sowie der Brief, in dem er erklärte, wer er sei und weshalb er nicht länger leben wolle. Es galt jedenfalls zu überlegen, was unter solchen Verhältnissen zu thun sei; aber der

Fall war so verwickelt, daß man auch bei größerer Geistesgegenwart nicht so schnell ins Reine gekommen wäre, und Eduard hatte es seit jeher vorgezogen, die Zeit mit allem Möglichen, nur nicht mit Ueberlegungen todtzuschlagen. Er gab sich zwar den Anschein großer Nachdenklichkeit, indem er die Hände in die Hosentaschen steckte; aber erschöpft durch die Entschlossenheit, die er nun schon eine Nacht und einen halben Tag bewahrt hatte, war er vollständig hilflos. Nur so viel war ihm klar, daß er sich sofort einen Winterrock schaffen müsse, und er fuhr daher mit einem Wagen, den er rufen ließ, zu seinem Schneider. Dieser war ein vornehmer und erfahrener Weltmann, und als ihm Eduard sein Abenteuer mitgetheilt hatte, begann er sofort mit großer Geläufigkeit über die sociale Frage zu sprechen. Die Leute, bemerkte er, stehlen nicht mehr aus Hunger, wie in der guten alten Zeit, sondern aus Grundsatz, aus Haß gegen die besitzenden Classen. Nie höre man, es sei bei einem Bäcker ein Laib Brot gestohlen worden, dagegen hätten es die Diebe immer auf Luxusgegenstände abgesehen, wie Armbänder, werthvolle Taschenuhren und elegante Winterröcke. Nur allein von Winterröcken, die bei ihm gekauft worden, seien in diesem Winter schon sechs gestohlen worden, und das sei ihm um so peinlicher, als dann das größte Lumpengesindel Erzeugnisse aus seinem Atelier auf dem Leibe trage, so daß, wenn ein unglücklicher Zufall es füge, ein Spitzbube in einem solchen Rocke von der Polizei festgenommen und von Leuten, die sich auf den Schnitt verstünden, gar für eine seiner Kundschaften ge-

halten werden könnte. Eduard wurde bei dieser Stelle des Vortrages sehr unruhig, denn ihn ängstigte der Gedanke, es könnte der Dieb seines Winterrockes mittlerweile festgenommen worden sein und, während er seinem Schneider zuhöre, ein Polizei-Commissär seinen Brief lesen. Zu seiner Verzweiflung wollte keiner von den fertigen Winterröcken ihm auch nur einigermaßen sitzen. Endlich rief der Schneider:

„Halt, der Fürst Gargaroff hat gerade Ihre Größe und jetzt auch so ziemlich Ihren Umfang, da er sich über den Verlust seines englischen Reitpferdes sehr gegrämt hat. Er hat sieben Winterröcke bei mir bestellt, für jeden Tag der Woche einen, und mir die Zobelpelze dazu geschickt, die sein Schwager, der die Stelle eines höheren Staatsverbrechers in Sibirien bekleidet, ihm zum Geschenk gemacht hat. Ich werde ihm vorläufig nur sechs Röcke schicken und ihn auf den siebenten ein wenig warten lassen; denn es ist ganz gut, wenn man manchmal solchen Herren zeigt, daß man auch seine Launen haben kann. In zwei Tagen wird ein Winterrock für Sie fertig sein, und inzwischen behelfen Sie sich mit dem des Fürsten.“

Eduard zog also den Winterrock an, der in der That eine Meisterschöpfung war, und verließ den Laden des Schneiders. Als er aber anfing, sich ein bischen heimisch in dem Rocke zu fühlen, sah er ein, daß er ein schlechtes Auskunftsmittel gewählt, indem er einen fremden Winterrock angezogen hatte, denn er konnte doch nicht den kostspieligen Zobelpelz des Fürsten Gargaroff auf einen Baum im Parke von Dornbach ohne alle Be-

wachung aufhängen. Es ging aber andererseits nicht an, die Galgenfrist, die ihm ein unglücklicher Zufall gewährt hatte, zu verlängern; denn wie leicht konnte der Brief, den er geschrieben, in die Oeffentlichkeit gelangen und so die Nachricht von seinem Selbstmord bekannt werden, ehe er diesen noch ausgeführt hatte. Er war lange vor sich hinbrütend durch die abgelegensten Gassen gegangen, und nachdem er in einer Weinstube einen Imbiß zu sich genommen und aus einem Abendblatte ersehen hatte, daß von seinem Selbstmorde glücklicherweise noch nichts bekannt war, ging er nach Hause. Im Thorwege begegnete er der Baronin Löwenzahn, die gerade in die Oper zu fahren im Begriffe stand. Sie blieb stehen und rief lachend:

„Ach, Herr v. Z., wie haben Sie mich die letzte Nacht erschreckt! Ich habe vor dem Schlafengehen noch Zeitungen gelesen, die jetzt alle voll von den Türken sind, und so träumte mir, ich hätte Sie als Miether verloren, denn Sie seien vom Sultan zum Pascha ernannt und gegen die Aufständischen geschickt worden. Trotz der vielen Roßschweife aber, die Sie trugen — ich war nämlich vormittags mit einer Cousine in den kaiserlichen Stallungen — wurden Sie vollständig aufs Haupt geschlagen, so daß Ihnen der Sultan die seidene Schnur zuschickte. Als ich geängstigt aufwachte, stand meine Kammerjungfer vor dem Bette, denn ich hatte geläutet, indem ich — und so findet die seidene Schnur, die Ihnen zugeschickt wurde, ihren Erklärungsgrund — die seidene Klingelschnur zufällig ergriffen hatte."

Unter den vielen Wissenschaften, von denen Eduard nichts verstand, befand sich auch die Psychologie, und er hatte nie über das Wesen der Träume nachgedacht, sonst würde es ihn vielleicht interessirt haben, daß trotz aller Erklärungsgründe der Baronin der geheimnißvolle Zusammenhang zwischen der seidenen Schnur, zu der ihn der Sultan im Traume der Baronin verurtheilt hatte, mit der seidenen Schnur, durch die er sich ums Leben bringen wollte, durchaus nicht aufgeklärt war. Er wünschte der Baronin viel Vergnügen, verbeugte sich und stieg die Treppe hinauf zu seiner Wohnung. Als er eintrat, übergab man ihm einen Brief, sowie ein kleines Paket, welches mit einem sonderbaren Siegel, das er nicht zu enträthseln vermochte, geschlossen war. Er öffnete zuerst den Brief und las:

„Geehrter Herr! Aus einem Briefe, den ich heute vormittags zufällig bei Durchsuchung der Taschen meines neuen Winterrockes gefunden habe, entnehme ich zu meinem Leidwesen, daß Sie die Absicht haben, sich aufzuhenken. Man findet heutigen Tages die merkwürdigsten Dinge in den Rocktaschen, und so habe ich erst neulich in einem der elegantesten Winterröcke, in dessen Besitz ich kurz vorher gelangt war, ein großes Stück ungarischen Speck und Schwarzbrot gefunden. Dieser Winterrock hat mich damals sehr gefreut, da der frühere Besitzer, wenn er das frugale Mahl, das ich vorfand, zu sich genommen hätte, vielleicht jetzt schon an der in neuester Zeit wieder so häufig auftretenden Trichinose erkrankt wäre. Es hat mich daher auch in Anbetracht der

schlechten Zeiten nicht überrascht, in dem Winterrocke, dessen rechtmäßiger Besitzer, wie ich wenigstens hoffe, Sie früher waren, einen Brief zu finden, in welchem Sie, verehrter Herr, ziemlich unverblümt die Absicht zu erkennen geben, sich das Leben zu nehmen. Ich war aber auch hocherfreut, zugleich die seidene Schnur vorzufinden, mit der Sie Ihren traurigen Entschluß auszuführen gedachten; denn indem diese sich in meinen Händen befand, erlangte ich die tröstliche Ueberzeugung, Ihr Vorhaben, wenn auch nur für kurze Zeit, vereitelt und Ihnen so Gelegenheit geboten zu haben, dasselbe reiflicher zu erwägen, als Sie es vielleicht gethan. So ruht auch auf meinem Gewerbe, das Sie vielleicht nach dem Angeführten schon errathen haben werden, Gottes Segen. Ich übersende Ihnen in dem beiliegenden Paket sowohl die seidene Schnur wie den Brief, den Sie an Ihren redlichen Finder geschrieben, in der Hoffnung, daß diese Sie noch am Leben und abgekühlt genug treffen werden, als daß Sie die kurze Spanne Zeit, die uns zugemessen ist, einer unglücklichen Liebe wegen, für die unserer Epoche das Verständniß fehlt, verkürzen wollten. Ich erlaube mir nur noch zur Aufklärung des Siegels auf dem Paket hinzuzufügen, daß ich vor einigen Tagen, als die Oper zu Ende war, eben auf der Uhr des türkischen Botschafters nachsehen wollte, wie spät es sei, als dieser plötzlich mit der Hand nach derselben fuhr, wodurch ich in die angenehme Lage kam, meine werthvolle Sammlung nicht nur mit der Uhr, sondern auch mit dem Siegelring Sr. Excellenz zu bereichern. Das passendste

Siegel für ein Paket, das die seidene Schnur enthält, mit der Sie sich aufhenken wollten, schien mir nun jenes des Vertreters des Sultans zu sein, und ich hoffe, daß Sie mir, den die Vorsehung als Ihren Lebensretter auserseihen hat, diesen kleinen heraldischen Scherz verzeihen und als guter Christ von der seidenen Schnur keinen türkischen Gebrauch machen werden. Hochachtungsvoll der gegenwärtige Besitzer Ihres Winterrockes."

„Der Traum der Baronin Löwenzahn!" rief Eduard, als er den Schluß des Briefes gelesen hatte; „aber", murmelte er nach einer Weile, „sie ist aufgewacht, bevor ich von der seidenen Schnur des Sultans Gebrauch gemacht hatte." Er öffnete das Paket, und nachdem er gesehen hatte, daß in demselben die seidene Schnur, sowie sein verhängnißvoller Brief enthalten waren, warf er es, sowie den Brief des Diebes in den Camin und sah zu, bis sie zu Asche gebrannt waren.

Am nächsten Tage ließ Eduard an seinen Schlafrocke eine neue seidene Schnur nähen, und wir bezweifeln, daß er diese, selbst nachdem der neue Winterrock, den er bestellt hatte, fertig geworden war, wieder abgetrennt habe. Wir haben auch in den Zeitungen nichts von einem Selbstmord des Herrn v. Z. gelesen, und wir hoffen daher, daß die Erinnerung an das Abenteuer das er erlebt, noch geraume Zeit die Langweile von ihm fernhalten werde.

Die Errichtung einer Polizei-Direction in Graz; das Verbot der Gartenlaube.

29. Februar 1876.

Obwohl ich nicht die Absicht habe, jemals in meinem Leben die rothe Republik auszurufen, Cassier der Creditanstalt zu werden oder auch nur meine Schwiegermutter zu vergiften, falls der Himmel eine solche über mich verhängen sollte, und ich also von keiner Polizei-Direction der Welt etwas zu besorgen habe, so kann ich mich doch für die Errichtung einer solchen in Graz, wie sie das Abgeordnetenhaus in letzter Woche beschlossen hat, durchaus nicht begeistern. Wenn es mir auch nie gelungen ist, einen Raubmörder zu ertappen, so bin ich trotzdem zu wenig Fachmann, um zu wissen, ob die Errichtung einer Polizei-Direction für Graz wirklich eine Wohlthat ist, wie von Einigen behauptet wurde. Da aber die Grazer von einer derartigen Wohlthat einmal nichts wissen wollen und behaupten, daß sie das zur Aufrechthaltung ihrer öffentlichen Ordnung nothwendige „Zarud" so wie bisher auch ferner aus ihren eigenen Stimm-

Mitteln zu bestreiten vermögen, und da der Vice-Bürgermeister dieser liebenswürdigsten aller österreichischen Provinzstädte, Herr Dr. Portugall, sich im Abgeordnetenhause mit Entschiedenheit gegen diese Neuerung ausgesprochen hat, so begreife ich nicht, weshalb man den friedlichen Grazern den Segen einer eigenen Polizei-Direction aufdringen will. Wenn mir etwa morgen Se. Eminenz der Herr Cardinal-Märtyrer Ledochowski auf die Stube rückt und mir durchaus einen Segen appliciren will, so habe ich doch wahrhaftig das Recht, zu sagen: „Aber, verehrter Herr, lassen Sie mich doch gefälligst in Ruhe; wenn ich einmal auf Ihren Segen reflectiren sollte, so werde ich schon so frei sein, Sie durch eine Correspondenz-Karte davon zu unterrichten." Ich bin überzeugt, die gebildete Welt würde dem Herrn Cardinal Unrecht geben, wenn er, von den Vortheilen seines Segens für mich durchdrungen, mich etwa durch vier baumstarke Jesuiten aus seinem Gefolge festhalten ließe und mich gewaltsam segnete. Von allen Gründen, die für die Errichtung einer Polizei-Direction in Graz geltend gemacht wurden, scheint mir nur ein einziger stichhaltig zu sein. Man hat nämlich behauptet, daß das unliebsame Pronunciamiento einiger Grazer Studenten gelegentlich der Anwesenheit des von den spanischen Behörden steckbrieflich verfolgten Don Alfonso nie vorgefallen wäre, wenn sich Graz einer Polizei-Direction schon damals erfreut hätte. Das nun glaube ich auch, denn eine Polizei-Direction versteht keinen Spaß Steckbriefen gegenüber, und wahrscheinlich würde sie die hohe Person des spa-

nischen Prinzen sofort nach seiner Ankunft selbst in ihre bewährte Hand genommen und so jener Zusammenrottung vorgebeugt haben.

Während die Sicherheit von Graz durch die Errichtung einer Polizei-Direction noch erhöht wurde und man sich der Hoffnung hingeben darf, die Bevölkerung werde bei der Aussicht, künftighin ungestört schlafen zu können, schon um acht Uhr abends zu Bette gehen, statt um halb neun Uhr, wie bisher, hat die Regierung auch eine Maßregel getroffen, durch welche eine andere Gefahr für die öffentliche Sicherheit für immer beseitigt werden soll. Es ist hier weder von einem neuen Sperrschiff die Rede, noch hat sich eine Aenderung in dem Schnitt der Hosen der Gendarmerie als nothwendig herausgestellt, und es ist auch, dem Himmel sei Lob und Preis, keine neue Kanone erfunden worden. Die angestrebte Beruhigung der Gemüther kostet diesmal glücklicherweise auch nicht die kleinste Million, denn die Maßregel, durch die nicht weniger als 40,000 Personen dem sicheren Verderben entrissen wurden, besteht in dem vollständig kostenfreien Verbot der „Gartenlaube", eines illustrirten Familienblattes, dem man nachrühmt, daß man es ungescheut einem sechzehnjährigen Mädchen in die Hand geben dürfe, das aber, wie man aus dem Verbot schließen darf, vor jedem Familienvater, wenn er nicht verdorben werden soll, sorgfältig verborgen werden muß.

Ich habe dieses Blatt, sowie ähnliche illustrirte Familienblätter, nur selten gelesen, denn, ich gestehe es aufrichtig, ich habe vor der Bildung und Belehrung,

die dem Leser in kleinen Dosen, die ihn nicht belästigen, unter dem Vorwande, ihn unterhalten zu wollen, heimtückischerweise beigebracht werden, immer eine gewisse Angst empfunden. Solche Blätter bringen Romane, Schilderungen von Menagerien, populäre Artikel aus der Heilkunde, sowie lyrische Gedichte, und ich habe gefunden, daß sich die Helden in diesen Romanen von den gestreiften Zebras in den Menagerien nur sehr wenig unterscheiden und daß, während mich der medicinische Artikel über die Wirksamkeit der Galle unterrichtet, diese durch das lyrische Gedicht in bedenklicher Weise erregt wird. Selbstverständlich kann ein boshafter Schriftsteller die harmlose Redaction eines solchen zahmen Blattes manchmal irreführen, und während er sich den Anschein gibt, einen Kakadu in dem zoologischen Garten von Amsterdam zu schildern, das Porträt eines allgemein geachteten Staatsmannes liefern. Die naive sechzehnjährige Leserin klatscht dann in die Hände und ruft: „O Papa, wenn wir nur einen solchen Kakadu auch bei uns hätten!“ Der ahnungsvolle Hausvater aber schüttelt bedenklich den Kopf und antwortet: „Ach, wenn wir ihn lieber los würden!“

Ich sah die letzte Nummer, die noch zu lesen erlaubt ist, neugierig durch und mußte lachen bei dem Gedanken an die Gefährlichkeit dieses Blattes. Den Hauptinhalt der Nummer nämlich bildet die Fortsetzung eines Romans der Frau Marlitt: „Im Hause des Commerzienrathes“. Ich las nur den Schluß dieser Romanfortsetzung, welcher lautet: „Dr. Bruck sah nach seiner Uhr, dann reichte er

Henrietten verstohlen die Hand und benützte die allgemeine Aufregung, um sich unbemerkt zu entfernen." Ich vermuthe, daß der Held eines Romanes, der, bevor er einem jungen Mädchen verstohlen die Hand reicht, zuerst die Uhr aus der Tasche zieht, um nachzusehen, wie spät es sei, weder der lieben Henriette noch dem österreichischen Staate jemals gefährlich werden kann. Wenn der Dr. Bruck wenigstens „die allgemeine Aufregung" zum Vorwand nähme, um das Ministerium in Coburg, oder was weiß ich, wo die Handlung spielt, anzugreifen, dann ließe sich das Verbot der Zeitung noch rechtfertigen; aber ein Mensch, der eine allgemeine Aufregung nur „benützt, um sich unbemerkt zu entfernen", kann wahrhaftig selber Hofrath im Preßbureau werden. Eine ebenso große Gemüthsruhe wie der Held des Romans aber verrathen das lyrische Gedicht und der übrige Inhalt dieser Nummer. Einige haben daher vermuthet, der wahre Beweggrund, aus welchem man jenes Blatt in Oesterreich unterdrückt habe, sei nicht die Gefährlichkeit desselben, sondern der Umstand, daß unsere Regierung plötzlich belletristisch geworden sei und mit der Absicht umgehe, eine „Oesterreichische Gartenlaube" herauszugeben. Wenn diese Absicht begründet ist, dann wäre das Verbot der Keil'schen „Gartenlaube" nur eine Abonnements-Einladung auf die „Oesterreichische Gartenlaube". Mich kümmert es nun nicht, wenn das Ministerium seine Absichten zur Abwechslung einmal durch ein belletristisches Blatt zu fördern gedenkt, durch Romane, deren Helden in die Regierung verliebt sind, durch tendenziös gefärbte

Schilderungen aus dem Thierleben, durch naturwissenschaftliche Artikel, in welchen der Finanzminister gepriesen wird, daß er nicht die Luft besteuere, und durch lyrische Gedichte, welche den Handelsvertrag mit Rumänien besingen. Entnimmt aber die Regierung schon den Titel für ihr Unternehmen dem gelesensten belletristischen Blatte, so sollte sie doch mindestens bemüht sein, sich die Leser selbst zu gewinnen, und nicht auch noch diese jenem Blatte entlehnen. Nach diesem Vorgange würden meine Leser, wenn man morgen meine „Wiener Spaziergänge" confiscirte, wahrscheinlich bei sich denken: Aha, vermuthlich beabsichtigt die Regierung jetzt selber „Wiener Spaziergänge" in der „Wiener Zeitung" erscheinen zu lassen!

Literarischer Scandal.

19. März 1876.

Bekanntlich hat sich in neuester Zeit ein Rudel der gemeinsten literarischen Speculanten auf den sogenannten Zeitroman geworfen und betreibt dieses unsaubere Gewerbe fabriksmäßig in sechs, neun und mehr Bänden. Diese Literaten weihen den Leser in die geheimen Absichten Napoleons III., Bismarcks, Cavours und anderer Monarchen und Staatsmänner ein, und weil die Verhandlungen am grünen Diplomatentisch dem Leser doch schließlich etwas langweilig werden könnten, mischen sie der Politik als unterhaltendes Element eine starke Dosis Unzucht bei. Vor einigen Wochen nun ist diese Literatur um einen neuen Roman bereichert worden, in welchem endlich auch der Anfang gemacht wird, die unerschöpflichen Hilfsquellen, die Oesterreich-Ungarn dem Scandal bietet, auszubeuten. Der Roman hat dadurch besonderes Aufsehen erregt, daß er aus der Feder einer adeligen Dame herrührt, die in der Gesellschaft, die man die gute nennt, lebt oder gelebt hat, so daß wir

wenigstens die Beruhigung haben, daß sie das unglaublich dumme Geschwätz, mit dem die Figuren des Romans die Zeit todtschlagen, nicht wie die anderen Verfasser solcher Romane blos aus der Tiefe ihres Gemüthes geschöpft, sondern wirklich erlauscht habe. Der blaublütige Blaustrumpf erzählt die Entwicklungsgeschichte des Dualismus in Oesterreich, und so wie in manchen vornehmen Bädern der Gast, der sich die Hühneraugen schneiden läßt, durch Schattenspiele an der Wand und sonstige Augenweide zerstreut wird, so sucht die Verfasserin den Leser ihres Romans während der langweiligen Operation an dem österreichischen Staatskörper durch Schilderung von blutschänderischen Verhältnissen, Schäferstündchen und Maitressenkniffen zu erheitern.

Die Liebesgeschichte ist sehr einfach, aber in ihrem ernsten Theile auch sehr komisch. Es wird uns ein sehr vortheilhaft gebauter hoher Officier vorgeführt, der auf dem Schlachtfelde glücklicher ist als im Salon; denn während dort der Feind vor ihm die Flucht ergreift, vermag er die Heldin des Romans, ein albernes und hysterisches Frauenzimmer, das ihm in der widerwärtigsten Weise nachläuft, nicht loszuwerden. Er sagt ihr die unglaublichsten Grobheiten, sie jedoch hält diese für Liebeserklärungen; er zwickt sie in die Arme und andere von derartigen Mißhandlungen häufig heimgesuchte Körpertheile, bis sie blaue Flecke bekommt, und sie verbirgt das Gesicht in die Hände und ruft: „Nimm mich hin!" Ward je in dieser Laun' ein Weib gefreit? möchte man mit Richard III. fragen. Der Officier, an die Ent-

behrungen des Lagerlebens gewöhnt, verschwindet nach der erwähnten Aufforderung mit der Heldin hinter der spanischen Wand einer großen Reihe von Gedankenstrichen. Nach dieser momentanen Geschmacksverirrung kehrt er wieder reuig zu seiner Geliebten, einer hübschen und talentvollen und deshalb von der Heldin in der gemeinsten Weise geschmähten Schauspielerin, zurück und heiratet diese zum großen Verdrusse der Verfasserin. Die adelige und sitzengebliebene Geliebte aber überrascht nach einiger Zeit das Publicum mit Zwillingen, nämlich den zwei Bänden des Romans „Fata morgana". Obwohl der Roman nur zwei Bände hat, kommt der Käufer doch auf seine Kosten, da das Buch so unglaublich einschläfernd ist, daß man, um es durchzulesen, mindestens ein Jahr braucht. Ich habe nur zwei Stunden darin geblättert und während dieser Zeit vier Tassen schwarzen Kaffee trinken und drei der stärksten Upmans rauchen müssen.

Das clericale „Vaterland", das sich immer den Anschein gibt, als wenn es aristokratisch wäre, während es doch bekannt ist, daß gerade die Aristokratie mehr als jeder andere Stand bestrebt ist, sich gut zu unterhalten, hat die Namen zweier österreichischer Generale genannt und behauptet, diese spielten in dem Roman eine unschickliche Rolle und hätten sich daher vor einem Ehrenrathe zu verantworten. Das „Vaterland" macht ja die berühmten Personen überhaupt unmöglich, wenn es verlangt, daß sie allen Unsinn, den sie der „Dichter" sprechen läßt, und alle dummen Streiche, die er ihnen in die Schuhe

schiebt, wirklich gesprochen und begangen haben sollen. Wenn ich, gedrängt durch meinen Schneider, der die Bezahlung seiner Rechnung für ein Paar Frühjahrsbeinkleider verlangte, einen Zeitroman schriebe, dessen Held ein ultramontaner Tabak-Trafikant wäre, der es nach und nach, selbstverständlich nur durch strenges Fasten, zu ungeheurem Reichthum und zur Baronie gebracht hätte und unglücklicherweise auch in den Proceß einer Schwindelbank verwickelt würde, freilich ohne es darin zu einer bedeutenderen Rolle als der eines einfachen Zeugen zu bringen, so könnte das „Vaterland" erklären, dieser Ultramontane sei der Baron Sothen und er möge sich in der nächsten Sitzung des Severinus-Vereines reinwaschen. Nein, das „Vaterland" könnte es thun, aber es thäte es nicht, es würde sittsam die Augen verdrehen und vor der Scandalsucht der Liberalen warnen.

Da der Roman in allen seinen schönen Abarten als Schauderroman, Volksroman und Zeitroman fast ausschließlich das Lesepublicum in Beschlag nimmt, wird man es begreiflich finden, wenn Schriftsteller, die auf andern Gebieten der Dichtung Geschäfte machen wollen, bemüht sind, einen ganz neuen Leserkreis sich zu schaffen. Dem „Humoristen" Herrn Ernst Eckstein gebührt das Verdienst, nunmehr ein solches neues Absatzgebiet entdeckt zu haben, indem er mit seltenem mercantilen Scharfblick fand, daß der Gymnasiast als Leser noch nicht so ausgebeutet sei, wie er es im Hinblick auf sein Taschengeld zu werden verdiente. So verdanken wir diesem Schriftsteller eine ganz neue Gattung des Humors: „Die

Gymnasial-Humoresken", zu 1 Mark. Herr Eckstein hat, bevor er die ruhmreiche Laufbahn des Gymnasial-Humoristen wählte, sich an die Erwachsenen gewendet. Er suchte diese zuerst durch ein loses episches Gedicht zu ködern, aber die undankbaren Erwachsenen verschmähten diese poetische Gabe. Er schrieb dann Novellen, in welchen er den Versuch machte, alte Meidinger-Anekdoten psychologisch zu vertiefen und auf dreißig bis vierzig Seiten dichterisch auszuspinnen, allein die störrigen Erwachsenen zogen die liebgewordene prägnante Form des Urtextes vor. Endlich blieb ihm nichts übrig, als Lustspiele zu schreiben und einzureichen; aber sieh da, die verhärteten erwachsenen Theater-Directoren schickten ihm dieselben, als zur Aufführung nicht geeignet, zurück. Unter so trübseligen Verhältnissen kann Einer wirklich anfangen, unter Thränen zu lächeln und Humorist zu werden. Doch auch der Humorist hat Stunden, in welchen er wünscht, gelesen zu werden, und so sagte Herr Eckstein den Erwachsenen Lebewohl und wendete sich mit seinen Humoresken an jene Schicht der Bevölkerung, die noch nicht durch das ausgestellte Zeugniß der Reife zu anspruchsvoll in der Wahl ihrer Lectüre geworden ist, an die Gymnasiasten. So wie alte abgetragene Kleider, ausgebessert, nach anderen Welttheilen verschickt werden, und der Frack, den ein europäischer Bierhauskellner abgelegt, in dem neuseeländischen Stutzer einen willigen Abnehmer findet, so fanden die läppischesten alten Schulwitze und Reminiscenzen an jene Bildungsstätte, die Herr Eckstein leider nur zu früh verlassen zu haben

scheint, in den gelehrten Fachkreisen des Gymnasiums gierige Leser. Der Verleger der „Gymnasial-Humoresken" ist aber auch äußerst rührig. Man findet die letzteren auf allen deutschen Bahnhöfen, ja sogar den ganzen Schienenstrang entlang, weil Jene, die das Büchlein bei der Abfahrt, um sich zu erheitern, gekauft, es während der Fahrt mißmuthig zum Fenster hinauswerfen.

Durch diese Erfolge ermuthigt, ist der fruchtbare Humorist in dieser Woche mit einer neuen Publication hervorgetreten, die der freudig erregte Verleger in dem Rundschreiben, das er versendet, „einen höchst absatzfähigen, neuen Artikel" nennt. Herr Eckstein hat sich nämlich — photographiren lassen, und der Verleger der Humoresken bringt diese Photographie um den Preis von 75 Pfennigen auf den Markt, so daß sich das Gymnasial-Porträt noch um 25 Pfennige billiger stellt, als die früheren Humoresken des Herrn Eckstein. Und da dem Schriftsteller zu wiederholten Malen der Vorwurf der Unbescheidenheit gemacht wurde, beschämt er diese Kritik, indem er sich in „Visiteformat" aufnehmen ließ, das bescheidenste Format, das es gibt. Glückauf auch zu diesem Unternehmen!

Ein Roman in der Volksküche.

Aus dem Tagebuche einer Ehrenvolksköchin.

2. April 1876.

Donnerstag den . . . : Wie ganz andere Anschauungen über die Ehe hatte ich, da ich noch in Krems weilte, als hier in Wien. Ich malte mir den Ehestand mit so rosigen Farben aus; ich sah mich in der Phantasie in einem lichtblauen Schlafrock auf dem Sofa sitzend, einen blondgelockten Knaben auf dem Schoß, der mir die Wange streichelte, während das kleine Mädchen zu meinen Füßen mit der Puppe spielte. Mein Mann hatte neben mir Platz genommen und las mir einen neuen Roman aus der „Gartenlaube" vor. Wenn die beiden Liebenden, während die Mutter in einer älteren Bibel las, mit verschlungenen Händen stumm dasaßen, jedes beseligt durch die Nähe des Andern, dann ließ mein Mann die Zeitschrift sinken, sah mich mit verklärten Blicken an, und indem er mich mit dem Arm umschlang, drückte er bewegt einen Kuß auf meine Lippen. Ach, wie ist das ganz anders geworden! Ich bin nun schon drei Mo-

nate verheiratet, aber keine Kinder erfreuen noch mein Herz durch ihr unschuldsvolles Lallen; mein Mann gehört in seinen freien Stunden nicht mir an, sondern der Mittelpartei des Gemeinderathes, und ich erfahre nichts von dem Schicksale der Liebenden in der „Gartenlaube", denn die Regierung hat diese verboten. O, ihr Kremser Illusionen, werdet ihr alle, alle, wie Seifenblasen zerstäuben?

Samstag . . . : Als mein Mann gestern aus dem Gemeinderathe nach Hause kam, war er freudig erregt, er drückte mir die Hand, küßte mich auf die Stirne und flüsterte mir ins Ohr: Ich habe dir eine kleine Ueberraschung mitzutheilen. Ich schlug die Augen nieder, weil es eigentlich mir als seiner jungen Gattin zugekommen wäre, ihm eine solche ins Ohr zu flüstern, er aber fuhr fort: Ich habe die Ueberzeugung, die ich bisher in der Approvisionirungs-Commission vertreten, daß nur durch das Verbot des Verkaufs halbreifer Kälber das gesunkene Vertrauen der Bevölkerung zu unserem Kalbfleisch wieder gehoben werden könne, geopfert, dagegen aber dich als Ehrendame der Volksküche durchgesetzt. Die Zeiten werden immer schlechter, fügte er nach einer Weile hinzu, und da hienach die Wohlthätigkeit immer größere Dimensionen anzunehmen verspricht, wird die Nachfrage nach jungen Frauen für Damen-Comités eine noch lebhaftere werden, so daß wir um weitere Ehrenstellen für dich nicht verlegen zu sein brauchen. Ich suchte Einwendungen zu erheben, indem ich darauf hinwies, daß alle meine Wünsche nur auf ein glückliches Familienleben gerichtet seien und daß ich mich beseligt

fühlte in der Mitte meines Mannes und umringt von einer Schaar von Kindern. Karl aber unterbrach mich, nannte mich überspannt und meinte, die Zeiten seien zu wohlthätig, als daß man sich den harmlosen Freuden der Familie hingeben dürfte.

Mittwoch den . . . : Ich zog heute mein taubengraues Kleid an, das ich an jenem Tage trug, an dem mich Karl zum ersten Male in Krems sah. Aber er merkte es gar nicht, da er in Folge einer Gasausströmung in Gumpendorf wie betäubt war und Angriffe auf die Gascommission des Gemeinderathes, deren Mitglied er ist, befürchtet. Nachdem ich einen Imbiß zu mir genommen hatte, ging ich in die Volksküche. Das Stubenmädchen, von dem ich mich begleiten ließ, theilte mir mit, daß ein junger interessant aussehender Mann uns verfolge. Nachdem wir unsere Schritte beschleunigt hatten, sah ich mich um, ob es der Zudringliche trotzdem wage, uns zu begleiten, und bemerkte, daß er ein blasses Gesicht hatte, das ein schwarzer Vollbart einrahmte. — Die meisten Damen in der Volksküche schienen mir mit ihrem Loſe zufrieden zu sein, nur meine Nachbarin sah sehr abgehärmt aus. Wir fanden uns bald zu einander hingezogen, und sie theilte mir mit, daß sie schon eine Ueberschwemmung als Ehrenmitglied überstanden, daß sie sich ferner auch an dem Tode Grillparzers als Vice-Präsidentin eines Denkmal-Comités betheiligt und daß auch Schiller durch seine unvergeßlichen Werke ihr manche kummervolle Stunde als Schriftführerin des Schiller-Vereins bereitet habe. Die Aermste hat nämlich einen Gatten,

der trotz aller Unglücksfälle, die unser Vaterland getroffen haben, noch immer nicht den Eisernen Kronen-Orden dritter Classe erhalten hat. Als ich ihr theilnahmsvoll die Hand drückte, sah ich, wie eine Thräne über ihre Wange glitt und in einen Teller mit Erbsenpurée fiel, den sie eben einem Gaste reichte. Ich blickte auf und glaubte, der Knödel, den ich gerade auf einen Teller legen wollte, müsse mich verschlingen, denn ich erkannte in dem Empfänger des Erbsenpurées den jungen interessanten Mann, der mich verfolgt hatte.

Sonntag den ...: Ich bin unglücklich, denn Karl ist mir treulos geworden, und jetzt, da mein eheliches Glück zerstört ist, verstehe ich erst die französischen Stücke im Burgtheater. Er hat keinen Blick und kein Wort für mich, er ist tagsüber in seinem Zimmer und wenn er in meiner Nähe weilt, ist er immer zerstreut und seufzt. Er hat sich gestern nachts verrathen, denn er wiederholte im Schlafe fortwährend den Namen Theodora. Das ist gewiß eine Balletttänzerin, die er besucht, während er mir einbilden will, daß er den Sitzungen der Mittelpartei beiwohne. O, ich durchschaue ihn jetzt, er drang nur deshalb so darauf, daß ich Ehrendame der Volksküche würde, damit er während meiner Abwesenheit desto ungestörter buhlen könne. Wenn der schwarze junge Mann, der mich bis in die Volksküche verfolgte, wüßte, daß mich mein Mann verräth!

Montag den ...: Ach wie Unrecht hab' ich meinem armen Karl gethan! Ich weiß jetzt, daß er nur deshalb so in Gedanken versunken ist und sich in seinem

Zimmer abschließt, weil er seit einigen Tagen ganz historischen Studien lebt. Es wurden nämlich drei Gassen neu eröffnet, die in der nächsten Sitzung des Gemeinderathes Namen erhalten sollen, und er sucht jetzt fortwährend im Conversations-Lexikon berühmte Persönlichkeiten, die noch nicht durch Straßenbezeichnungen verewigt sind. Karl will den Antrag stellen, daß eine dieser Gassen den Namen der Gemahlin Leopolds des Glorreichen erhalten solle, der griechischen Prinzessin — Theodora.

Mittwoch den . . .: Der interessante junge Mann läßt nicht nach, mich zu verfolgen. Er war heute wieder in der Volksküche und ließ sich Selchfleisch mit Erbsenpurée geben, wie neulich. Wie schlau ein Liebender ist! Er aß Alles bis auf den letzten Bissen, um länger in meiner Nähe weilen zu können. Meine Nachbarin, mit der ich letzthin einen Freundschaftsbund geschlossen habe, sah heute sehr übernächtig aus; sie war sehr blaß und niedergeschlagen und hatte rothe Augen. Ihr Mann zwang sie nämlich, für den Herzog von Coburg einen Polster zu sticken, da er sich verspricht, dafür das Ritterkreuz des Coburg'schen Hausordens zu bekommen. Sie ist Mutter zweier Mädchen von sieben und neun Jahren, die im letzten Kinder-Bazar zum ersten Male öffentlich als Wohlthäterinnen aufgetreten sind. Die ältere nimmt Stunden bei dem Vortragsmeister des Stadttheaters, um späterhin bei Einladungen hochgestellter Personen zu Concerten und Bällen für wohlthätige Zwecke Ansprachen vortragen zu können, während die jüngere Volontärin in einer Tabaktrafik ist, um sich für den Cigarrenverkauf

bei Veranstaltung von Wohlthätigkeits-Bazaren praktisch auszubilden.

Freitag den . . . : Karl ist wegen des spärlichen Ochsenauftriebes auf dem letzten Schlachtviehmarkte mit sich und der Welt zerfallen. Er sieht sehr finster in die Zukunft der Approvisionirung von Wien, und nur meine Mittheilung, daß sich ein Comité gebildet habe, um einen Wohlthätigkeits-Bazar zum Besten der Volksküchen zu veranstalten, vermochte ihn etwas aufzuheitern. Er hat noch an demselben Abend ein schwungvolles Schreiben verfaßt, in welchem er dem Comité mittheilt, daß er zu dem schönen Zwecke einen Bund von fünfundzwanzig Virginia-Cigarren zu spenden bereit sei.

Mittwoch den . . . : Ich war heute in der Volksküche. Der junge Mann trat, als ich kaum erschienen war, ein und suchte, wie gewöhnlich, einen Vorwand für sein Hiersein, indem er sich Selchfleisch mit Erbsenpurée geben ließ. Ich sah, wie ihn meine Freundin längere Zeit theilnehmend beobachtete, dann wendete sie sich sinnend zu mir und fragte mich: „Wissen Sie, was diesen jungen Mann hier fesselt?" Ich fühlte, wie mir das Blut in die Wangen schoß; mein Herz klopfte, und ich antwortete flüsternd: „Wie sollte ich das wissen?" Meine Freundin aber fuhr fort: „Das Erbsenpurée! Sie werden nämlich bemerkt haben, daß er nur an jenen Tagen die Volksküche besucht, an welchen diese nahrhafte Hülsenfrucht verabreicht wird." Obwohl das Zusammentreffen der Umstände ein ganz merkwürdiges war, hätte ich mir doch bei ruhiger Ueberlegung sagen müssen, daß die Ver-

muthung meiner Freundin eine zu widersinnige sei, als daß man sie für begründet halten konnte. Aber mein Blut war in Aufruhr, ich fühlte die Qualen der Eifersucht und haßte meine Nebenbuhlerin — das Erbsenpurée.

Sonntag den . . . : Morgen wird der Bazar eröffnet. Ob er wohl kommen wird!

Dienstag. Ich vermag kaum die Feder zu halten, um die furchtbaren Eindrücke des gestrigen Tages niederzuschreiben. Der Bazar ist gestern eröffnet worden. Ich verkaufte Cigarren. Plötzlich sah ich ihn, und mein Herz schnürte sich zusammen, denn ich ahnte ein unheilvolles Ereigniß. Obwohl das Gedränge sehr groß war, machte er sich doch Platz, trat an meine Verkaufsbude, nahm einen Bund Cigarren, drückte mir ein Papier in die zitternde Hand und verschwand. Ich ahnte einen Liebesbrief und wagte ihn nicht anzusehen, sondern verbarg ihn erschrocken an meinem Busen. Aber ich wurde immer unruhiger, ich zitterte vor dem Abgrund, an dem ich stand, und machte mir Vorwürfe. Ich konnte es kaum erwarten, den Bazar zu verlassen, denn ich hatte das Vertrauen meines Karl verrathen. Ich empfand Gewissensbisse und konnte meinen Seelenfrieden nicht wiederfinden, bis ich meinem Manne Alles bekannt hatte. Endlich kam ich nach Hause, stürzte in Karls Zimmer und erzählte ihm Alles, von der ersten Verfolgung des Unbekannten bis zu dem unheilvollen Briefe. Wo ist der Brief! schrie Karl blaß vor Zorn. Ich übergab ihm zitternd das Papier, das noch an meinem Busen ruhte; er entfaltete es und fing plötzlich laut zu lachen

an. Was ist das? rief ich. Das ist, erwiderte er lachend, einer jener Zettel, die das Aussehen von Banknoten haben und an den Straßenecken den Vorübergehenden von Dienstmännern in die Hand gedrückt werden, und er begann zu lesen: Zehn Gulden für ein Dutzend leinener Unterbeinkleider . . . O, der Elende, unterbrach ich Karl erzürnt und beschämt. Allerdings ein Spitzbube, antwortete mein Mann, wenigstens aber stiehlt er nicht Herzen, sondern nur Cigarren. Doch muß ich rasch in die Commissions-Sitzung, denn in Mariahilf ist ein Canal eingestürzt.

Anastasius Grün; „Die Heimat".

16. April 1876.

Es war in dieser Woche, da die Deutschen Oesterreichs den siebzigsten Geburtstag Anastasius Grün's jubelnd begingen, so viel von dem „Spaziergänger" und den „Wiener Spaziergängen" die Rede, daß ich mich, um allen Mißverständnissen ein- für allemal vorzubeugen, genöthigt sehe, auf das bestimmteste zu erklären, daß ich niemals unter dem Namen Anastasius Grün Gedichte veröffentlicht habe, daß ich nicht mit meinem eigentlichen Namen Graf Anton Auersperg heiße, daß ich nicht Mitglied des österreichischen Herrenhauses bin, daß das Vaterland keinen Grund hat, stolz auf mich zu sein, und daß ich nicht einmal siebzig Jahre alt bin. Anastasius Grün schrieb die „Spaziergänge eines Wiener Poeten" schon im Jahre 1831, und es ist mir nicht einmal mehr recht erinnerlich, wo ich damals gerade war, nur so viel weiß ich mit Bestimmtheit, daß ich noch nicht auf der Welt war. Ich erblickte das Licht derselben erst vier Jahre später, am 3. Juli, einem Tage, von dem

man damals glücklicherweise noch nicht wußte, daß er ein Unglückstag für Oesterreich sei und daß an demselben die Schlacht von Königgrätz verloren werden sollte, sonst hätte man vielleicht meiner Geburt Schwierigkeiten in den Weg gelegt oder mich doch wenigstens gleich nach derselben wieder eingesperrt.

Ich weiß nicht, ob ich an die „Spaziergänge eines Wiener Poeten" von Anastasius Grün dachte, als ich im Jahre 1865 den Titel „Wiener Spaziergänge" für meine Sonntags-Plaudereien wählte. Wir erfreuten uns damals eines außergewöhnlichen Deficits und standen vor der Sistirung der Verfassung. Ich glaube daher, wenn ich überhaupt an den Dichter Auersperg gedacht hätte, so würde ich weit eher den Titel einer andern seiner Dichtungen gewählt und meine Plaudereien vielleicht „Schutt" genannt haben. Welche Fortschritte hatten wir aber gegen 1831 gemacht, da Grün noch in seinem Gedichte an den Kaiser Franz aus jenem Jahre seine Wünsche in dem Vers zusammenfaßte: „O gib frey uns den Gedanken und auch seinen Freund, das Wort!" Es war zwar das Wort noch immer nicht frei, wenigstens aber schrieb man „frei" nicht mehr mit „y", wie Anastasius Grün im Jahre 1831, sondern schon mit „i". Da kam der Krieg des Jahres 1866. Bekanntlich brauchen wir immer einen großen Krieg, um uns von den tiefen Wunden, die uns der Friede geschlagen, zu erholen. Ich weiß nicht, hängt das Vertrauen, das man bei uns in einen Krieg setzt, damit zusammen, daß in einem solchen immer neue Banknoten gedruckt werden, oder besteht da ein

anderer geheimnißvoller Zusammenhang; aber auch jetzt wieder, wo es uns, wenn man den Zeitungen Glauben schenken darf, recht miserabel geht, hört man es von Kennern unserer Zustände sehr häufig aussprechen: Nur ein Krieg kann uns helfen. Wir erholten uns denn auch nach dem Kriege des Jahres 1866 wie nach einer Sommerfrische, und waren wieder im Stande, die Strapazen einer „Wiedergeburt Oesterreichs" zu ertragen.

So erlangten wir die Freiheit, die Anastasius Grün für Oesterreich gewünscht hatte; es gibt keine Censur mehr, und sagt heute Jemand der Regierung in einer Zeitung unangenehme Dinge, so wird er mittelst augenblicklicher Verfassung ausgewiesen. Das Concordat ist aufgehoben, und wenn man in den „Spaziergängen eines Wiener Poeten" liest: „Pfaffenseele, ekle Pfütze, füllend dich vom Koth der Welt", so glaubt man eine Stelle aus einer Rede Sr. Excellenz des Herrn Cultusministers v. Stremayr in der confessionellen Debatte zu hören. Es kann daher Niemanden Wunder nehmen, daß auch der Herr Minister-Präsident dem Freiheitsdichter und Pfaffenfeinde im Namen des Gesammt-Ministeriums zur Jubiläums-Feier die herzlichsten Glückwünsche telegraphirte; denn die Devise: „Bombardirt mit Distelköpfen frisch die Pfaffen aus dem Land" hat ja auch das gegenwärtige Ministerium auf seine Fahne geschrieben. Es ist ein wahres Glück für unser Ministerium, daß man den Herrn Messenhauser noch rechtzeitig erschossen hat, und daß er durch diese Vorsichtsmaßregel des weitblicken-

den Fürsten Windischgrätz verhindert ist, sein Jubiläum zu feiern.

Auch in dem officiösen belletristischen Wochenblatte „Die Heimat" wurde der Sänger der Freiheit verherrlicht. Bekanntlich hat das Preßbureau mit der Gründung des Blattes neuerlich eine Probe seines Freimuthes geliefert, indem „Die Heimat" die Form und Anordnung der „Gartenlaube", obwohl diese erst jüngst wegen ihrer politischen Gefährlichkeit verboten wurde, in geradezu demonstrativer Weise nachahmt. Die k. k. Preßverleitung hat auch schon für das Unternehmen einen großen Kreis von Mitarbeitern geworben, von denen man, wie der Sänger in der Goethe'schen Ballade, sagen kann:

Welch reicher Himmel! Stern bei Stern!
Wer kennet ihre Namen?

Die Redaction des Blattes wurde dem Journalisten Herrn v. Vincenti übertragen, der wiederholt über das Haschisch-Essen und Opium-Rauchen Vorträge gehalten und Artikel geschrieben hat und dem Genusse dieser Erfrischungsmittel seine intimen Beziehungen zu der Welt der Träume verdankt. Die Abonnements-Einladung, in welcher er auf einen zahlreichen Leserkreis der „Heimat" hofft, war vielleicht eine der schönsten Visionen, die er je gehabt. Auf der Titel-Vignette des Blattes sieht man eine in ein faltiges Gewand gehüllte Dame, die wahrscheinlich die „Heimat" vorstellen soll. Sie hat in behäbiger Weise den rechten entblößten Fuß weit ausgestreckt und sitzt in erwartender Haltung da, so daß man nicht weiß, ob sie den noch immer in der Ferne weilen-

den Abonnenten oder blos den Hühneraugen-Operateur erwartet.*) Mit der Rechten langt sie nach den neben ihr liegenden Aepfeln und Birnen, sowie ähnlichen von den Tenoristen gefürchteten Projectilen aus dem Pflanzenreiche, und einige der Sänger, welche in den beiden bisher erschienenen Nummern der „Heimat" ihre Stimme erschallen ließen, zeigen, daß die Vorsichtsmaßregeln der ahnungsvollen „Heimat" ihren guten Grund haben. Aus Anlaß des Jubiläums Grün's sind in der zweiten Nummer nicht weniger als sechs lyrische Gedichte erschienen, die den Sänger der Freiheit in allen Gangarten des Pegasus besingen. Vorsichtshalber und um alle etwa im Keime vorhandenen Anastasiusse abzuschrecken, macht jeder der Freiheitslyriker darauf aufmerksam, daß gegenwärtig auf diesem Gebiete nichts mehr zu holen sei, da Oesterreich das Ideal der Freiheit vollständig erreicht habe. Ja, die „Spaziergänge eines Wiener Poeten" sind heute ganz veraltet, und findet man beispielsweise die Stelle:

Stoß ins Horn, Herold des Krieges: Zu den Waffen, zu den Waffen!
Kampf und Krieg der argen Horde heuchlerischer dummer Pfaffen!

so schüttelt man verwundert den Kopf und glaubt, es sei von Hinter-Asien die Rede. O wie glücklich sind

*) Die Vignette wurde nach dem Erscheinen dieses Artikels geändert. Die Dame hat jetzt den Fuß, den sie vorher ausgestreckt hatte, nach abwärts gerichtet, als wenn sie von ihrem Hühnerauge glücklich befreit worden wäre.

wir, daß uns diese Verse vollständig räthselhaft klingen und daß wir, um das Bild jener traurigen, längstvergangenen Zeiten in unserer Phantasie hervorrufen zu können, rein gezwungen wären, wie der Herr Redacteur der „Heimat", ein bischen Haschisch zu essen oder Opium zu rauchen.

Die orientalische Frage.

4. Juni 1876.

Wir verdanken dem Orient das Opium-Rauchen, das Haschisch-Essen und die orientalische Frage; alle drei haben aber das Gemeinschaftliche an sich, daß sie den Menschen, der sich längere Zeit mit ihnen beschäftigt, ungewöhnlich dumm machen. Die orientalische Frage benebelte viele unserer vaterländischen Politiker so sehr, daß sie die Ansicht aussprachen: Oesterreich hätte nichts Eiligeres zu thun, als in Bosnien einzumarschiren, um auch dort, wie in den anderen Ländern, in denen die Schweinezucht vorwiegend betrieben wird, ein kleines Culturpensum zu übernehmen, und es schienen nur darüber noch bange Zweifel ihr Gemüth zu quälen, ob es, um die Herzen der Bosniaken im Sturme zu erobern, sich empfehle, Serajevo oder Mostar zum Sitze einer k. k. Finanz-Landes-Direction zu erheben. Die orientalische Frage gab auch einigen Delegirten Gelegenheit, ihre verschimmelten Ideen wieder einmal auszulüften, und so erklärte der ultramontane Delegirte Lienbacher, „er sähe lieber das Kreuz

als den Halbmond auf der Aja Sophia und er kämpfe lieber für die Monogamie als für die Vielweiberei". Die Passionen des Herrn Lienbacher in Betreff des Glaubens sowohl wie des weiblichen Geschlechtes gehen mich nichts an. Während ich aber nicht einsehen kann, weshalb dieser Delegirte noch eine Moschee in Konstantinopel in eine Kirche verwandeln will, da doch an Kirchen, in welchen er den lieben Gott um eine kleine Blattern-Epidemie für die sündige Menschheit ersuchen kann, in unserem Vaterlande wahrhaftig kein Mangel ist, so begreife ich es doch, daß er für seine Ueberzeugung nach Kräften einsteht, und daß er mit Rücksicht auf das bescheidene Ausmaß der letzteren die Monogamie der Vielweiberei vorzieht.

Die orientalische Frage hat auch diesmal wie immer damit begonnen, daß in den an Montenegro angrenzenden Gebieten die Hammel nicht mehr sporadisch wie in ruhigen Zeitläuften, sondern heerdenweise abhanden kamen. Sobald diese Thatsache feststand, wußte jeder erfahrene Politiker, daß Montenegro heimlich rüste. Bald wurden auch die Gemüther der serbischen Bevölkerung von der Gährung ergriffen, es galt, das verhaßte Joch der Ungläubigen abzuschütteln, und um auch das übrige Europa an diesem humanen Unternehmen zu betheiligen, erklärte Serbien, daß es seinen wechselrechtlichen Verpflichtungen nicht nachkommen werde. So fest gewurzelt ist aber die Autorität der gegenwärtigen Regierung, daß auch kein Einziger das Gesetz über das Moratorium für Wechselschulden übertrat und zahlte.

Man sollte nun glauben, daß ein solcher Status quo ohnehin zu den angenehmsten Statussen quo gehört, die sich in unserer miserablen Zeit nur denken lassen. Nichtsdestoweniger genügte derselbe Rußland nicht für seine Schützlinge, und es verlangte auf der Berliner Conferenz noch überdies, daß jeder Insurgent, der sich mit den Waffen in der Hand als solcher ausweisen könnte, von der türkischen Regierung Kost und Quartier erhalten solle. Auf freie Wäsche verzichtete es, damit nicht etwa die Insurgenten von vornherein mißtrauisch gegen die türkischen Reformen gemacht würden. Um aber unnöthiges Aufsehen zu vermeiden, erfand der sinnreiche Fürst Gortschakoff für diese durchgreifenden Reformen die gemüthliche Bezeichnung Status quo amélioré, welche die verblüfften Zeitungsleser anfangs für den Namen eines neu verbesserten Zündnadelgewehres hielten.

Inzwischen griff der Aufstand in den türkischen Provinzen immer mehr um sich, und es gaben endlich auch die Bosniaken und Bulgaren ihre Ungeduld deutlich zu erkennen, indem sie den schwangeren Frauen den Bauch aufschlitzten und in ähnlicher barbarischer Weise der ruhigen Entwicklung der Dinge vorgriffen. Es steht zu vermuthen, daß der Lieblingswunsch des Giaurs Lienbacher endlich doch in Erfüllung gegangen und das russische Kreuz an die Stelle des Halbmondes auf der Aja Sophia getreten wäre, die Eunuchen aber wegen ihrer Aehnlichkeit mit der verbrecherischen russischen Secte der Skopzen auf einem ihrer noch vorhandenen Körpertheile die Knute erhalten hätten und sodann nach dem zobel-

reichen Sibirien verbannt worden wären. Da trat eines jener Ereignisse ein, durch welche das Völkerleben hin und wieder eine angenehme Abwechslung erfährt. Die Türken sahen nämlich nicht ein, warum gerade sie sich nicht einen kleinen Status quo amélioré vergönnen sollten, und jagten ihren Thunichtgut von Sultan mitsammt seiner Thunichtbesser von Mutter davon. Dem Sultan Abdul Aziz wurde durch die Minister seine Entthronung in feierlicher Weise, jedoch ohne das sonst übliche Ceremoniel der Erdrosselung mitgetheilt, und nachdem er in der Eile nur seine allernothwendigsten Weiber zusammengerafft hatte, stieg er mit denselben in die bereitgehaltenen Kaïks und kehrte zu Wasser in das Privatleben zurück.

Der Neffe des Letzteren wurde als Murad V. durch den bisher noch nicht in Gebrauch gestandenen „Willen der Nation" auf den Thron erhoben, allein es wurden die freudigen Erwartungen, die der Harem in diese jüngere Kraft gesetzt hatte, bitter enttäuscht, indem der junge Sultan die inconstitutionelle weibliche Körperschaft, in welcher die Wahlen durch Zuwerfen des Schnupftuches vorgenommen werden, durch einen kleinen Hattischerif aufhob. Ob der Monarch für die Zukunft überhaupt auf jeden Harem zu verzichten gedenkt, oder ob die Aufhebung des gegenwärtigen Harems nur ein Vorwand ist, um denselben durch jüngere Kräfte zu besetzen, oder ob endlich dieser künftighin nur aus Odalisken, die schon das Vertrauen des Volkes besitzen, zusammengesetzt werden soll, darüber vermag ich, obwohl ich leider Besitzer eines ganzen Türkenloses bin, keine zufriedenstellende

Auskunft zu geben. Welches Los der Bewohner des Harems harren wird, ob die armen Odalisken in den Telegraphen- oder Postbureaux Unterkunft finden und ob deren unglückliche Wächter in ihren alten Tagen noch als Sängerknaben in die Welt ziehen werden, das weiß nur Allah, vorausgesetzt, daß er, während wir diesen kummervollen Gedanken nachhängen, nicht selber schon aufgehoben worden ist. Uns aber vermag keine Nachricht aus jenen Ländern mehr zu überraschen, und wäre es selbst die der Einführung des obligatorischen Schweinebratens.

Confiscation der N. fr. Presse und des Kriegsministers.

25. Juni 1876.

Während die große Frohnleichnamsprocession am Donnerstag voriger Woche wieder durch mehrere Stunden in der Stadt circulirte, wurde die „Neue freie Presse" schon in früher Morgenstunde confiscirt, so daß einige frivole Gegner jeder Passagestörung erklärten, es wäre ihnen lieber gewesen, man hätte die „Neue freie Presse" ungehindert circuliren lassen, und dafür die Frohnleichnamsprocession confiscirt. Die „Neue freie Presse" hatte nämlich mit ihrer bekannten Tactlosigkeit, der sie einen so großen Leserkreis verdankt, statt der hohen Bedeutung des Kirchenfestes, der Unbedeutenheit unserer auswärtigen Politik einen Leitartikel gewidmet. Es ist nun zweifellos ein Beweis besonderer Bosheit, wenn man gerade den Staatsmännern das Vorrecht, dessen sich die Unbedeutenheit in anderen Stellungen zu erfreuen hat, daß nämlich ihre Leistungen mit Stillschweigen übergangen werden, zu entziehen sucht. Nehmen wir den allerdings

unwahrscheinlichen Fall an, daß eine unbedeutende Sängerin morgen in der Oper auftritt, so wird ihr der Musikkritiker der „Neuen freien Presse", Herr Hanslick, gewiß nicht die letzte Ehre eines sechsspaltigen Feuilletons erweisen, und wenn die „Neue freie Presse" von den Fähigkeiten unseres Auswärtigen Amtes nicht so überzeugt ist, wie man mit Recht von einem so weitverbreiteten Blatte verlangen darf, so sollte sich der Leitartikler, wenn er schon durchaus nicht schweigen will, doch damit begnügen, die Leistungen dieses Ministeriums in einer Notiz unter den anderen Unglücksfällen abzuthun. Ich weiß nicht, wie oft man noch die „Neue freie Presse" während der Dauer der orientalischen Wirren confisciren wird, aber ich fürchte fast, daß unsere auswärtige Politik dadurch nicht an Bedeutung gewinnen werde.

Ich anerkenne, wie man aus dem Vorhergesagten entnommen haben wird, gewiß nicht die destructiven Tendenzen der „Neuen freien Presse", der nicht einmal die Unbedeutenheit eines Staatsmannes heilig ist. Allein obwohl mich immer ein Schauer von Ehrfurcht anwandelt, so oft ich über den Ballplatz schreite und dem Palais unserer eleusinischen Mysterien mich nähere, so glaube ich dennoch, daß noch erfolgreicher als durch die Insassen des letzteren die orientalische Frage durch die Redactionen der officiösen Zeitungen gelöst würde. Ich habe nämlich in einem jener Blätter, die zur Regierung in einem auf gegenseitige Achtung gegründeten Verhältnisse stehen, einen Leitartikel gelesen, in welchem der Mittheilung, daß ein tscherkessischer Officier ein Mordattentat

auf die neuernannten türkischen Minister verübt habe, der Ausruf folgte: „So hat sich denn erfüllt, was wir längst vorausgesehen haben!" Die officiösen Zeitungen haben sich übrigens seit jeher durch ihre penetrante prophetische Begabung ausgezeichnet; aber das ist das Unglück der Abonnenten wie der Könige, daß sie die Wahrheit nicht hören wollen, so daß die officiösen Zeitungen regelmäßig nach kurzer Zeit eingehen. Merkwürdigerweise habe ich aber nie in dem Artikel der letzten Nummer, in welchem das Blatt von seinen Lesern Abschied nimmt, die stolze Behauptung gefunden: So hat sich denn erfüllt, was wir längst vorausgesehen, unser Blatt hört auf zu erscheinen! — obwohl gerade dies die einzige Vermuthung gewesen wäre, auf deren Erfüllung ein officiöses Blatt mit Sicherheit hätte rechnen können.

Ich erkläre, auf die Gefahr hin, in den Ruf eines kurzsichtigen Politikers zu gerathen, daß ich noch acht Tage vorher keine Ahnung von der Ermordung der beiden Paschas durch einen türkischen Major hatte. Nur in der Türkei, schrien die Türkenfeinde, ist es möglich, daß ein Mörder die Minister während einer Berathung überfällt und umbringt. Ich gebe es zu, daß es sich für einen Stabsofficier, von dem man doch voraussetzen sollte, daß er wenigstens die ersten Regeln der guten Lebensart kenne, nicht ziemt, in einen Ministerrath zu dringen, um zwei Theilnehmer desselben zu ermorden, ohne vorher im Vorzimmer seine Visitkarte abgegeben zu haben. Ebenso bin ich überzeugt, daß, wenn einer unserer Majore, was Gott verhüten möge, einigen unserer Minister so feindselig

gesinnt wäre, daß er sie während eines Ministerrathes erdolchen wollte, er die hohe Versammlung wieder unverrichteter Sache verließe, da ein tapferer Soldat es gewiß nie übers Herz brächte, seine Feinde im Schlafe zu ermorden. Allein ich glaube, es hat sich auch schon in civilisirten Staaten der Fall ereignet, daß ein friedlicher Bürger von einem erhitzten Haudegen niedergesäbelt wurde, und wenn man an der ganzen Geschichte etwas „echt türkisch" finden will, so ist es nicht der Mord, sondern der betrübende Umstand, daß der Herr Major schon am nächsten Tage gehenkt wurde.

Das echt Türkische verschwindet, wie jeder Liebhaber von Cigarretten auf frankirte Anfragen gewiß gerne bestätigen wird, immer mehr, und während wir uns immer schmeichelten, daß der Türke, wenn er sich ein bischen zerstreuen wolle, einige neckische Suren des Korans zur Hand nehme, brachten die Zeitungen die Nachricht, daß der neuernannte türkische Kriegsminister einzig und allein den Wiener „Kikeriki" lese. Da es nicht wahrscheinlich ist, daß Se. ungläubige Excellenz durch die ausschließliche Lectüre dieses Witzblattes seine strategischen Kenntnisse zu vervollkommnen beabsichtige, so scheint daraus hervorzugehen, daß er die durch ihre Unausgesetztheit so rasch berühmt gewordenen Rüstungen Serbiens nicht ernst nehme und daß er vielleicht diesen gegenüber einen schlagfertigen Witz für zweckmäßiger hält, als eine schlagfertige Armee. Obwohl ich zum Unterschiede von unserem in dieser Woche ernannten Herrn Kriegsminister gar nichts von der höheren Mathematik verstehe, schleudere ich doch als

vorwitziger Laie die Behauptung in die Welt, daß ein auch noch so schlagfertiger Witz mit bedeutend geringeren Auslagen verbunden ist, als eine auch noch so wenig schlagfertige Armee. Unser dieswöchentlicher Herr Kriegsminister steht in dem Rufe bedeutender Gelehrsamkeit, ohne daß ihm jedoch diese, wie es den Anschein hat, in seiner Carrière wesentlich geschadet hätte. Er genießt durch seine ausgezeichneten Ansichten über die Artillerie längst einen ehrenvollen Namen in Fachkreisen, und zwar verbindet er, wie behauptet wird, das Angenehme der Uchatius-Kanonen mit dem Nützlichen der Krupp-Geschütze, indem er jenen für kleines, diesen dagegen für großes Kaliber den Vorzug gibt. Zu großer Popularität indessen gelangte er erst vor vierzehn Tagen, als die Zeitungen die Nachricht brachten, er sei von einem tollen Hündchen gebissen worden. Glücklicherweise und zur allgemeinen Freude bestätigte sich diese Hiobspost nicht, und wir sehen daher seiner neuen Wirksamkeit mit Beruhigung entgegen. Sein Nachfolger ist bisher noch nicht bekannt.

Wir können nur unsere aufrichtige Bewunderung darüber ausdrücken, daß es noch immer opferwillige Männer gibt, die sich bereit finden, Kriegsminister zu werden, obwohl es nichts gibt, was die Gesundheit auch des kräftigsten Arbeiters rascher untergräbt, als Quecksilbergruben, Phosphorfabriken und Kriegsministerium. Nachdem das letztere schon so viele Generale dahingerafft, mußte nunmehr Kriegsminister Koller ebenso wie seine Vorgänger schon nach Kurzem das Portefeuille „aus Gesundheitsrücksichten" niederlegen. Wenn heute bekannt

wird, daß in der Brigittenau sich ein Haus befindet, in dem eine häßliche Krankheit wüthet und die Bewohner dahinrafft, so untersucht das Stadtphysikat die Brunnen, die Senkgruben, die Beschaffenheit der Mauern und Wohnräume und was weiß ich und verfaßt das nothwendige Protocoll gegen die Wiederkehr der verheerenden Krankheit. Nun ist aber das Kriegsministerium ein wahrer Seuchenherd, die verdientesten Generale fallen alljährlich als Opfer, aber ich habe noch nie gelesen, daß der Herr Stadtphysicus daselbst auch nur mit der kleinsten Commission erschienen wäre, um der Sache auf den Grund zu kommen. Wir können unsere Theilnahme an dem Schicksale auch des jüngsten Kriegsministers, Herrn Grafen Bylandt, nicht verleugnen und nur unserem Wunsche Ausdruck geben, daß der barmherzige Gott noch recht lange das Großkreuz des Stephans-Ordens von ihm fernhalten möge!

Reisebriefe eines Wiener Spaziergängers.

I.

Marienbad, 20 Juli 1876.

Ich komme nicht „von Glanz und Wonnen her", wie der Lohengrin Richard Wagners von sich behauptet, sondern nur von Budweis und Pilsen. Freilich reist man weit schneller, sicherer und angenehmer mit einem Schwan, als mit dem Dampfroß; da ich aber außer drei Hautaufschürfungen, zwei Rippenstößen und einem Mittagmahl in Gmünd keinen wesentlichen Leibschaden erlitten habe, stimme ich dankbar und gerührt die Arie des Graaltenors an mit der durch die Verschiedenheit der Fahrgelegenheit bedingten Textänderung: „Nun sei bedankt, meine liebe Franz-Josephbahn, mich bekommst du so bald nicht wieder d'ran." Gmünd ist die letzte deutsch-österreichische Station, und der Schnellzug hält hier zweiundzwanzig Minuten, damit der Reisende sich etwas stärke, bevor er sich in den Bereich des böhmischen Löwen wagt, dessen majestätisches Aussehen durch einen doppelten Schwanz wesentlich gefördert wird. Ich fühlte mich auch wirklich, Gott

sei Dank, durch den kleinen Imbiß so gekräftigt, daß ich die Lust in mir verspürte, meinen Regenschirm auf dem Rücken meines neuen Nachbars entzweizuschlagen, eines kleinen Kläffers, dessen Schutz sich eine Dame, die allein nach Horazdiowitz reiste, anvertraut hatte. Ich habe nicht erfahren können, welchem Lande und Volke die Dame angehörte, da sie mit den einsteigenden Reisenden ausschließlich Böhmisch sprach und ich dieser Sprache leider nicht mächtig bin.

Sobald man den böhmischen Boden erreicht hat, wachsen die großen Männer nur aus der Erde hervor. Auf der kurzen Strecke bis Pilsen liegen nämlich die Geburtsstätten der drei berühmtesten Böhmen, die Alle merkwürdigerweise Johann hießen, ein Taufname, der zwar eben so schön ist wie jeder andere, mit dem man aber in unserer Zeit der Oskare und Arthure unwillkürlich den kleinen Nebengedanken an einen in den kräftigsten Jahren stehenden Hausknecht verbindet. Nicht weit von der Station Forbes liegt Trocznow, der Geburtsort Ziska's, eines Johann, der das Heer des Kaisers Sigismund hinauswarf; einige Stunden von der Station Wodnian Hussinetz, wo Huß geboren wurde, der zweite Johann, der die deutschen Studenten aus der Prager Universität hinauswarf, und endlich gelangt man an die Station Nepomuk, den Geburtsort des heiligen Nepomuk, des dritten Johann, dessen kräftigen Schutz man gegen Verleumdungen anruft. Dem heiligen Johann von Nepomuk hat man in der Kirche, die an der Stelle seines Vaterhauses erbaut wurde, eine silberne Statue errichtet,

die in neuester Zeit in Folge der Einführung der Goldwährung allen Schwankungen der Valuta ausgesetzt ist. Ob diesen drei großen Männern auch der Herr Bürgermeister Martin Kopecky angereiht werden darf, dem auf dem Stephansplatze in Pilsen „die brauberechtigte Bürgerschaft" ein Standbild errichtet hat, wage ich, als zum Bierbrauen nicht berechtigter Feuilletonist, nicht zu unterscheiden. Keine Aufschrift, keine allegorische Figur und kein Relief verrathen, welche Verdienste sich der Mann erworben, und ich habe vergebens auf der Statue irgend eine Wage der Themis oder ein Krügel gesucht, aus denen ich hätte entnehmen können, ob er sich um die Pilsener Gerechtigkeit oder um das Pilsener Bier verdient gemacht. Er hält nur in der auf die Hüfte gestützten Linken einen Cylinderhut von auffallender Höhe, wodurch seine Haltung auf Kosten des entblößten Hauptes einen nachdenklichen Zug erhält. Einige Schritte von diesem Monumente entfernt befindet sich ein zweites, das einen Herrn in geistlicher Tracht, Namens Smetana, darstellt. Nachdem der Bildhauer mit der ersten Statue das Problem einer monumentalen Darstellung unserer Kopfbedeckung so glücklich gelöst hat, kann man es nur bedauern, daß er bei der zweiten Statue nicht den Versuch gemacht hat, auch die Schnupftabaksdose künstlerisch zu bewältigen, und umsomehr, da der Ausdruck großer Unbehaglichkeit in dem Gesichte des Herrn Smetana darauf hinzudeuten scheint, daß er das gewohnte Reizmittel seiner Nasenschleimhaut nur ungern entbehrt. Uebrigens weiß ich auch von Herrn Smetana nicht, welche Ver-

dienste er sich erworben, und ich kann nur der Pilsener Nachwelt mein Beileid ausdrücken, der solche steinerne Nüsse zum Knacken aufgegeben werden. Man hat mir aber in tschechischen Zeitungen so oft versprochen, mich todtzuschlagen, daß ich weitere Bemerkungen unterdrücken will, denn ich bin jetzt auch schon etwas älter und kann das häufige Todtgeschlagenwerden nicht mehr so gut vertragen, wie in meiner Jugend.

Nachdem ich meine Studien in Pilsen beendigt hatte — und das Pilsener Bier verdient wirklich den großen Ruf, den es genießt — fuhr ich nach Marienbad. Die sentimentalen Naturen nennen Marienbad ein Idyll, die enthusiastischen ein Paradies. Ach ja, es ist ein Idyll, in dem man aber weniger Schäfer als polnische Juden findet, und es ist ein Paradies, nur daß die Commerzienräthe, die darin lustwandeln, nicht die ersten Menschen sind, dafür aber auch nicht nackt gehen. Ich kam mit ungeheuren Erwartungen hierher, und ich war daher, als ich nachmittags spazieren ging, etwas enttäuscht, da ich keinen Bauch sah, der die Gebilde meiner üppigen Phantasie an Umfang erreicht und der mir so imponirt hätte, daß ich bei dem Anblick desselben, wie etwa bei dem des gestirnten Himmelsgewölbes, die Weisheit und Allmacht seines Schöpfers bewundert hätte. Doch als ich zeitig morgens bei dem Kreuzbrunnen erschien, fand ich alle meine Erwartungen übertroffen. Da gab es cyklopische Unterleibsmassen, Fettpyramiden, wahre Monumentalbäuche, und wenn Shylock solche Wechselschuldner gehabt hätte, würde er wohl nicht so einfältig gewesen

sein, sich ein Pfund Fleisch verschreiben zu lassen, sondern hätte sich mindestens einen halben Centner an Zahlungsstatt bedungen. Ich sah ein blondes, dickes Gretchen, dessen Busen so ungeheuer wogte, daß Faust sicher nicht den tollkühnen Wunsch gehabt hätte, nur ein Stündchen daran ruhen zu dürfen, da er schon nach einem Viertelstündchen unfehlbar seekrank geworden wäre. Wer nun seiner Leibesfülle überdrüssig geworden ist, kommt hieher, und der hiesige Bade-Arzt, Dr. Schindler, hat daher in seinem Buche: „Die Verfettungs-Krankheiten", das kein Magerer ohne wahre innere Befriedigung lesen wird, Marienbad sehr poetisch „das Mekka der Fettleibigen" genannt.

Um fünf Uhr morgens hört in Marienbad plötzlich das allgemeine Schnarchen auf, und so wie der Müller erwacht, wenn die Mühle nicht mehr klappert und das Mühlrad stehen geblieben ist, so weckt auch den Schläfer die unheimliche Stille, wenn mit einem Male seine Zimmernachbarn zur Rechten und Linken nicht mehr schnarchen, wie sie es die ganze Nacht gethan haben. Man springt, steigt oder wälzt sich je nach seinem Gewicht, aus dem Bette, eilt auf die Promenade und schließt sich der Procession an, in der die Kreuzbrunnenfahrer paarweise mit andächtig über den Bauch gefalteten Händen zum wunderwirkenden Wasser wallen. Um sechs Uhr beginnt die Musik regelmäßig mit einem feierlichen Choral, auf den dann aber, weil eine länger anhaltende andächtige Stimmung die Wirkung des Kreuzbrunnens beeinträchtigen könnte und also nicht curgemäß wäre, sofort heitere Tanzweisen folgen. Nach acht Uhr, wenn das Wasser

seine Aufgabe erfüllt hat und der Mensch, wie der fettleibige Hamlet sich ausdrückt, „den Drang des Ird'schen abgeschüttelt", begibt sich Alles nach dem hübschen, nur einige Minuten entfernten Bellevue, um dort im Freien zu frühstücken. Man sieht am ersten Tage ziemlich verächtlich auf das gefräßige Treiben, das hier herrscht, man vergleicht das wilde Geschrei nach Beefsteaks, Eiern, kaltem Braten und „Radetzkys", wie ein Gebäck, das wegen seiner auffallenden Größe allgemein beliebt ist, hier genannt wird, mit dem Brüllen wilder Bestien in den Menagerien kurz vor der Fütterung und zieht Parallelen zwischen einem Tiger und einem Commerzienrath, die in der Regel zu Ungunsten des Letzteren ausfallen. Aber man wird von Tag zu Tag milder in der Beurtheilung der Schwächen seiner Mitmenschen, und eines Tages hört man in dem Stimmen-Chaos den kläglichen Ruf: Wilhelm, Kaffee und Beefsteaks, in dem man zu seinem größten Erstaunen die eigene Stimme erkennt. Ich habe niemals einen größeren und allgemeineren Appetit gesehen, als in Marienbad, und ich bin überzeugt, wenn hier in Folge eines unglückseligen Ereignisses die Lebensmittel zu Ende gingen, so daß man statt um 8 Uhr erst um 10 Uhr frühstücken könnte, die Curgäste würden losen, wer von ihnen auf dem Roste gebraten werden solle. Welchen beispiellosen Hunger muß Goethe gehabt haben, wenn er in einem Briefe aus Marienbad an Zelter die hiesige Kost, die ganz geschmacklos ist und aus Rücksicht auf die Diät nicht anders sein darf, ein „köstliches Essen" nennt! Ich beobachtete gestern beim Mittagessen einen

Superintendenten, der, weil es unausgesetzt regnete, Besorgniß vor einer Sündflut zu haben schien, denn er sah seinen Bauch für die Arche Noah an und nahm von jeder Thiergattung, die auf der Speisekarte stand, eine Portion in jene auf: vom Rind, vom Kalb und vom Reh, nur statt der unscheinbaren Taube wählte er die ausgiebigere Gans.

Es ist heuer ein auffallender Mangel an Monarchen in Marienbad, so daß man in der Auswahl seiner Gesellschaft ziemlich beschränkt ist. Doch war ich so glücklich, hier einen Kreis der angenehmsten Wiener Bekannten zu treffen: den liebenswürdigen Sonnenthal, den jugendlichen Liebhaber unseres Burgtheaters, unter dessen fortwährend wechselnden neuen Westen doch stets das alte gute Herz schlägt, und den die jungen Elegants heimlich studiren, um sich an dem Schnitte seiner Beinkleider zu bilden und zu lernen, welche Cravatten hier curgemäß sind. Ferner unsern Tenoristen Walter, der hier gegen eine Migräne, die ihn leider seit einiger Zeit quält, die Cur gebraucht. Während aber der treffliche Künstler in Kleinigkeiten sehr vorsichtig ist und den Salat sowie die Promenade-Musik ängstlich meidet, ist er doch gerade in wichtigeren Diätfragen sehr sorglos und gedenkt von hier nach Bayreuth zu gehen, um der Aufführung der Wagner'schen Oper beizuwohnen. Man wird zwar allerdings von der Wagner'schen Musik nicht fett; aber gegen heftigen Kopfschmerz scheinen die „Nibelungen" doch eine etwas gewagte Nachcur zu sein. Auch Robert vom Stadttheater, der Damenliebling, ziert die Gesellschaft.

Ich glaube, da er durchaus nicht beleibt ist, daß er den Kreuzbrunnen nur aus Bescheidenheit trinkt; er behauptet wohl, er habe bis jetzt neun Pfund verloren, aber es scheint dann, daß er sie auf Credit verloren hat. Mit einem guten Fernrohr kann man in Marienbad auch Herrn Meixner vom Burgtheater entdecken. Er sucht die Einsamkeit auf und flieht die Menschen, er streift daher bei Tag in den Wäldern umher und tritt Abends als Gast im hiesigen Theater auf.

II.

Marienbad, 4. August 1876.

O ich Unglückseliger! Denken Sie sich, das Marienbader Wasser macht dumm, und ich habe keine Ahnung davon gehabt. Also deshalb hat die fünfköpfige holländische Familie so über mich gelacht, und ich glaubte, es sei mein unwiderstehlicher Humor daran schuld! Die Sache unterliegt gar keinem Zweifel, denn es haben mir Viele versichert, daß sie die Beobachtung an sich selbst gemacht hätten. Allerdings habe ich meine Gewährsmänner nicht früher gekannt, da ihr Geist noch die Bewunderung der Mitmenschen erregte, sondern ich habe mich ihres näheren Umganges erst erfreut, als der Kreuz- und Ferdinandsbrunnen schon ihre volle Wirksamkeit auf sie geübt hatten. Man erzählt mir, daß dieser merkwürdige psychologische Proceß mit einer ungeheuren Vergeßlichkeit des Betroffenen beginnt. So hat sich der Fall ereignet, daß ein Berliner sich an eine bildhübsche Wienerin hier anschloß, in ihrer Gesellschaft frühstückte und mittagmahlte, mit ihr Champagner trank und sie auf ihren Spaziergängen in den Wäldern stets beglei-

tete — er hatte nämlich ganz daran vergessen, daß er in Berlin sehr glücklich verheiratet sei, und dieser Fall von Vergeßlichkeit ist für den Psychiatriker um so auffallender, da der Unglückliche schon achtzehn Jahre verheiratet ist, ein Zeitraum also, in dem man selbst die schwierigste Frau vollkommen auswendig zu wissen in der Lage ist. Bei einem andern Curgast wieder, der in Bellevue zum Thee ein Beefsteak, vier Eier und sechs Brote genommen hatte, trat eine merkwürdige partielle Geistesstörung ein, indem er an das Beefsteak, sämmtliche Eier und vier von den verzehrten Broten ganz vergessen hatte, während nur die Erinnerung an den Thee und zwei Brötchen in dem umnachteten Geiste des Beklagenswerthen fortdämmerte, die er denn auch dem Kellner getreulich ansagte und bezahlte. Erst später tritt die eigentliche Dummheit ein, die nach Schopenhauer die Unfähigkeit sein soll zur unmittelbaren Auffassung der Verkettung von Ursache und Wirkung, Motiv und Handlung. Hätte ich sonst erstaunen können, daß die Frau Posträthin gestern beim Nachmittagskaffee gerade mir die Tasse bis an den Rand hinauf füllte, da ich ihr doch eine Viertelstunde vorher erklärt hatte, sie sehe im Profil dem General Moltke ähnlich. Beiläufig bemerkt, sah sie im Profil, in dem man ihren Schnurrbart nicht sehen konnte, dem glattrasirten großen Feldherrn auch wirklich sehr ähnlich.

Leider verbieten die Aerzte den Curgästen das Schlafen bei Tage, so daß diese sich meistens an den Kartentisch zurückziehen und Jenen, deren Geist selber

das Whist zu sehr anstrengt, nichts übrig bleibt, als sich den Schlaf durch eine längere Conversation zu vertreiben, die jedoch in Folge des angedeuteten Einflusses des Wassers auf die Gehirnthätigkeit die große Menge von Reizen, die Marienbad so auszeichnen, nicht zu vermehren im Stande ist. Namentlich die Damen leiden sehr unter den curgemäßen Galanterien, mit denen einige Herren die Zwischenzeit bis zum Essen ausfüllen, und um sich zu retten, besuchen sie die Schießstätte, um dort nach der Scheibe zu schießen, oder greifen, wenn sie zu schüchtern sind, diese ritterliche Kunst öffentlich zu üben, nach dem weniger geräuschvollen Strickstrumpf. Es scheint jedoch, daß manche von den Letzteren insgeheim ebenfalls schießen, und zwar nach den Strümpfen, wenigstens habe ich unter jenen, die auf der Promenade ausgebessert wurden, viele mit Löchern vom Umfange einer Kugel größten Kalibers zu sehen Gelegenheit gehabt. Nicht weil ich von durchlöcherten Strümpfen, sondern nur weil ich von den Damen spreche, sei es mir gestattet, zu erwähnen, daß unter diesen einige Zeit hindurch eine berühmte deutsche Schriftstellerin die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog. Ich habe den Namen derselben nicht erfahren können; Jeder wußte nur, sie sei eine berühmte Schriftstellerin, Keiner aber, wie sie heiße. Sie hatte eine wahre Wespentaille, die aber vielleicht kein so besonderer Vorzug war, da sie auch einen Wespenbusen und Wespenwaden hatte. Das Kreuz, das sie an dem Busen trug, war ein Prediger in der Wüste. Die berühmte Schriftstellerin hat ein chronisches

Leiden, indem sie schon über neun Jahre sechsunddreißig Jahre alt ist, ein Leiden, bei dem man glücklicherweise unglaublich alt werden kann. Ich weiß nicht, ob sie hier auch gedichtet hat, aber ich beobachtete sie einmal spät abends, wie sie unter den Tannen wandelnd laut declamirte, und bekanntlich heulen nur die Hunde und Lyriker bei Mondschein.

Außer den schon erwähnten Zerstreuungen bietet Marienbad noch viele andere, wie die Moorbäder und das Theater. Der Wiener Hofschauspieler Sonnenthal trat in dem letzteren viermal auf, und zwar spielte er in „Attaché“, in „Bürgerlich und Romantisch“, in „Wahn und Wahnsinn“ und in der „Waise von Lowood“, während er in den ersteren dreimal wöchentlich den Othello gibt, jedoch ohne die geringste Desdemona, die hier die Badevorschriften strengstens untersagen, und mit alleiniger Beihülfe des Badedieners, der dem Schwarzen zur Abkühlung einige Schaff Wasser über den Kopf gießt.

Wer die Aussicht nach Böhmen ebenfalls zu den Zerstreuungen rechnet, genießt diese am besten von dem fünf Viertelstunden von Marienbad entfernten Podhorn aus, einem Basaltblock, auf dem man die vom Erz- und Fichtelgebirge, sowie vom Böhmerwald eingeschlossene Ebene übersieht, in der schwarzbewaldete Hügel aufsteigen und viele Teiche in der Sonne blinken. Die Lerchen sangen, als ich über die Hohendorfer Höhe durch die Felder ging, aber oben auf dem Podhorn war es feierlich stille, kein Lüftchen regte sich, und ich glaube, man hätte sogar Fräulein Tagliana von der Wiener Oper

gehört, wenn sie hier gesungen hätte. Ich zweifle nicht daran, daß ich einige sehr interessante Betrachtungen angestellt hätte, wenn ich nicht durch ein kleines Ereigniß derselben enthoben worden wäre. Ich sah nämlich den Commissionsrath die Treppe, die auf den Gipfel führt, erklimmen, und an seinem Arme hing erschöpft die berühmte Schriftstellerin. Der Commissionsrath trug grüne Beinkleider und sah sehr blasirt aus, das heißt, er wollte sehr blasirt aussehen, aber die Befriedigung über seine schönen Beinkleider war zu deutlich in seinem Gesichte ausgeprägt. Die berühmte Schriftstellerin verfiel in die einem Aussichtspunkt entsprechende Träumerei, dann streckte sie ihren flachen Arm wie einen Wegweiser nach dem Fichtelgebirge aus und rief:

„Ach, wohin wanderst du? Könnte ich mich anschmiegen an dich und mit dir dahinziehen in die große, weite Welt!"

Ich lüftete verlegen den Hut und wollte eben erwidern: Ich bitte um Entschuldigung, aber ich habe schon einige Damen aus Breslau als Reise-Gesellschafterinnen, als ich bemerkte, daß der schmeichelhafte Antrag der berühmten Schriftstellerin nicht mir gegolten hatte, sondern einer Rauchwolke, die in der Ebene sich emporkräuselte. Die berühmte Schriftstellerin aber lächelte schwermüthig, als sie meine Verwirrung sah, und fuhr, zu mir gewendet, fort:

„Nichts als eine leichte Rauchwolke, die sich in den Aether verliert, und welche unnennbare Sehnsucht ruft sie in einem Menschenherzen wach!"

„O", sagte ich, „der Mensch weiß weder, wovon er dick, noch, wovon er sentimental wird! Die Köchin im Städtchen Plan da unten kocht einen infamen Cichorien-Kaffee, und der Mensch, der hoch oben auf dem Podhorn steht, verliert darüber die Contenance."

Die berühmte Schriftstellerin zog ein schmutziges Notizbuch aus ihrer Handtasche, denn der Gott war über sie gekommen. Ich entfernte mich leise, um das Tête-à-tête nicht zu stören, und mußte über den Commissionsrath hinübersteigen, der sich auf die oberste Treppenstufe gesetzt hatte und eingeschlafen war. Ein seliges Lächeln verklärte seine Züge, wahrscheinlich träumte er von seinen grünen Beinkleidern.

Ich besuchte auch Bad Königswart, das dem Fürsten Metternich, unserem früheren Botschafter in Frankreich, gehört, der in dem dortigen schönen Schlosse seinen Sommersitz genommen hat. Das Bad hat nicht weniger als sechs Quellen, von denen fünf nach Tinte schmecken, so daß sie bei verschiedenen Krankheiten, darunter auch einigen äußerst unschicklichen Katarrhen, wohlthätig wirken. Da mir jedoch der Tintengeschmack aus einer längeren feuilletonistischen Laufbahn her nur zu gut bekannt ist, unterließ ich es, dieselben zu kosten, und beschränkte mich darauf, nur von der Richards-Quelle zu trinken, die ein sehr gefälliger und überaus harmloser, man möchte fast sagen, vormärzlicher Säuerling ist. Man genießt von der Anhöhe, auf der das Bad liegt, eine prächtige Aussicht über das schöne und fruchtbare Egerland, schattige Nadelholzwälder bieten den Curgästen Gelegenheit, ein-

ander aus dem Wege zu gehen, und man wohnt und ißt recht gut in dem dortigen Hotel, wenn auch dessen Besitzer nur den anspruchslosen Namen „Buberl" führt. Die Curgäste Marienbads besuchen jedoch Königswart in der Regel wegen des interessanten Museums, das sich im Schlosse befindet und unter der Direction des trefflichen Professors P. Paul Rath steht. Ich habe in dem Museum eine außerordentlich liebenswürdige Seltenheit kennen gelernt, die andere Besucher sonst nicht zu sehen bekommen, die Fürstin Metternich, die in der freundlichsten Weise die Rolle einer Führerin und Erklärerin übernahm. Ich wurde einigen einbalsamirten egyptischen Hofdamen vorgestellt und betrachtete lange mit dem in der Verstellung geübten Auge des Nichtkenners den berühmten hieroglyphischen Denkstein, der als „Stela Metternich" eine hervorragende Stelle unter den egyptischen Geschichtsdenkmälern einnimmt. Ich ergötzte mich an einem Amulet, das Lord Byron stets trug, ein in arabischer Sprache, jedoch ohne Zuziehung eines Notars abgefaßter Contract, den König Salomo mit dem Teufel schloß und in dem wahrscheinlich der dumme Teufel von dem weisen Salomo über's Ohr gehauen wurde, und lernte ein Autograph des großen englischen Dichters kennen, ein aus Missolunghi vom 23. December 1824 datirtes Schreiben in griechischer und italienischer Sprache, in welchem er Yussuf Pascha, der ihm seine zwei Diener, die gefangen worden waren, zurückgeschickt hatte, seinen Dank ausspricht und ihm einige gefangene Türken als Gegengeschenk anbietet. Ich sah auch eine

Haarlocke der berühmten Geliebten Karl's VII., Agnes Sorel, die später in den Besitz der unglücklichen Prinzessin Lamballe gelangte. Ich wage es übrigens nicht, deren Echtheit bei den großen Schwierigkeiten, die es verursacht, jene selbst bei den Haarlocken zeitgenössischer Damen festzustellen, zu verbürgen. Ich hatte ferner den Schuh der Madame Tallien in der Hand, der Gattin des Terroristen, ein Schuh, der von so überraschender Kleinheit ist, daß ich es begreife, wieso sie den Revolutionär zu gemäßigteren Anschauungen bekehrte, denn der Fußtritt einer solchen Frau muß ganz bezaubernd wirken, ich glaube noch bezaubernder, als der des größten Gendarmen. Eine interessante Sammlung aller Staats- und Banknoten bis auf unsere Zeit erfüllte mich mit gerechtem Stolz, indem Oesterreich auf dieser Ausstellung sowohl was die Mannigfaltigkeit als die Uneinlösbarkeit der Ausstellungsgegenstände betrifft, den ersten Rang einnimmt. Da mir jedoch die Cur in Marienbad verbietet, die Rolle eines dickleibigen Katalogs zu spielen, so begnüge ich mich, aus der Fülle von Seltenheiten und Seltsamkeiten zum Schlusse noch einen Schreibtisch von Alexander Dumas hervorzuheben. Wie Dumas Zeit fand, neben der Unzahl von Romanen und Stücken, die er schrieb, auch noch die große Tischplatte vollzuschreiben, ist mir ein Räthsel.

III.

Ein Tag während der Bayreuther Schreckenszeit.

Man kann nicht immer in den Tag hineinleben, den Damen hofiren und Hundertgulden-Noten wechseln lassen. Da die weise Vorsehung namentlich in der letzteren Beziehung der Menschheit unerbittliche Schranken gezogen hat, erinnert man sich endlich daran, daß es nicht die Bestimmung des Menschen auf Erden ist, zu genießen, sondern sich immer mehr zu vervollkommnen und gottähnlicher zu werden, was man, Dank den bestehenden Eisenbahnanschlüssen, am schnellsten durch eine Bildungsreise nach Wagnerisch-Bayreuth erreicht. Ich verließ also Marienbad nach einem vierwöchentlichen Aufenthalt und fuhr nach Eger, wo man der Erhabenheit des Fichtelgebirges näher tritt, und vom Erhabenen nach Bayreuth ist nur ein Katzensprung. Ich machte diesen jedoch nicht, sondern unternahm die Wanderung durch das Fichtelgebirge, um in das gelobte Land, in dem Richard Wagners „Wähnen Frieden fand", wie er selbst auf der Vorderseite seiner Villa „Wahnfried" zur

Beruhigung der Mitwelt mittelst Anstreicherfarbe bekanntmachte, nur allmälig zu gelangen. Ich ertrug die Mühsal dieser Reise geduldig, denn so oft mir das Bayreuther „Tagblatt' in die Hände kam, fand ich in den Inseratenspalten immer wieder frische Leberwürste, Siedwürstchen und Billette zum „Ring des Nibelungen" zum Verkaufe angeboten. Ach du mein Gott, Billette zum „Ring des Nibelungen" waren allerdings in Fülle zu haben, als ich am Tage der Aufführung des „Siegfried" in Bayreuth ankam, aber die Leberwürste und Siedwürstchen waren leider alle vergriffen.

Doppelt empfindlich war der vollständige Mangel an Nahrungsmitteln für jene Gäste, die auch in dem gastronomischen Theile der Edda zu Hause waren und wußten, daß die nordischen Götter, die ja im Wagner-Theater auftraten, selten weniger als einen ganzen Ochsen zu soupiren pflegten. Ich ging daher, an solchen Erinnerungen festhaltend, ahnungslos in einen Gasthof, der mir entgegensah. Derselbe war ganz modern, dagegen näherte sich der Kellner, was die Ruhe betraf, der Antike. Ich rief ihn schüchtern, allein er blieb unbeweglich wie eine griechische Statue, und nur eine leise Bewegung des malerisch abgerundeten rechten Armes verrieth dem theilnahmsvollen Beobachter, daß er sich die Zähne stocherte. Ich wiederholte meinen Ruf, aber erfolglos, so daß ich endlich meine Zuflucht zu einem kleinen Leitmotiv aus „Rheingold" nahm und seine Aufmerksamkeit durch den Lockruf der schelmischen Wasserjungfrau zu erregen suchte: „Ich bin allein, kämst du zu

mir, so wären wir zu Zweien!" Das kleine Recitativ verfehlte nicht seine Wirkung, denn er begann die Augen fürchterlich zu rollen und fuhr mich an: „Was wollen Sie?" Ich erschrak heftig, denn ich erinnerte mich an Möros, und der Kellner mochte vielleicht glauben, auch ich sei gekommen, „die Stadt vom Tyrannen zu befreien". Ich zog daher meinen Paß heraus und bat mir auf Grundlage desselben ein Beefsteak aus. Aber eine edle Zornesröthe überflog die bleichen Züge des deutschen Nationalfest-Kellners, und er wies mein verwegenes Begehren mit den Worten zurück: „Zu essen und zu trinken gibt's hier nichts!" ohne jedoch dabei, wie ich anfangs besorgte, durch eine unterirdische Versenkung unter Posaunenstößen zu verschwinden. Ich irrte von Gasthaus zu Gasthaus und wurde überall schnöde abgewiesen. Endlich faßte ich mir ein Herz und fragte einen Herrn, dem ich begegnete: „Können Sie mir nicht sagen, wo man hier zu essen bekommt?" Er aber schüttelte wehmüthig das Haupt und antwortete: „Ich habe selbst seit drei Tagen nichts Warmes im Leib, außer drei Acten der „Walküre". — „O Wuotan", flehte ich, „ich war, weiß Gott, immer ein guter Heide, errette mich vor dem Hungertode, und ich gelobe dir, vor der „Götterdämmerung" wieder abzureisen." So verging die Zeit unter Fasten und Beten, und ich fühlte mich nach dieser Askese vorbereitet, um auch die härtesten Melodie-Entbehrungen in „Siegfried" ertragen zu können.

Da die Vorstellung um vier Uhr begann und Wagen selbstverständlich in unserer Zeit der Eisenbahnen

nicht zu haben waren, mußte ich mich entschließen, nach dem entfernten Festplatze zu Fuß zu wandern. Die Straße wimmelte von Damen und Herren, die im Schatten riesiger Staubwolken dahinzogen. Ein festlich gekleideter, vornehmer Herr erregte die Aufmerksamkeit und den Neid der Vorübergehenden, da er in der Hand ein belegtes Butterbrötchen hielt, von dem er hin und wieder ein Stückchen abbiß. Man vermuthete, daß dieser Fußwanderer der Großherzog von Weimar sei, der eben in Bayreuth eingetroffen und wahrscheinlich durch seine hohen Verbindungen in den Besitz einer Buttersemmel gelangt war. Endlich begann die Straße zu steigen und war jetzt mit mächtigem Steingerölle bedeckt — das übrigens für Jene, die schon einmal den Montblanc oder Großglockner bestiegen hatten, durchaus keine neue Erscheinung war. Düfte von ranzigem Fett und alten Bierfässern erfüllten die höhere Luftschichte, denn wir waren vor den Propyläen des Theaters angelangt, den beiden Baracken, in denen nach einer fränkischen Sage Wichtelmännchen des Fichtelgebirges den verirrten hungrigen Gast mit einer Table d'hôte äffen, indem sie ihm Schüsseln mit Zwergportiönchen auftischen, in denen er aber, wenn er zulangen will, nichts vorfindet. Ich bestellte Kaffee; nachdem ich jedoch eine halbe Stunde vergeblich auf denselben gewartet hatte, ertönten Trompetenstöße, die den Beginn der Vorstellung anzeigten, so daß ich traurig von dem Grabe meiner Ernährungshoffnungen schied. Ich ging auf das fabrikartig aussehende Theater zu, einen Rohziegelbau,

in dem die Melodie ohne Ende erzeugt wird, und trat ein. Der amphitheatralisch gebaute Zuhörerraum machte auf mich den unangenehmen Eindruck eines Concilssaales, in welchem die Vertreter der verschiedenen Wagner-Diöcesen saßen, um die Unfehlbarkeit des Meisters zu beschließen. Das Haus war gefüllt, und da die Wagner-Vereine die wildesten Zukunftsmusiker ausgespieen hatten, herrschte eine sehr große Unfrisirtheit. Auch der namentlich in Berlin gedeihende Wagner-Semite fehlte nicht, der trotz der Angriffe des großen Musik-Monopolisten gegen die jüdische Concurrenz sowohl in dem munter vordringlichen Wesen des Meisters, wie in der langen Talmud-Schnüfflernase desselben deutliche Spuren einer früheren Stammesverwandtschaft errathen hat. Man erzählt, daß Wagner selbst nichts mehr scheut, als die Entdeckung seiner jüdischen Abstammung, und er sieht es deshalb ungern, wenn man seinen Namen abgekürzt „R. Wagner" schreibt, weil er besorgt, derselbe könnte Rabbi Wagner gelesen werden.

Ich ergänzte gerade in meiner Phantasie das Bild Wagners durch Schläfenlocken und langen Kaftan, als plötzlich die Lampen im ganzen Hause abgedreht wurden und eine vollständige Finsterniß eintrat. Ich fand diesen Spaß selbst für ein Amphitheater ziemlich unpassend, aber da auch die Thüren verschlossen waren, damit nicht Jemand ein plötzliches Unwohlsein benützen konnte, um sich zu entfernen, mußte ich ruhig auf meinem Sitze ausharren und sah mit bangem Muthe den neuen Ueberraschungen entgegen, die vielleicht der Reformator des

Theaters gegen die wehrlosen Gäste im Schilde führte. Die Instrumente im überwölbten Orchester wurden gestimmt — nein, es war die Ouvertüre, die eben begonnen hatte. Es theilte sich der Vorhang, man sah eine Höhle mit einem Schmiede-Ofen, und ein struppiger Mann trat auf mit seltsam eingebogenen Knieen, eine Gangart, die andeuten sollte, daß er ein Zwerg sei. Er begann in Jammertönen zu declamiren, aber ich verstand keine Silbe. Es war die Musik der Zukunft, erläutert durch die Sprache der Vergangenheit! Nachdem sich der Zwerg in seiner Höhle längere Zeit hindurch unverständlich zu machen gesucht hatte, empfing er den Besuch des Helden des Tages, Siegfrieds, der mit einem Bären eintrat. Der letztere, dem noch der Statist in allen Gliedern steckte, hörte eine Weile mit Kennermiene dem Wechselgespräche zwischen seinem Herrn und dem Zwerge zu, entfernte sich aber rasch, nachdem er eingesehen hatte, daß er bei einem solchen Ensemble mit seinem Geheule keine besondere Wirkung mehr hervorzubringen im Stande wäre. Aber kaum hatte sich dieser lästige Besuch entfernt, so folgte ein noch unangenehmerer, ein Wanderer nämlich in einem blauen Mantel, der den Hut tief in die Stirne gedrückt hatte, jedoch statt einer Fuhrmannspeitsche eine Lanze in der Hand hielt. Der Fremde war der Gott Wuotan, der den eigentlichen Zweck seines Erscheinens durch eine längere Declamation zu verheimlichen trachtete. Nachdem ihm dies gelungen war, entfernte er sich und machte dem Helden Platz, der neuerdings erschien. Dieser ergriff nach einem längeren Zwiegeschrei

eine Eisenstange und begann dieselbe so lange zu schmieden, bis er endlich heiser wurde. Er raffte mit dem letzten Reste seiner Stimm-Mittel das geschmiedete Schwert auf und hieb damit in einen ungeheuren Klotz hinein, der an einer geheimen mechanischen Vorrichtung litt und in zwei spiegelglatte Hälften auseinander fiel. Der Vorhang schloß sich, der erste Act war zu Ende, und ich stürzte ins Freie.

Mein angestrengtes Bemühen, die Vorgänge auf der Bühne zu enträthseln, hatte Auge und Ohr so in Anspruch genommen, daß ich, wie mir jetzt einfiel, die Musik des Orchesters ganz überhört hatte. Aber was war zu thun? Sollte ich etwa noch einen zweiten Act anhören? Nimmermehr! Ich trat erschöpft in das Wirthshaus vor dem Theater und stützte meinen müden Kopf in beide Hände. Ich hatte kaum eine Weile gesessen, als ich eine weibliche Stimme vernahm: „So, hier ist schon der Kaffee, den Sie bestellt haben!" Es war der Kaffee, den ich vor Beginn der Vorstellung vergeblich verlangt hatte und der mir jetzt endlich, nachdem ich inzwischen einen ganzen Act aus „Siegfried" erlebt hatte, gebracht wurde. Es war dies der langsamste Kaffee meines Lebens, was mich aber dann freilich bei seiner überaus großen Schwäche nicht mehr wunderte. Ich eilte auf den Bahnhof. „Wohin geht der nächste Zug?" fragte ich. — „Nach Bamberg." So kommt der Mensch nach Bamberg und weiß nicht wieso.

Wiener Spaziergänge.

Wiener Spaziergänge.

Von

D. Spitzer.

Vierte Sammlung.

Leipzig und Wien.
Verlag von Julius Klinkhardt.
1879.

Inhalts-Verzeichniß.

Seite

Swift auf der Bühne.

1. October 1876.

Die beginnende Burgtheater-Saison ist in dieser Woche durch ein neues Lustspiel von A. Mels: „Die beste Reise", feierlich entweiht worden. Der wirkliche Name des Autors ist dem Publicum nicht mehr neu, da derselbe schon im Pentateuch mehrfach erwähnt wird. Der Verfasser heißt nämlich eigentlich Kohn, legte aber diesen beschwerlichen Namen allmälig ab und nannte sich blos A. Mels, unter welcher Firma er seit längerer Zeit ein Roman-Confectionsgeschäft betreibt, indem er die Abfälle der Tagesgeschichte zu den abgeschmacktesten historischen Romanen verarbeitet. Man kann es nur bedauern, daß Herr Mels nie etwas gelernt hat, denn er besitzt eine außerordentliche Gabe, zu langweilen, durch die er vielleicht mit gelehrten Abhandlungen sein Glück gemacht hätte. Seine allgemein anerkannte Unfähigkeit, Romane zu schreiben, war jedoch für ihn der Sporn, sich auf dem dramatischen Gebiete zu versuchen, ein Ver-

such, der noch rechtzeitig, nämlich schon bei seinem ersten Lustspiele, mißlang. Nein, auch im Drama ist nicht Gottes Segen bei Kohn!

Da ihm nebst mancher andern schätzenswerthen Begabung auch die fehlt, Charaktere zu erfinden, so wählt er, wie für seine Romane, auch für seine Stücke Helden, deren Charakter schon fertig gezeichnet vorliegt, und zwar für die Romane gefeierte Krieger und Staatsmänner, für die Stücke berühmte Dichter und Schriftsteller. Nun hütet er sich allerdings, die der Literatur-Geschichte entnommenen Helden seiner Lustspiele handeln zu lassen, weil er weiß, daß er sie dann unfehlbar compromittiren würde; da er jedoch diese nicht unausgesetzt Belegstellen aus ihren gesammelten Werken recitiren lassen kann, sondern sie irgend etwas unternehmen lassen muß, wäre es auch nur zu heiraten, so verdirbt er regelmäßig, was die Literatur-Geschichte gutgemacht hat, und alle großen Männer, die das Unglück haben, seine Theilnahme zu erregen, werden unter seiner plumpen Hand rohe, langweilige und alberne Gesellen. So hat er in einem früheren Stücke, in dem jämmerlichen Schwanke „Heine's junge Leiden" aus dem Dichter einen klebrigen Syrup-Ladenschwengel gemacht, und in seinem neuesten Machwerke, „Die beste Reise", lernen wir einen Tropf Namens Jonathan Swift kennen, der von zwei rohen Bauernfängern, die Addison und Steele heißen, hinter's Licht geführt wird. Da die Geschichte in die poetischen Absichten des Herrn Mels nicht eingeht, hat er sich veranlaßt gesehen, sie zu verbessern. Er läßt daher Swift,

der, wie wir wissen, nach Marlborough's Sturz zu den ans Ruder gelangenden Tories überging, nur eine zeitlang in Folge der Ueberredungskünste Addison's und Steele's, die Herr Mels als charakterlose Ueberläufer hinstellt, in seiner Ueberzeugung schwanken, dann aber durch ein stärkendes Citat, das ihm seine treue Wärterin Stella zur rechten Zeit eingibt, wieder zur Besinnung kommen und der Partei der Whigs treu bleiben.

Während Swift vom Hause abwesend ist, trifft bei ihm Addison aus London zum Besuche ein, ein äußerst gemüthlicher und wohlwollender Mann, der eben in das Lager der Tories übergegangen und nur gekommen ist, um seinen alten Freund ebenfalls zu diesem Gesinnungswechsel zu verleiten. Da der große Satyriker zurückkehrt, verbirgt sich der aufopfernde Freund im Nebenzimmer, und erst nachdem Swift Zeit gefunden hat, seiner berühmten Hausgenossin Stella mitzutheilen, daß sein lieber Addison einer der „langweiligsten Menschen" sei, verläßt der Genannte, wahrscheinlich noch andere vertrauliche Mittheilungen dieser Art besorgend, das Versteck und stürzt sich in die Arme seines treuen Jonathan. Dadurch, daß Swift ihn einen der langweiligsten Menschen nennt, wird das Publicum in äußerst schlauer Weise gewarnt, sich von der bevorstehenden Unterhaltung nicht zu viel zu versprechen, und wir müssen gestehen, daß Addison die kühnsten Erwartungen, die man nach jener geheimnißvollen Andeutung in seine Langeweile zu setzen geneigt ist, weit übertrifft. Zu noch größerem Danke würde uns übrigens Swift verpflichtet haben, wenn er uns

auch empfohlen hätte, vor seinem lieben Freunde Steele auf der Huth zu sein, der ja womöglich noch langweiliger ist, als Addison. Steele, der später ebenfalls in dem irischen Pfarrhause eintrifft, um im Vereine mit Addison Swift zur Fahnenflucht zu bekehren, setzt selbst in seine Ueberredungskraft kein besonderes Vertrauen und hat sich daher mit einem niedlichen Argumente, Namens Vanessa, versehen, seiner Nichte, und diese mitgebracht, damit der satyrische Junggeselle sich in diese spornstreichs verliebe und um so eher in die Falle locken lasse. Bekanntlich unterhielt Swift ein Liebesverhältniß mit Vanessa, unbekannt aber war es bisher, daß dieselbe die Nichte Steele's gewesen. Allein Dumas Vater sagte: „Quand on viole l'histoire, il faut lui faire un enfant“, und da Herr Mels dies nicht im Stande ist, macht er der Geschichte wenigstens eine Nichte. Außer den erwähnten Personen kommt im Stücke nur noch als Episoden-Figur ein Schulmeister vor, der, obwohl er einen Kanonenrausch hat, doch nicht klüger spricht, als die Anderen. Es hat uns einigermaßen überrascht, daß der Verfasser, der sonst, wie wir gesehen haben, so coulant ist im Verleihen von Verwandtschaftsgraden, nicht den besoffenen Pädagogen Oheim des Herzogs von Marlborough sein läßt.

Kaum hat Swift sich in Vanessa verliebt, so beginnen die beiden Bauernfänger Addison und Steele ihr Kümmelblättchen zu legen. Sie erklären nämlich ihrem Opfer, daß die Whigs die Fortsetzung des Krieges — es handelt sich um den spanischen Erbfolgekrieg — verlangen, daß

eine längere Dauer desselben die Nation ins Verderben stürzen würde und daß daher Swift nichts übrig bleibe, als mit Tintenfaß und Feder zu den bisherigen Gegnern, den Tories, überzugehen. Gleichzeitig legen die Beiden eine unverzeihliche Vergeßlichkeit an den Tag, indem sie, die doch die Herausgeber der berühmten Zeitschrift „The Spectator" sind, sich für Mitarbeiter des „Examiner" halten und ihn auffordern, für dieses Blatt einen Sensations-Artikel zu schreiben, durch den die Fahnenflucht des Kleeblatts dem Publicum mitgetheilt werden soll. Swift, der noch Vormittags ein guter Whig war, ist so überrascht von der Zumuthung, Nachmittags plötzlich ein noch besserer Tory zu werden, daß er sich zu der gewünschten Aenderung seiner Ueberzeugung sofort entschließt und sich an den Schreibtisch setzt, um die schmutzige Geschichte ins Reine zu bringen. Allein der Mensch denkt und Gott lenkt. Der berühmte Journalist kaut die Feder, streichelt sich die Nase und blickt gegen die Zimmerdecke — kurz, er greift zu allen Hausmitteln, welche im Rufe stehen, die Phantasie anzuregen, aber es fällt ihm nichts ein. Während er durch ein rührendes Mienenspiel diesen bedauernswerthen geistigen Vorgang zu erkennen gibt, fällt langsam der Vorhang.

Der zweite Act beginnt, aber in der tragischen Situation des Helden hat sich nichts geändert, er sitzt ganz wie beim Schlusse des ersten Actes am Schreibtische und weiß noch immer nicht, was er schreiben soll. Im Gegensatz zu ihm hat Stella einen brillanten Einfall. Sie hat sich nämlich ein Exemplar seiner viele Jahre

später erschienenen Reisen Gulliver's zu verschaffen gewußt und liest ihm daraus eine Stelle vor, die er anfangs nicht versteht, bis sie ihm dieselbe erklärt, und er endlich einsieht, daß es nach seiner Ansicht schimpflich sei, sich mit den Feinden gegen die früheren Freunde zu verbünden. Nachdem er so durch Stella auf diesen nicht unwichtigen Entschuldigungsgrund für seine Gesinnungstreue aufmerksam gemacht wird, entschließt er sich, Whig zu bleiben. Vanessa hat inzwischen die wenigen Stunden ihres Aufenthaltes in dem Pfarrhause aufs beste ausgenützt, indem sie sich bis zur Raserei in Swift verliebt hat. Die Liebe macht sie nicht blind, sondern grob; sie verlangt von Stella mit impertinenten Worten, diese möge ihr den Geliebten abtreten; die Letztere erklärt wieder, daß sie Swift über Alles liebe, kurz es gibt einen scandalösen Auftritt, bei dem der Himmel voller Ohrfeigen hängt. Da tritt Swift, der das Liebesgeständniß seiner Stella belauscht hat, aus dem Nebenzimmer, verzichtet auf Vanessa, die er durch ihr Gezänke mit der Nebenbuhlerin als eine in der Entwicklung begriffene Xantippe erkannt hat, und reicht Stella die Hand, um sie für ihre Hingebung und Liebe durch eine heimliche Ehe zu belohnen. Er reist also nicht nach London, wohin ihn die beiden Freunde locken wollten, sondern zum Traualtar, und dies, meint er, sei die „beste Reise", ein höchst bedenklicher Witz, dem jedoch das Stück seinen Titel verdankt.

Das Publicum war in sehr animirter Stimmung und gab derselben Ausdruck durch Zischen und Scharren

mit den Füßen. Das Stück verräth auch eine Talentlosigkeit, die den Verfasser zu der größten Dreistigkeit berechtigen würde, ein Recht, von dem er allerdings schon früher, wie Jene wissen, denen je unsere Wochenschmutzblätter in die Hände gerathen sind, häufig Gebrauch gemacht hat. Ich hätte daher nie geglaubt, daß ich über Herrn Mels jemals schreiben würde, aber die Aufführung eines Stückes aus seiner Feder im Burgtheater hat mich in diese lustige Nothwendigkeit versetzt.

Civilisation, Bier und Musik.

8. October 1876.

Wie es scheint, stehen wir jetzt wieder an dem in neuerer Zeit so beliebt gewordenen Vorabend eines mörderischen Krieges, den, wie man liest, Rußland im Interesse der Humanität, Cultur und Civilisation, sowie ähnlichen Caviars gegen die barbarische Türkei zu führen beabsichtigt. Obzwar ich kein prinzipieller Gegner der Civilisation bin, so scheint es mir doch nicht edel zu sein, wenn Rußland, das, wie seine hervorragendsten Schriftsteller behaupten, selbst noch ein bischen in der Nacht der Barbarei schlummert, die Türkei zu civilisiren vorhat, denn was du nicht willst, daß dir geschehe, das thue auch einem Andern nicht. Man hatte bisher geglaubt, daß Rußland, falls es sich um die Civilisation Europas wirkliche Verdienste erwerben wolle, dieses edle Streben am besten dadurch bethätigen könne, indem es sich entschlösse, unserm, in seiner Ausdehnung ohnehin so beschränkten Welttheile so schnell als möglich den Rücken zu kehren. Allein Dank der Aufklärung, die wir von einigen Russenfreunden, welche die Institutionen dieses herrlichen Landes allerdings nur aus der Vogelperspective bewundern, täglich erhalten, sind wir

jetzt vom Gegentheile überzeugt, und Europa kann nichts Besseres thun, als dieser anspruchsvollsten seiner Wohnparteien, die sich daheim etwas beengt fühlte, noch einige kleine separirte Staaten mit der Aussicht auf die ganze Türkei einzuräumen. Doch dürfte der bevorstehende Krieg wenigstens eine erfrischende Abwechslung in das bisher übliche Blutvergießen bringen, da gegründete Aussicht vorhanden ist, daß derselbe zu den schon so lange entbehrten Religionskriegen gehören werde. Ich bin leider selbst zu irreligiös, um daran Geschmack finden zu können, wenn die Menschen der Religion willen einander den daran meist unschuldigen Bauch aufschlitzen, und ich für meine ketzerische Person könnte mich nur dann für einen blutigen Religionskrieg, in welchem von keiner Seite Pardon gegeben würde, begeistern, wenn die Priester der verschiedenen Religionen, deren wir uns erfreuen, es unternähmen, jenen unter einander auszufechten und sich den erforderlichen Garaus zu machen.

Es ist nicht bekannt, ob auch Oesterreich, unzufrieden mit dem gegenwärtigen Stande seiner Invaliden, eine Vermehrung derselben beabsichtige, doch wollen wir als allerdings unbesoldete Patrioten der Hoffnung Raum geben, daß auf den Uchatiuswahn, der sich so vieler heroischer Gemüther bemächtigt hat, wieder eine weit weniger kostspielige Ernüchterung folgen werde. Zwar würde ich gewiß vor keinem auch noch so schweren Feldmarschall-Lieutenant zurückschrecken und ihn auf dem Altar des Vaterlandes darbringen, wenn dieses in Gefahr wäre; allein damit Oesterreich mit Rußland in der Türkei auf

Theilung schieße, möchte ich auch nicht den überzähligsten der Majore daranwenden. Sehen wir daher, was noch das Zweckmäßigste sein dürfte, der ungewissen Zukunft mit Bangen entgegen und schalten wir in unser Nachtgebet den Wunsch ein, daß die humanen Bestrebungen des Moskowiters den Völkern der Türkei besser anschlagen, als deren Regenten; denn der entthronte Nachfolger des Sultans Abdul Aziz wird, wie die Zeitungen berichten, in Folge einer Leibesverstopfung ebenfalls bald in den Armen der Huris ruhen wie sein Vorgänger. Wahrscheinlich besorgen die Mächte, daß auch der bis auf Weiteres noch regierende Sultan in Trübsinn verfallen könnte, wie seine beiden Vorgänger, da sie, nach offiziösen Versicherungen, beschlossen haben sollen, denselben durch einen nautischen Scherz ein wenig zu erheitern und eine „Flotten-Demonstration" im Schwarzen Meere zum Besten zu geben.

Während so unsere Officiösen in dieser Woche wieder zu den ernstesten Besorgnissen Anlaß gaben, haben die Vorgänge auf dem Gebiete der Kunst uns doch ein wenig erheitert. Den neuesten Nachrichten aus Bayreuth zufolge beginnt der heilsame Einfluß der Wagner'schen Theater-Reform auch in der dortigen Bierbrauerei fühlbar zu werden, und in den betheiligten Fachkreisen der Brauer fängt man schon nach und nach an, Richard Wagner noch über Aeschylus zu stellen. Die „Bayreuther Bierbrauerei-Actien-Gesellschaft" hat nämlich in ihrer dieswöchentlichen General-Versammlung die Vertheilung einer neidlichen Dividende von sieben Perzent beschlossen, — ein Erfolg, den man nur der anhaltenden unendlichen Melodie,

die während dieses Sommers in Bayreuth herrschte, verdankt. Die Actionäre wählten auch, da sie wahrscheinlich die Wagner'sche Richtung in der Bierbrauerei einzuschlagen vorhaben, den Obmann des Wagner'schen Festcomités, Banquier Feustl, zum Präsidenten des Verwaltungsrathes. Da es bisher noch keine amphitheatralisch gebauten Bierlokale giebt, in denen das Bier bei abgedrehten Lampen verzapft wird und Niemand seinen Platz vor der Polizeistunde verlassen darf, sehen wir der reformatorischen Thätigkeit des Herrn Feustl mit Spannung entgegen.

Dagegen erinnert die neue Oper von J. Brüll: „Das goldene Kreuz", welche in dieser Woche in unserm Operntheater zum erstenmale zur Aufführung gelangte, in keiner Weise an den Banquier Feustl beziehungsweise Richard Wagner. Der Dichter S. H. v. Mosenthal hat auch für die Brüll'sche Oper, sowie für die Novität der vorigen Woche: „Die Folkunger" von Kretschmer, in der die Spuren des Banquiers Feustl deutlich zu erkennen sind, den Text verfaßt. Denn Herr S. H. v. Mosenthal ist objectiv, wie es der wahre Dichter sein soll; ob der Componist ein Anhänger Wagner's ist oder nicht, der Text kostet ohne Unterschied der Gesinnung tausend Gulden und die Tantième. Die Wagnerianer waren daher durch sein dieswöchentliches Textbuch zu einer unwagnerischen Oper sehr enttäuscht, und während sie ihn noch vor acht Tagen für einen der Ihrigen hielten und ihn freudig bewegt Siegfried Hunding Mosenthal nannten, sprachen sie in dieser Woche gesenkten Hauptes seinen Vornamen wieder richtig Salomon Hermann aus.

Montenegrinische Ansichten in Oesterreich. Die weiblichen Handarbeiten des Fürsten Auersperg.

17. October 1876.

Die Besorgnisse aller Freunde der Humanität vor der Friedensliebe der Türkei sind leider nur zu schnell gerechtfertigt worden, denn diese hat sich bereit erklärt, ihrem geschlagenen Feinde einen sechsmonatlichen Waffenstillstand zu gewähren. Rußland kann selbstverständlich diesen barbarischen Vorschlag, durch den seiner eben begonnenen civilisatorischen Carrière ein jähes Ende gemacht würde, nicht annehmen. Denn so wie die Befehlshaber kriegführender Armeen sich bestreben, den Schauplatz des Krieges in das feindliche Gebiet zu verlegen, damit die Bewohner des eigenen Landes von den Gräueln der Verwüstung verschont bleiben, so war auch Rußland stets bemüht, in dem Culturkampfe, den es im Auftrage der Vorsehung übernommen hat, die Cultur nach der Türkei hinüberzuspielen, damit das eigene Volk von den traurigen Folgen derselben nicht berührt werde. Unserer Zeit der unparteiischen Gerechtigkeit, der wir so

viele „Rettungen" berüchtigter Persönlichkeiten verdanken, war es auch vorbehalten, diesen merkwürdigen Staat zu „retten". Nachdem Stahr die Verunglimpfungen des römischen Tyrannen Tiberius als eine schreiende Ungerechtigkeit dargethan und „den großen Claudier", wie er ihn nennt, gegen die Fälschungen des boshaften Tacitus in Schutz genommen hatte, und Gregorovius als galanter Ritter für die Unschuld der verleumdeten Lucrezia Borgia in die Schranken getreten war, lag der Versuch nahe, die Rettungen in etwas größerem Maßstabe zu betreiben, und so hat denn schon vor einigen Monaten Herr Professor Treitschke die Lösung des schwierigen Problems versucht, mit Einem Schlage dreiundachtzig Millionen Russen zu retten und zu beweisen, daß sie an der Spitze der Civilisation spazieren.

Da also Rußland von einem so drängenden Civilisations-Kitzel geplagt wird, kann man ihm nicht zumuthen, daß es diesen ein halbes Jahr lang unterdrücke und den Waffenstillstand annehme. Aber auch der Gönner Montenegros könnte nur beklommenen Herzens einer so langwierigen Unterbrechung des Blutvergießens entgegensehen; denn wie sollte der Montenegriner die harten Entbehrungen des Friedens ertragen, nachdem er durch den Comfort eines Beutekrieges ein bischen verwöhnt worden war? Wol hat auch der Sohn der Schwarzen Berge einen heimischen Herd, aber was nützt ihm dieser, da die dazu erforderlichen Schafe der Nachbarn während der Wintermonate nicht im Freien weiden? Ebensowenig Heil hätte das edle Serbien von einem längeren Waffen-

stillstande zu erwarten, denn es kann diesen nicht dazu benützen, des Volk durch weise Gesetze zu beglücken, da ihm die Kriegsfurie nicht gestattet hat, die für ein neues Moratorium unbedingt nothwendigen Zahlungsverbindlichkeiten einzugehen.

Auch bei uns hat sich eine kleine montenegrinische Partei gebildet, die man so nennen darf, weil sie die unerschrockenen Ansichten dieses Völkchens über fremdes Eigenthum vollständig theilt. Nur geht sie noch einen Schritt weiter, indem sie sich nicht mit dem türkischen Jungvieh begnügt, sondern auch die dazugehörigen Länderstrecken dem Nachbar wegnehmen will. Da die Zeiten noch immer schlecht sind und das Rindfleisch eben wieder um fünf Kreuzer theurer geworden ist, hat der Abgeordnete Herr Dr. Giskra seinen Wählern in Brünn den Vorschlag gemacht, Oesterreich möge sich in der Türkei durch Macedonien entschädigen und es sich in dieser Weise am ägäischen Meere bequem machen. Daß sich der Abgeordnete der Stadt Brünn gerade diese Provinz ausgesucht hat, verräth eine sehr große Schlauheit; denn haben wir nur erst einmal Macedonien, dann sind wir die Nachfolger Alexander's des Großen und können ohneweiters so wie dieser die halbe Welt erobern. Des ägäischen Meeres, meinte der fernblickende Staatsmann, müßten wir uns bemächtigen, um auch das Rollenfach eines jugendlichen Seestaates zu spielen, und ich sehe wirklich nicht ein, warum nicht zur Abwechslung der Versuch gemacht werden soll, die paar Leibschäden unseres Vaterlandes auf diesem Wege der Hydrotherapie zu

behandeln. Ein weniger bestimmtes Programm entwickelte der Herr Abgeordnete Dr. Dürrnberger vor seinen oberösterreichischen Wählern, indem er, da er sich wahrscheinlich nicht im Besitze einer Specialkarte der Türkei befindet, nur ganz allgemein den Wunsch äußerte, Oesterreich möge der Türkei überhaupt irgend etwas Beliebiges wegnehmen. Was mich betrifft, so muß ich gestehen, daß es mich oft, wenn ich, in strategischen Träumereien versunken, vor der Landkarte stand, mit tiefem Gram erfüllte, daß wir gar keinen Landescommandirenden in Asien haben, da wir leider auch nicht das kleinste Stück dieses schönen Welttheils unser nennen. Jetzt wäre wol die beste Gelegenheit für die Erfüllung meines Lieblingswunsches, aber da ich kein Abgeordneter bin, kann ich nicht meinen Wählern den Vorschlag machen, den Türken Mesopotamien zu entreißen.

Während so Herr Graf Andrassy durch die Ungewißheit der politischen Lage in peinliche Unruhe versetzt wird, erfreut sich Se. Durchlaucht der Herr Minister-Präsident Fürst Auersperg einer beneidenswerthen Gemüthsruhe; denn er benützt seine Mußestunden dazu, sich in den schwierigsten weiblichen Handarbeiten zu vervollkommnen. Se. Durchlaucht hat nämlich, wie die Zeitungen jüngst mittheilten, der berühmten Wallfahrtskirche von Mariazell einen von ihm eigenhändig gestickten Teppich verehrt und persönlich überbracht. Es sind gewiß ernste Verpflichtungen, die den Herrn Minister-Präsidenten veranlaßt haben, die Wallfahrt nach Mariazell zu unternehmen und seinem Danke durch eine tiefgefühlte Stickerei

Ausdruck zu geben. Ich war selbst zu wiederholtenmalen in Mariazell und habe mich von der Wunderkraft dieses Gnadenortes überzeugt. Ich fand nämlich, daß die vielen Krüppel daselbst immer vor den Thoren der Wallfahrtskirche bettelten, und ich schloß daraus, wie wohlverdient der gute Ruf der letzteren sein müsse, da die Bettler wahrscheinlich nicht wagten, das Innere der Kirche zu betreten, in der Besorgniß, sie würden dort von ihrem Gebreste geheilt und so ihres Broterwerbes verlustig werden. Da sich nun der Herr Fürst Auersperg stets in den vortrefflichsten Gesundheitsverhältnissen befand und sich namentlich, wie die außerordentlich klangvolle Stimme desselben verräth, einer beneidenswerth kräftigen Lunge erfreut, so dürfte der gespendete Teppich wol nicht auf eine Wundercur hinweisen, sondern eher auf die Errettung aus einer schweren Interpellation oder einer ähnlichen Bedrängniß, in der Staatsmänner den Schutz des Gnadenbildes von Mariazell anzurufen pflegen.

Ich bin stets aufrichtig gegen meine Leser gewesen, und ich gestehe daher ganz offen ein, daß, wenn heute eine gütige Fee herniederstiege und mir die Erfüllung dreier Wünsche garantirte, keiner, auch nicht einmal der letzte meiner Wünsche darauf gerichtet wäre, daß ich die Welt durch meine Leistungen im Sticken in Bewunderung versetzen möchte. Ich fürchte, ich wäre auch, obwol ich noch immer zarter Regungen fähig bin, zu faul, irgend einer Tante zu ihrem Namenstage ein Paar Pantoffel zu sticken. Ich komme aber allerdings nie in die Lage, mich so zu langweilen, wie ein Minister-Präsident, und

wer weiß, ob ich nicht, wenn ich je in einem Ministerrathe das Präsidium zu führen hätte und mich im Besitze der nöthigen Vorkenntnisse befände, ebenfalls meine Zuflucht zu einer kleinen weiblichen Handarbeit nähme, sei es, daß ich während der Discussion einen Strumpf anstrickte oder ein Nachthemd einsäumte oder endlich mich mit dem Stickrahmen beschäftigte.

Aus dem Abgeordneten-Hause.

1. November 1876.

Der Reichsrath ist wieder eröffnet worden, und so werden denn auch die kleinen Ersparnisse, die uns während seiner Ferien zu erübrigen vergönnt war, bald wieder eine nützliche Verwendung finden. Se. Excellenz der Herr Finanzminister Freiherr von Pretis hat auch bereits den Volksbewilligern das diesbezügliche Deficit vorgelegt, um das sich die dazu erforderlichen Völker Oesterreichs mit der üblichen Opferwilligkeit, die so viel zur Beliebtheit des Steuerzahlers in unseren Regierungskreisen beiträgt, schaaren werden. Das Deficit beträgt nicht ganz siebenundzwanzig Millionen, aber Dank den umsichtigen Nachforschungen des Herrn Finanzministers weiß man auch bereits, wieso es entstanden ist. Es ist nämlich dem Scharfsinne Sr. Excellenz gelungen, nachzuweisen, daß der fortgesetzte leichtsinnige Lebenswandel unserer leider unverbesserlichen Staatsschuld, sowie die mit den vorgerückten Jahren zunehmende Bequemlichkeit der österreichischen Eisenbahnen einen Mehraufwand an Zinsen und Garantiebeträgen verursachen; daß ferner, wahrscheinlich mit Rücksicht auf die Erhöhung der Fiaker- und

Einspännertaxe, auch die Regierung nicht mehr zu den alten Preisen die Zügel führen könne und daher die Kosten für die Centralleitung in den Ministerien sich erhöht haben, und daß endlich in Folge der noch rechtzeitig bemerkten Unfähigkeit mehrerer Staatswürdenträger der Pensions-Etat gleichfalls eine namhafte Steigerung erfahren habe.

Dieses Deficit bereitete dem Leiter unserer Finanz-Calamitäten jene schweren Regierungssorgen, die so oft an dem frühzeitigen Ergrauen der Regierten Schuld tragen. Da gelang ihm glücklicherweise eine Entdeckung, von der man, ohne daß ich dem Urheber des neuesten Bartwuchs-Beförderungsmittels nahetreten will, behaupten darf, daß sie zu den großartigsten gehört, die seit dem Krach gemacht wurden. Er entdeckte nämlich noch ein Einkommen der Bewohner Oesterreichs und beschloß, diesen Uebelstand durch die Einführung einer neuen Steuer, der Personal-Einkommensteuer, für immer zu beseitigen. Eine freudige Aufregung ergriff alle, selbst die so geschätzten weitesten Kreise, Jeder sprach von dem neu an den Tag gebrachten Einkommen, dessen Spuren bisher sogar der unermüdlichen Nase der Steuerbehörde entgangen waren, und die Neugierde, sich von demselben zu überzeugen, war so groß, daß Viele ihren Strohsack aufschnitten, um nachzuforschen, ob sie nicht dort eine vergessene alte Brieftasche mit Banknoten versteckt hätten, während wieder Andere ihre sämmtlichen alten Strümpfe durchsuchten, um dem Steueramte im Auffinden verborgener Silberzwanziger zuvorzukommen.

Den National-Oekonomen des Abgeordnetenhauses, die schon so oft durch den hohen Flug ihrer volkswirth-

schaftlichen Phantasie das Staunen der verkrachten Mitwelt hervorgerufen haben, genügte nicht die Entdeckung des Herrn Ministers, und sie beschlossen, diese zu vervollkommnen, indem sie bei der Beurtheilung der neuen Steuer jenen höheren Standpunkt einnahmen, von dem aus Kleinigkeiten nicht mehr sichtbar sind und die Unterschiede zwischen einem Steuerzahler und einem Droschkengaul verschwinden. Während Herr v. Pretis in seiner Vorlage das Einkommen unter sechshundert Gulden als „Existenz-Minimum" angesehen und solche Finanz-Infusorien von der Personal-Einkommensteuer befreit wissen wollte, fand in dem Steuer-Reform-Ausschusse eine sogenannte Minuendo-Licitation statt, indem das Existenz-Minimum zuerst mit fünfhundert, dann mit vierhundert Gulden festgesetzt wurde, bis endlich Herr Hofrath Beer das niedrigste Anbot von dreihundert Gulden machte, indem er, vermuthlich von der Erbswurst als Existenz-Minimum ausgehend, die kühne wissenschaftliche Hypothese aufstellte, daß man auch bei einem solchen Einkommen nicht nothwendig verhungern müsse, und daß sich daher schon bei derartigen Minimal-Existenzen interessante Versuche mit der Personal-Einkommensteuer anstellen ließen. Unsere Abgeordneten sind wahre Mosesse, selbst unter dem Bettelstabe sprudeln auf ihr Geheiß noch unerschöpfliche Hilfsquellen hervor.

Viel unterhaltender, als selbst die unerschwinglichsten Steuern für denjenigen sind, der sie nie zu zahlen beabsichtigt, war das Mißverständniß, das der Herr Minister-Präsident durch die Beantwortung der Interpellation des Abgeordnetenhauses über die Mitwirkung der öster-

reichischen Regierung zur orientalischen Verwirrung hervorrief. Herr Fürst Auersperg hatte nämlich mit seiner klangvollen Stimme, die während eines heftigen Kleingewehrfeuers ihre Wirkung auf die Gemüther nicht verfehlen dürfte, mit einer solchen Bestimmtheit die Erklärung abgegeben: die Regierung wünsche die Erhaltung des Friedens, daß sämmtliche Fensterscheiben des Hauses zu klirren begannen, als wenn ein Feldmarschall-Lieutenant zur standesmäßigen ewigen Ruhe bestattet worden wäre. Obwol ohnehin kein Sachverständiger nach einem solchen Baß-Solo die Stärke der Regierung auch nur im geringsten bezweifelt hätte, fügte der Herr Minister-Präsident mit geschwellter Brust, als wenn er wenigstens eine ganze Suppenschüssel von dem berühmten, seit einiger Zeit in allen Journalen angekündigten, Damenbusen-Vergrößerungsmittel „Habrosyne" auf einmal zu sich genommen hätte, die kraftstrotzende Bemerkung hinzu: „der Minister der auswärtigen Angelegenheiten sei entschlossen, sich weder durch Manifestationen kriegerischer Natur, noch durch Kundgebungen, welche die Kraft und das Ansehen der Monarchie schädigen, von der bisher festgehaltenen Richtung abdrängen zu lassen".

Nun fällt es unseren Abgeordneten selbst im Schlafe, vorausgesetzt, daß derselbe verfassungsmäßig ist, nicht ein, zu demonstriren, und sie faßten daher nach einer eingehenden Berathung den Beschluß, durch jene Beantwortung der Interpellation aufs tiefste beleidigt worden zu sein. Dem Ministerium war diese Gemüthsstimmung des Hauses vor

der Bewilligung des Budgets im höchsten Grade unbehaglich, und der Herr Minister-Präsident gab daher im Hause die feierliche Erklärung ab, es walte hier ein Mißverständniß ob, „da mit jenem Passus weder die legalen Vertretungskörper gemeint waren, noch nach der Auffassung der Regierung gemeint sein konnten". Da nun das Ministerium die legalen Vertretungskörper nicht gemeint hatte und in keinem der im Reichsrathe vertretenen Länder eine Demonstration irgend welcher Art stattgefunden hat, so entsteht die Frage, wen denn eigentlich das Ministerium gemeint habe. Ich glaube die Antwort hierauf geben zu können. Se. Durchlaucht hatte in der Beantwortung der Interpellationen den „Manifestationen kriegerischer Natur" die „Kundgebungen, welche die Kraft und das Ansehen der Monarchie schädigen", gegenübergestellt, so daß unter den letzteren nur die friedlichen Kundgebungen verstanden werden konnten. Nun hatte aber Herr Fürst Auersperg kurz vorher erklärt, daß „das Ministerium die Erhaltung des Friedens wünsche". Das war offenbar eine friedliche Kundgebung, und wenn demnach in der Beantwortung der Interpellation wirklich eine kleine Beleidigung enthalten war, so hatte das Ministerium zweifellos nur die Absicht, sich selbst zu beleidigen, wenn es den friedlichen Kundgebungen nachsagte, daß sie die Kraft und das Ansehen der Monarchie schädigen. Ein solches beschämendes Selbstbekenntniß abzulegen, kann man aber von einer Regierung doch nicht verlangen!

Das Cabinet Auersperg und die Kaffeehäuser.

19. November 1876.

Das Rundschreiben des Herrn Minister-Präsidenten, Fürsten Auersperg, welches den Behörden einschärft, die Zeitungen mit größerer Sorgfalt zu confisciren, als bisher, und die Beamten, damit ihnen kein Zeitungsblatt entgehe, auffordert, „die Kaffeehäuser zu besuchen" und jene so lange zu lesen, bis sie ein Preßvergehen darin entdecken, hat bei allen Kaffeesiedern, die jetzt einem größeren Absatz ihrer anregenden Getränke entgegensehen, eine freudige Ueberraschung hervorgerufen. Selbstverständlich wird nunmehr jeder Kaffeehausbesitzer bemüht sein, die Herren Beamten, welche zur Aufrechthaltung der öffentlichen Ruhe einen „kleinen Schwarzen" zu trinken beauftragt sind, als Gäste zu gewinnen, und Viele unter ihnen schaffen schon jetzt die Wiener Zeitung, sowie die officiösen Zeitungen, die kein Beamter als nicht confiscationsfähig wird lesen wollen, ab und abonniren dafür Blätter mit destructiven Tendenzen, um die Bestrebungen der Regierung bestens zu unterstützen. Wenn jetzt ein

Beamter durch seinen Eifer die Aufmerksamkeit seiner Vorgesetzten auf sich ziehen will, um endlich das Quartiergeld seiner Träume zu erreichen, kann er begreiflicherweise nichts Klügeres thun, als von einem Kaffeehaus ins andere gehen, und ein Hofrath, der einen seiner Untergebenen für ein Avancement vorschlagen will, wird demselben nächstens nachrühmen: Herr X ist einer der thätigsten und verwendbarsten meiner Beamten, denn er ist fast nie im Bureau zu sehen, und es giebt wenige Kaffeehäuser, in welchen er nicht Stammgast ist. Er ist so unermüdlich in seiner Pflichterfüllung, daß er es schon an manchem Tage auf vier Portionen Kaffee mit sechszehn Kaisersemmeln gebracht hat, und wiederholt hat ihn die hereinbrechende Nacht noch bei einem Glase Eierpunsch überrascht. Die Slibovitze aber, die er dem Staate geleistet, sind so unzählig, daß sie allein schon genügen, seine Beförderung in eine höhere Diätenklasse zu rechtfertigen.

Während so das Kleingewerbe dem Rundschreiben des Herrn Minister-Präsidenten einen erheblichen Aufschwung verdankt, haben einige liberale Heuchler, die sich bei jeder Maßregel der Regierung den lächerlichen Anschein zu geben suchen, als wenn sie von der Zweckmäßigkeit derselben nicht durchdrungen wären, die Verstellung diesmal so weit getrieben, daß sie behaupteten, sie sähen die Nothwendigkeit dieses Rundschreibens nicht ein, da schon jetzt die Zeitungen, welche die Grundlagen des Staates zu untergraben und verrücken bemüht waren, mit anerkennenswerther Geschwindigkeit confiscirt wurden,

wie man ja daraus entnehmen könne, daß sich der Staat noch immer an seinem alten Platz befinde, eine Thatsache, die von Leuten, welche sich eines guten Ortsgedächtnisses erfreuen, auf frankirte Anfragen gewiß gerne bestätigt werden würde.

Es wurde sogar von einigen müßigen Köpfen, die diese in der Regel zu nichts Anderem zu benützen wissen, als daß sie sie von Zeit zu Zeit über die Regierung schütteln, die kecke Behauptung aus der wehrlosen Luft gegriffen, daß außer den officiösen Correspondenzen in den auswärtigen Zeitungen kein Journal-Artikel in der letzten Zeit die so geachteten Gemüther beunruhigt habe. Ich bin nun gewiß weit entfernt davon, der Regierung Verlegenheiten zu bereiten, und ich würde, um nur Ein schlagendes Beispiel anzuführen, Sr. Excellenz dem Herrn Finanzminister, wenn er morgen beim Aussteigen aus einem Einspänner plötzlich bemerkte, daß er seine Geldbörse zu Hause vergessen habe, sofort siebzig Kreuzer ohne jede weitere Sicherstellung vorstrecken, um ihm unliebsame Conflicte mit dem Kutscher zu ersparen. Ein Mensch mit einer solch nobeln Gesinnung gehört gewiß nicht zur Umsturzpartei! Allein ich muß dennoch zugeben, daß die unseren Officiösen gemachten Vorwürfe nicht so ungerechtfertigt sind, als es beispielsweise die Behauptung wäre, daß die Nationalbank in jedem Augenblicke bereit sei, dem Ueberbringer einer Zehngulden-Note, falls er sich nur mit einem regelrecht ausgestellten Impfzeugnisse auszuweisen vermöge, jene sofort in Silber umzuwechseln.

Ich will von der beunruhigenden auswärtigen Po-

litik, die unsere Officiösen machten, ganz absehen. Aber mußte denn nicht Einer vor Entsetzen aus dem Bette fallen, wenn er die Angriffe der Officiösen auf unser Abgeordnetenhaus las, sobald dieses auch nur den schüchternsten Versuch machte, mit dem Ministerium nicht vollständig einverstanden zu sein? Ich bin nun, Gott sei Dank, nicht conservativ, denn sonst würde ich nach solchen Uebergriffen durch die Regierungs-Presse erklären, unsere Regierung sei noch nicht reif für die Preßfreiheit.

Außer dem Herrn Minister-Präsidenten wurde auch Herr Minister Baron Lasser durch die Interpellation unruhiger Abgeordneter in dieser Woche in frevelhafter Weise incommodirt. Der Abgeordnete Baron Zschock hatte nämlich in der Debatte über die orientalische Frage sich zu der Mittheilung hinreißen lassen, der Statthalter von Dalmatien, Baron Rodich, sei Mitglied der Omladina. Darauf nun hatte Baron Lasser erklärt, er könne unmöglich bei dem Statthalter von Dalmatien anfragen ob dieser in der That Mitglied jener Gesellschaft sei, da eine solche Erkundigung als Beleidigung aufgefaßt werden könnte. Wenn ich Statthalter von Dalmatien wäre, so würde ich in einem solchen Falle, nachdem ich mich jedoch vorher überzeugt hätte, daß ich nicht Mitglied der Omladina sei, aus freien Stücken dem Herrn Minister Lasser telegraphiren: „Ich beehre mich, Euer Excellenz mitzutheilen, daß ich weder Mitglied der Omladina noch des geselligen Vereins „Epheu" und nicht einmal des Ruderclubs „Donauhort" bin." Wenn ich aber nicht so zartfühlend gegen meinen Vorgesetzten bin und nicht ein-

mal die Kosten einer einfachen telegraphischen Depesche aufwende, um ihn aus einer peinlichen Verlegenheit zu befreien, so kann ich wahrhaftig auch von ihm nicht verlangen, er möge aus Zartgefühl unterlassen, mich zu befragen, was an der Beschuldigung Wahres sei. Obwol ich dem Herrn Minister Lasser die polnischen Juden sonst zur Nachahmung nicht empfehlen kann, möchte ich ihm doch rathen, sich im vorliegenden Falle ein Beispiel an jenem Tarnower zu nehmen, der einst in später Nachtstunde die Glocke an dem Hause seines Nachbars zog und, gefragt, was er noch so spät von diesem wolle, antwortete: er sei nicht im Stande, demselben dreihundert Gulden, die er ihm schulde, zu bezahlen, und könne deßhalb nicht schlafen; er wolle daher seinen Gläubiger wecken, um ihm dies mitzutheilen, weil er es für zweckmäßiger halte, daß dieser, den die Sache mehr angehe, eine schlaflose Nacht habe, als daß er selbst kein Auge schließen könne.

Der Vesuv, Mosenthal, Weilen und sonstige Ursachen der Langeweile.

5. December 1876.

Wir langweilen uns auf einem Vulcan! Ich habe das schon vor einigen Jahren in Neapel mitgemacht, als sich die Nachricht von einem bevorstehenden Ausbruche des Vesuvs verbreitet hatte. Aus allen Theilen Italiens waren die Fremden zusammengeströmt, um dieses großartig fürchterliche Schauspiel anzusehen, aber es verging ein Tag nach dem andern, ohne daß der Vesuv auch nur den leisesten Versuch gemacht hätte, die Neugierde der Gäste, die doch nur um ihn anzustaunen gekommen waren, zu befriedigen. Die Gelangweilten waren meistens vornehme Fremde, die sich schon zu wiederholtenmalen hier aufgehalten hatten und gegen die Wunder Neapels, die uns Alltagsmenschen so entzückten, abgestumpft waren, da sie dieselben bereits alle kannten oder doch in ihren Reisehandbüchern mehrfach unterstrichen hatten. Unter den Gästen unseres Gasthofes, die über die Saumseligkeit des feuerspeienden Berges sehr ungehalten waren, erregte am meisten meine Theilnahme ein englisches Ehepaar. Der aufmerksame

Gatte hatte geglaubt, die Zärtlichkeit für seine schöne junge Frau am besten durch eine Eruption des Vesuv bethätigen zu können und man kann sich seine schmerzliche Ueberraschung vorstellen, als er seine liebevolle Aufmerksamkeit durch die Halsstarrigkeit des Vulcans so vereitelt sah. Die schöne Frau spielte auf dem Piano dreimal im Tage God save the Queen, versuchte die Zeitungen zu lesen, gähnte und war sehr mißmuthig. Sie wehrte endlich die kleinen Liebkosungen, die sich der ältere Gatte sonst während des Frühstücks gestattet hatte, ab, sah ihn mit vorwurfsvollen Blicken an, wenn er Mittags vom Observatorium zurückkehrte und sie aus seinen unheilschwangeren Mienen entnahm, daß der Vesuv das Versprechen ihres Mannes noch immer nicht zu halten gedenke, und Abends, wenn die Luft lau, der Himmel mit glänzenden Sternen bedeckt und kaum ein graues Rauchwölkchen über dem Vulcan zu entdecken war, bemerkte sie gereizt: „Wir werden wol auch morgen keine Eruption haben, Harry?" Der Vesuv entfremdete die beiden Gatten täglich mehr, und an einem unglücklichen schönen Morgen, der durch seine Pracht den häuslichen Frieden getrübt hatte, reisten sie plötzlich ab, nachdem die arme betrogene Frau unter lauten Thränenausbrüchen gerufen hatte, ihr Mann habe sie unglücklich gemacht.

Ja, wir langweilen uns auf einem Vulcan, und wenn der Krieg, der uns nun schon wochenlang droht, nicht bald ausbricht, wird das ewige Hin- und Herschwanken der Ansichten unsere einzige Unterhaltung sein.

Ward je ein größerer Wankelmuth der Gesinnung erlebt, als der des englischen Volkes? Wir erinnern uns an die bejubelte türkenfreundliche Rede Gladstone's und an die Entrüstungs-Meetings gegen die Türken; wir wissen von dem großartigen Eindrucke, den die Rede Lord Beaconsfield's (ein Wort, das auf Hebräisch Disraeli ausgesprochen wird) für die Türken auf die Bevölkerung gemacht, und in dieser Woche wieder wurden wir von dem wunderlichen Briefe überrascht, den Carlyle, der große Kenner der Deutschen, ihrer Geschichte und Literatur, an die englischen Zeitungen geschrieben und in dem er Rußland als den Messias der Cultur preist und den Wunsch ausspricht, das christliche Europa möge zur Weihnachtsbescheerung mit der Vertreibung der Türken aus dem Abendlande überrascht werden. Es ist interessant, daß Carlyle, der in seinen berühmten Pamphleten seinen Haß gegen allen Fortschritt und seine Pietät für die Reaction in so energischer Weise an den Tag gelegt hat, gerade für die arme Türkei den Fortschritt wünscht, der nach seiner Ansicht für das übrige Europa so gefährlich ist. Aber der anscheinende Widerspruch in den Ansichten dieses sehr häufig wunderlichen, meistens geistvollen, immer originellen Schriftstellers verschwindet, da er Rußland die Rolle eines Apostels des Fortschritts in der Türkei anweist und dieses wol dafür sorgen wird, daß die Fortschrittsbäume nicht in den Himmel wachsen. Doch ich will über dieses Schreiben Carlyle's heute nicht weiter schreiben. Denn morgen, am 4. December, ist der Geburtstag Carlyle's — der einundachtzigste! In diesem

hohen Lebensalter haben ja die gewöhnlichen Menschen sonst schon die traurige Grenze überschritten, die den alten Mann noch vom alten Weibe trennt. Wie Wenige gibt es, die in diesem Alter noch eine Ansicht haben, und wäre es selbst die entgegengesetzte ihres ganzen Lebens!

Es wäre übrigens in hohem Grade interessant, wenn auch andere große Schriftsteller dem Beispiele Carlyle's folgten und ihre Ansichten über die orientalische Frage den Zeitungen in Briefform mittheilten, so zum Beispiel unsere tragischen Ritter v. Mosenthal und v. Weilen. Bei dem v. Mosenthal schiene es mir begreiflich, wenn er die Erklärung abgäbe, daß der Halbmond dem Kreuze auf der Aja-Sophia weichen solle, denn Herr Ritter v. Mosenthal besitzt ein so dankbares Gemüth, daß er sich mit seinen sämmtlichen Orden, wenn sie ihm auch von den kleinsten Souveränen verliehen wurden, wiederholt photographiren ließ. Und er verdankt ja dem Christenthum, ohne welches, wenn die Abendröthe den Himmel überzieht, die Glocken der nahen Kirche nicht hinter der Scene zu läuten begännen und wahrscheinlich auch keine salbungsvollen Pfarrer auf die Bühne gebracht werden könnten, so manchen effectvollen dritten Act. Dagegen befinden wir uns über die Ansichten des Herrn Ritter v. Weilen in der orientalischen Frage im Zweifel. Der v. Weilen ist nämlich nicht so dankbar wie jener v. Mosenthal, denn obwol die clericalen Blätter seine Stücke regelmäßig lobten, ist der Undankbare plötzlich Pantheist geworden und hat neulich auf dem Banket des Schriftstellervereines „Concordia" zu Ehren Auerbach's diesen „als den Verbreiter spinozistischen Geistes"

hochleben lassen. Es könnte Manchen befremden, daß Herr Ritter v. Weilen, dem doch als Custoden der Hofbibliothek so viele philosophische Systeme, und darunter ganz ungefährliche, in ebenso schönen Einbänden zur Verfügung standen, gerade Spinozist nach der deutschen Uebersetzung Auerbach's (zweite Auflage, 1871) wurde und so die öffentliche Ruhe seines Geistes durch dieses revolutionäre System zu stören versuchte. Aber die Eitelkeit der Dichter läßt diese vor keiner Gefahr zurückscheuen, denn nach Spinoza ist Alles und somit auch Herr Ritter v. Weilen — Gott, und selbst so endliche Dinge wie Weilens Dramen „Rosamunde" und „Graf Horn" müssen nach diesem Philosophen unter dem Gesichtspunkte der Ewigkeit betrachtet werden. Kann man es da einem Dichter, dem nicht, wie Tasso, „ein Gott zu sagen gab, was er leide", verargen, wenn er schließlich Pantheist wird?

Auch in unserem Abgeordnetenhause wird es von Sitzung zu Sitzung langweiliger, und die neugebildete Partei der „Independenten" ist schon, ehe man sie noch recht auslachen konnte, wieder verschwunden. Nur die Interpellation mehrerer Abgeordneter über das Auftreten einiger höchst merkwürdiger Fälle von vorübergehender Confiscation verdient eine Erwähnung. Ich habe erst unlängst über die ungemein unterhaltende Correspondenz geschrieben, welche der Herr Minister-Präsident zur Zerstreuung der bedauernswerthen Behörden, die sich in der Provinz entsetzlich langweilen, geführt hat und in der er ihnen den Rath ertheilt, sich die Zeit durch fleißiges Confisciren der Zeitungen zu vertreiben. Ich bin aber

allerdings, wie ich gerne zugebe, keine Provinzbehörde und weiß daher die amüsanten Schriftstücke Sr. Durchlaucht nicht nach Gebühr zu würdigen. Andererseits bin ich auch, wenn ich Verlangen danach trage, daß eine Zeitung confiscirt werden solle, in einer weit glücklicheren Lage, als der Herr Minister-Präsident, da ich nicht wie er darauf angewiesen bin, erst die Behörde um diese Gefälligkeit zu ersuchen, sondern in einem solchen Falle schon einen kleinen derart appetitlichen Artikel für die Zeitung, deren Confiscation mir am Herzen läge, zu schreiben wüßte, daß die Behörde diese aus eigenem Antriebe vornehmen würde. Diese Umstände also brachten es mit sich, daß mir das erwähnte Confiscations-Edict eine der überflüssigsten reiflichen Erwägungen Sr. Durchlaucht zu sein schien. Von diesem energischen Heilmittel gegen den schlechten Einfluß der Presse, das in der Ferne wirken sollte, machte nun auch die Wiener Staatsanwaltschaft Gebrauch und confiscirte einigemale Abendblätter in so unvorsichtiger Weise, daß sie diese nach einer Stunde wieder herausgab. Wir sehen selbstverständlich der verdienten Zurechtweisung der Interpellanten durch die Regierung mit großer Neugierde, die einer weniger sich immer gleichbleibenden Antwort würdig wäre, entgegen.

Ein unparlamentarischer Ausdruck.

10. December 1876.

Die Budget-Debatte im Abgeordnetenhause war im höchsten Grade uninteressant, obwohl die Opposition, die fast allein das Wort führte, alle möglichen kleinen Hausmittel in Anwendung brachte, um die Aufmerksamkeit der blasirten Völker Oesterreichs zu erregen. Was soll man aber von einer Opposition halten, die fortwährend die Faust ballt, um sie zum Schluß regelmäßig wieder in die Tasche zu stecken? Nachdem man dem Ministerium eine Katzenmusik gemacht hat, wünscht man ihm, angenehm weiter zu schlafen. Man sagt ihm, es habe längst das Vertrauen verwirkt, erklärt aber zum Schluß, um jedem Mißverständnisse vorzubeugen, daß man dasselbe durchaus nicht zu stürzen beabsichtige. Man spielt den Vulkan und endlich löst sich Alles in ein wohlgefälliges Feuerwerk auf. Lassen Sie die Politik, Herr Professor Sueß, und kehren Sie zur Geologie zurück! Liefern Sie keine Schlachten, Herr Skene, sondern Hosen, Hosen! Geh' in Deine Handelskammer, Ophelia! Aus den Reden klang es manchmal heraus: Ach, wenn ich Minister wäre! Welcher

Trost für uns, wenn die Unbedeutendheit nicht mehr Hanns heißt, sondern Fritz! Nein, wir haben unser Vertrauen tief vergraben und sind nicht mehr willens, es dem Ersten Besten, der sich pathetisch in die Weste greift, an den Kopf zu werfen.

Aber unsere Zustände sind zu trostlos für den Ernst, es ist schade um unsere gute Galle, die wir lieber zur Beförderung unserer Verdauung verwenden wollen, als zu nutzlosem Zorn; wir wollen uns einbilden, wir seien im „Tingl-Tangl" und hätten nichts gehört, als die Couplets geschminkter Weiber mit begehrlichen Blicken. Und so wollen wir denn dem Abgeordneten der Triestiner Handelskammer, Herrn Teuschl, zujubeln, der in seiner Rede eine Anekdote mittheilte, in welcher ein Körpertheil die Hauptrolle spielte, den man, wie andere Schattenseiten, nur bei seinen Nebenmenschen sieht, aber nicht bei sich selbst. Herr Teuschl machte nämlich den von Dichtern in der Bibel wiederholt mit so großem Erfolg unternommenen Versuch, höhere Wahrheiten in symbolisch-allegorischer Weise klarzumachen, und gab die kleine Parabel zum Besten, wie Jemand, der an einem Nasenübel litt, zu seinem Arzt gekommen sei und diesen gefragt habe, ob er nicht gegen das Leiden Sitzbäder gebrauchen solle, worauf der Arzt ihm geantwortet habe: „Wie, die Nase thut Ihnen weh, und Sie wollen statt dieser den „Allerwerthesten" ins Wasser stecken?" Parabeln haben nun oft das Eigenthümliche an sich, daß man sie nicht immer gleich versteht. Der Herr Präsident des Abgeordnetenhauses, Dr. Rechbauer, versank daher in tiefes

Nachsinnen, um dem erhabenen Gedanken, der dem zarten Gleichnisse zu Grunde lag, auf die Spur zu kommen. Nach einer reiflichen dreistündigen Erwägung jedoch sah man in seinem Gesichte plötzlich die ersten Anzeichen einer schmerzlichen Enttäuschung, er ergriff mit der Wehmuth des geprellten Schatzgräbers die Glocke und erklärte mit bewegter Stimme, in der die ganze Angst eines zu Tode erschrockenen Anstandsgefühles nachzitterte, er müsse den Herrn Abgeordneten der Triestiner Handelskammer wegen des unparlamentarischen Ausdruckes, den derselbe gebraucht habe, zur Ordnung rufen. Allgemein wurde die Vermuthung ausgesprochen, der Herr Präsident habe unter dem unparlamentarischen Ausdruck nicht die Nase verstanden, von der Herr Teuschl erzählt hatte, obwohl auch deren Werth sich nicht in Abrede stellen lasse, sondern den kurzweg als der „Allerwertheste" bezeichneten Körpertheil.

Was nun vor Allem den von Herrn Teuschl gebrauchten Ausdruck betrifft, so weiß jeder Gebildete, daß dieser schon längst das literarische Bürgerrecht erhalten hat. Es liegt vielleicht in der gewählten Bezeichnung eine etwas überschwengliche Huldigung einer ersprießlichen Wirksamkeit, aber man darf nicht vergessen, daß dem so Geschmeichelten seit jeher von unserem Sprachgeiste in der auffallendsten Weise hofirt wurde. Ja, man findet einen förmlichen Triumpfzug desselben durch die deutsche Literatur, und von Luther angefangen bis herunter auf den Director unseres Hofburgtheaters, Franz Freiherrn v. Dingelstedt, wird sein Lob in allen Tonarten gesungen.

Und nicht seine äußern Vorzüge allein werden dithyrambisch gepriesen, sondern auch die herrlichen Eigenschaften seines Characters. So nennt ihn Luther „den allerehrlichsten Ort", Heine preist in den „Reisebildern" die „Naivetät" desselben, so daß es Niemanden Wunder nehmen kann, wenn er sich die Sympathien auch des Zugeknöpftesten zu erringen weiß und Herr Baron Dingelstedt ihn in seinem Buche: „Jusqu'à la mer" als „den Theuersten" bezeichnet.

Ich glaube, daß hienach die literarische Unbedenklichkeit dieses merkwürdigen Theiles unseres Körpers, insbesondere aber, wenn er durch einen seiner vielen Kosennamen nur angedeutet wird, von Niemandem angezweifelt werden kann. Ich bin aber der Ansicht, daß auch der Redner von demselben Gebrauch machen kann, d. h. von ihm, wenn er es für zweckmäßig hält, sprechen darf. Das rauhe Männerohr wird dadurch gewiß nicht beleidigt werden, und was das zarte und schöne Geschlecht betrifft, so hat ja die gütige Vorsehung dasselbe mit Taschentüchern ausgestattet, in welchen es, wenn es ein Uebriges thun will, das holde Antlitz erröthend verbergen kann. Freilich bleibt einer schönen Dame, die schon dieser Ausdruck erröthen macht, in den meisten Theatern nichts übrig, als dunkelblau zu werden. Ich kann also auch dem Herrn Präsidenten des Abgeordnetenhauses nicht beipflichten, wenn er selbst die umschreibende Erwähnung dieses Körpertheils für unparlamentarisch hält, und umsoweniger, da der letztere in hohem Grade parlamentarisch ist und nicht selten Abgeordnete einzig und allein

durch ihn das Mandat, das ihnen übertragen wurde, ausüben. Ich finde sogar die von Herrn Teuschl gewählte Umschreibung äußerst zart, er hätte boshaftere Bezeichnungen finden können, da doch leider Gottes „der Allerwertheste" bei so manchem unserer Staatsmänner, auf den wir vertraut hatten, das ist, als was ihn Luther bezeichnet hat — — — ich bitte, den Ausdruck oben nachzulesen.

Budgetgeschwätz.

17. December 1876.

Die Budget-Debatte, die schon in der vorigen Woche mit solcher Heftigkeit auftrat, hat auch in dieser Woche noch immer nicht nachgelassen. Einige Abgeordnete benützten wie gewöhnlich die Debatte über unser ohnehin so unerquickliches Budget dazu, um über dieses nicht zu sprechen, sondern mit Vorträgen über Gegenstände von allgemeinerem Interesse die Gemüther etwas aufzuheitern. Der Abgeordnete, Herr Pater Greuter, trug sein Scherflein zur Unterhaltung bei, indem er mehrere Leitartikel aus älteren Jahrgängen der „Neuen Freien Presse" vorlas und zwar einen Artikel über die sogenannte Lage und einen andern über die Schule aus dem Jahre 1874. Er erzählte auch, daß die „Neue Freie Presse" ein Weltblatt genannt werde und daß sie ihren Lesern „wie ein politischer Koran" gelte, so daß man allgemein erwartete, er werde zum Schlusse die Mitglieder des hohen Hauses einladen, Verlobungs- oder Entbindungs- oder ähnliche auf weitere Kreise berechnete Anzeigen nur in diesem so allgemein verbreiteten Blatte zu veröffentlichen. Der Herr Präsident aber mochte diese Art, für ein Blatt

Reclame zu machen, nicht für schicklich halten und erklärte, er würde dem Redner, falls dieser fortfahren werde, statt über das Budget über die „Neue Freie Presse" zu sprechen, das Wort entziehen. Der Redner aber erklärte, er wolle lieber auf das Wort verzichten, bevor er sich entschließen werde, die Zuhörer mit seinen Ansichten über das Budget zu langweilen. Ich als Mitarbeiter der „Neuen Freien Presse" muß, so sehr auch, wie ich wohl einsehe, der Schein gegen uns spricht, auf das bestimmteste erklären, daß Herr Greuter bei der Administration dieser Zeitung weder angestellt ist, noch jemals eine Anstellung daselbst innehatte, und daß er niemals einen Auftrag erhalten hat und daher auch nicht berechtigt dazu ist, zur Inserirung in die „Neue Freie Presse" aufzufordern, beziehungsweise Inserate für diese zu übernehmen.

Der Abgeordnete Herr Wurm wieder benützte unsere traurige Finanzlage dazu, um dem Hause mitzutheilen, daß die Tschecho-Slaven sich einer tausendjährigen Literatur erfreuten, und trug zum allgemeinen Schrecken einen kurzen Abriß derselben vor, indem er die Leistungen der Tschechen auf sämmtlichen Gebieten der Wissenschaft mit Einschluß der Pomologie, in der ein Herr Jodok von Rosenberg zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts mit der Leuchte der Wissenschaft die finstersten Aepfel erhellt haben soll, auseinandersetzte. Glücklicherweise war die tausendjährige tschechische Literatur so einsichtsvoll, die Epigonen nicht durch die Fülle ihrer Leistungen zu ermüden, so daß Herr Wurm mit der Aufzählung der

Denkmäler derselben in nicht ganz einer Minute fertig wurde.

Der Herr Abgeordnete Weber endlich wußte den Schmerz der slavischen Völker Oesterreichs, die er „die leibhaftigen Rajahs" nannte, so drastisch zu schildern, daß sich das ganze Haus vor Lachen wälzte. Es war zwerchfellerschütternd, als er die alten, kaum vernarbten Wunden seines Landes wieder aufriß, und selbst die Abgeordneten der Rechten mußten sich den Parteibauch halten, als er die Verzweiflung, die sich der mährischen Gemüther bemächtigt habe, mit den düsteren Farben eines Jeremias zu malen versuchte. Wie hätte aber auch Jemand, dem nicht alles Mitgefühl für die Leiden seiner Mitmenschen abhanden gekommen ist, nicht wohlgefällig schmunzeln sollen, als Herr Weber ausrief: Er gebe dem hohen Hause und der Regierung auf Ehrenwort die Versicherung, daß die Hottentotten früher eine Universität haben würden, als die Mährer ein neues tschechisches Gymnasium, und daß man für die Eisbären des Franz-Joseph-Landes eher eine Realschule bauen werde, bevor man die tschechische Privat-Realschule in Proßnitz auf Staatskosten übernehmen werde. — Wir hoffen, daß das Ehrenwort des Herrn Weber der Regierung heilig sein werde.

Mir, von meinem feuilletonistischen Standpunkte aus, ist allerdings jeder Unsinn willkommen, ohne Unterschied des Anlasses, dem ich ihn verdanke, und da ich kein Principienreiter bin, fällt es mir nicht ein, zu verlangen, daß man sich in der Debatte über das Budget strenge

an dieses halten solle, um sich lächerlich zu machen. Pedantische Politiker aber müssen in hohem Grade enttäuscht werden, wenn sie statt eines Vortrages über die Finanzen, den sie zu erwarten berechtigt waren, plötzlich eine Abhandlung über den trojanischen Krieg oder ein ähnliches Thema zu hören bekommen. Ich bin gewiß ein Verehrer der graziösen Tänzerin, Fräulein Linda, und wenn ich neulich im Ballet zufällig ein Bouquet von Camelien und Veilchen bei mir gehabt hätte, so würde ich es ihr zweifellos zugeworfen haben. Wenn ich aber zur „Walküre" Richard Wagner's, deren Aufführung uns bevorsteht, ginge und beim Aufziehen des Vorhanges statt der altnordischen kriegerischen Jungfrau Fräulein Linda im tiefsten Friedenstricot und ohne auf dem kleinsten Schimmel zu sitzen, hereinschwebte, würde ich doch im höchsten Grade ungehalten darüber sein, daß der Theaterzettel mich so zum Narren hielt und statt der versprochenen Oper ein Ballet aufgeführt wird, da ich doch nicht kam, um mich zu unterhalten, sondern um die „Walküre" Richard Wagner's zu hören. So wie es also die Pflicht jedes Theater-Directors ist, falls ein Sänger einen zu fetten Rostbraten gegessen hat, die dadurch nothwendig gewordene Aenderung des Repertoires dem Publicum vorher mitzutheilen, so sollte auch, wie mir scheint, einem Redner nicht gestattet werden, über die tausendjährige tschechische Literatur statt über das Budget zu sprechen, wenn er nicht die Zuhörer noch rechtzeitig gewarnt hätte.

Einige Randbemerkungen zum Jahre 1876.

31. December 1876.

Der letzte Tag des Jahres 1876. Nur noch einige martervolle Stunden, und bald werden uns unter dem Kriegsgeschrei: Glückseliges neues Jahr! auch noch die letzten Ueberreste unseres Vermögens, die wir vor der Neubehosung unserer so schweren Cavallerie zu bergen wußten, weggenommen werden. Obwol wir nach der Versicherung sachverständiger Kanzelredner in Sodom und Gomorrha leben, will ich doch einen kleinen Rückblick wagen, da die Erzeugung von Salz bei uns Staatsmonopol ist und ich daher nicht Gefahr laufe, gleich der ihrer Familie zu früh entrissenen Gemalin Lot's, für meine Neugierde in eine Salzsäule verwandelt zu werden, vorausgesetzt, daß die Vorsehung sich nicht eine schwere Gefällsübertretung zu Schulden kommen lassen will.

Das abgelaufene Jahr war namentlich der Vielweiberei sehr ungünstig, indem sich der Sultan Abdul Aziz mit einer kleinen Damenscheere, mit der er sich den Bart zu stutzen pflegte, einige Adern aufschnitt, während in Wien Herr Baron Sina eines natürlichen Todes starb.

Durch den Tod dieses Millionärs, der sich wegen seiner Freigebigkeit gegen die Damen eines sehr guten Rufes erfreute, verlor die dramatische Kunst den bei den Damenschneidern so beliebten edlen Gönner. Die Verzweiflung in der Kunstwelt war eine allgemeine, aber die Besorgniß, die älteren Freundinnen des Verblichenen würden, dem Beispiele des Sultans Abdul Aziz folgend, sich mit dem Rasirmesser, mit dem sie sich bisher rasirt hatten, die Adern öffnen, ging glücklicherweise nicht in Erfüllung. Am lebhaftesten wurde die Neugierde der Theaterfreunde durch die Aufführung des „Ring des Nibelungen" in Bayreuth erregt. Es war viel Lärm um nichts, oder richtiger, da ein Sitz dreihundert Mark kostete, viel Lärm um viel Geld. Die Officiösen der Zukunftsmusik hatten versucht, die Aufführung dieses Musikdramas als ein deutsches Nationalfest auszuposaunen, und sie ahmten dabei nur das Beispiel jener Unternehmer öffentlicher Belustigungen nach, die, um Zuschauer anzulocken, die Veranstaltung einer „italienischen Nacht" versprechen. Derjenige, der diese italienische Nacht ernst nähme, würde allgemein ausgelacht werden, und es war daher gar kein Grund vorhanden, diejenigen, welche ein wirkliches deutsches Nationalfest in Bayreuth erwarteten, respectvoller zu behandeln.

In Wien veranstaltete der Kunstverein eine „Richard-Wagner-Ausstellung". Es wurde jedoch bei dieser keine türkische Trommel gerührt, außer in der Einleitung des Katalogs zu der Ausstellung, der es als den Zweck der letzteren bezeichnete, „den Einfluß, den die Schöpfungen

Wagner's auf die bildenden Künste genommen, zur Anschauung zu bringen". Man entnahm aber nur den Einfluß, den die Schöpfungen des Meisters auf einen einzigen Kunstzweig geübt hatten, nämlich auf die Erzeugung lackirter Puppen. Nur daß die Puppen, seit sie „Papa" und „Mama" sagen und die Glasaugen verdrehen, weit mehr geistigen Ausdruck besitzen, als die Lohengrine, Tristane, Elfen und Isolden, die hier auf der Leinwand umherlungerten. Der größte Theil der ausgestellten Bilder war Grau in Grau gemalt, so daß wir der melodielosen Musik eine farblose Malerei verdanken. Außer den Bildern war auch ein Autograph des genialen Mannes ausgestellt, ein Brief, in welchem er den ausgezeichneten Capellmeister unserer Oper, Hanns Richter, seiner Gewogenheit versichert, indem er sich „Ihr ganz guter Richard Wagner" unterschreibt. Wahrscheinlich unterschreibt er, wenn er dem Adressaten weniger freundlich gesinnt ist: „Ihr kaum genügender Richard Wagner", und wenn er diesen haßt: „Ihr ganz miserabler Richard Wagner".

Außer dem orientalischen Knoten, der noch immer nicht durchhauen ist, war der Ausgleich mit Ungarn das Jahresgespräch. Der letztere kam auch heuer nicht zu Stande, ein Umstand, der wesentlich zur Beförderung der Verdauung der Minister Oesterreichs-Ungarns beitrug, indem in jeder Woche unsere Minister nach Pest und dagegen die ungarischen Minister nach Wien reisten. Da die Minister dem Abgeordnetenhause ihre Reise-Abenteuer nicht mittheilen wollten, gab dieses seiner Ver-

stimmung endlich Ausdruck, worauf die Officiösen sich über die Abgeordneten in den auswärtigen Zeitungen lustig machten. Darüber interpellirt, erklärte Herr Sprechminister Unger, der nicht nur Vortragsmeister des Ministeriums ist, sondern auch den Oberbefehl über die Invaliden des Preßbureaus führt, daß er nur bestrebt sei, die sogenannten Gedanken der Regierung den Officiösen einzubläuen, und wenn dieselben die günstige Gelegenheit benützt hätten, um die Abgeordneten zu hänseln, so sei das ein Privatspaß dieser in Folge des fortwährenden Nachplapperns fremder Meinungen etwas unzurechnungsfähig gewordenen Pfründner des Dispositions-Fonds. So sehr wie die Naivetät bei jugendlichen Liebhaberinnen zu schätzen wissen und wir daher uns schon wiederholt versucht fühlten, Fräulein Schratt vom Stadttheater einen kostbaren Schmuck im beiläufigen Werthe von 300,000 Gulden an ihrem Namenstage anonym zuzusenden, so wenig vermag uns dieselbe Eigenschaft bei Staatsmännern ein wohlgefälliges Lächeln abzulocken. Der Herr Preßminister schien uns den Unabhängigkeitssinn seiner Officiösen zu überschätzen, und wenn die Angriffe derselben auf die Volksvertreter ihn unangenehm berührten, so hätte er ihnen diese nur zu verbieten gebraucht, ohne besorgen zu müssen, daß sie ihm den letzten Monatsgehalt mit den Worten: „Hier, Tyrann, schleud're ich dir den schnöden Mammon, mit dem du meine Seele kaufen willst, zu Füßen!“ gegen Empfangs-Bestätigung zurückgegeben hätten. Nein, Excellenz, die Officiösen sind keine Marquis Posas, denen ein klein wenig Ge-

dankenfreiheit lieber ist, als ein copioses Mittagessen, und wenn dieselben besorgt hätten, durch ihre Angriffe das Mißfallen der Regierung zu erregen, so würden sie diese auch für die freisinnigste Verfassung der Welt nicht unternommen haben.

Wir wollen aber muthig dem neuen Jahre entgegensehen und trotz des alten Deficits und der neuen Steuern nicht verzagen. Auch die Budget-Debatte, die für die Ewigkeit berechnet schien, hat ja ein Ende gefunden. Es wäre undankbar von uns, wenn wir leugnen wollten, daß unsere Kenntnisse auf dem Gebiete der Astronomie, Witterungskunde, Geologie, Literatur-Geschichte und Mythologie durch diese Debatte eine ansehnliche Bereicherung erfahren haben; und wenn wir, einer leidigen Gewohnheit, an Allem zu mäkeln, bereitwilligst Folge gebend, auch hier etwas auszusetzen haben, so ist es nur das Eine, daß wir nichts über das Budget erfahren haben. Die große Wahrheit, welche wir der noch so jungen Gesellschaftswissenschaft verdanken, „je später der Abend, desto schöner die Gäste", trat auch diesmal zu Tage, denn wir glauben kaum, daß jemals ein colossalerer Unsinn gesprochen wurde, als der, den noch zum Schlusse der pensionirte Statthaltereirath Herr Dr. Harrant über den Voranschlag des Ackerbauministeriums zum Besten gab. Gestehen wir es, ohne über unsere Schwäche zu erröthen, offen ein, wir waren selbst neugierig, die Ansichten dieses pensionirten Statthaltereiweisen über die zweckmäßigste Art des Anbaues des Spinats zu erfahren. Aber wie enttäuscht waren wir, als wir aus dem steno-

graphischen Protocolle erfuhren, daß er den Ackerbau nur zum Vorwand nahm, um über die Schulen zu sprechen, und mit dem schönen Freimuth, mit dem die Zierden der ultramontanen Partei uns die lächerlichsten Falten ihres Innern zeigen, behauptete, daß es zur Hebung des so lange vernachlässigten Bauernstandes nothwendig sei, die Schulen zu schließen, „in denen die Söhne und Töchter der Bauern nur lernten, die Zeit zu vergeuden". Wenn es nur die Unwissenheit ist, die uns noththut, dann können wir wahrlich schon jetzt getrost in die Zukunft blicken.

Johann Strauß und Richard Wagner.

6. Januar 1877.

Die Woche hat sehr melodisch mit einer neuen Operette von Johann Strauß begonnen. Ich war seit einigen Jahren nicht im Carl-Theater, und ich kenne daher den jetzigen Director der Hofoper, Herrn Jauner, schon lange nicht, da sich unsere Unbekanntschaft noch vom Carl-Theater her datirt, wo er früher ein ziemlich beliebter Schauspieler und später ein sehr glücklicher Director gewesen sein soll. Ich bin so wenig unterrichtet über die Verhältnisse dieses Theaters, daß, wenn man mir morgen den trefflichen Komiker desselben, Herrn Matras, auf der Ringstraße als den englischen Gesandten vorstellte, ich ihn in meiner Naivetät wahrscheinlich fragen würde: „How do you do?" Das Publikum hat sich, wie ich bei der Aufführung des „Prinz Methusalem" bemerkte, noch immer nicht gegen früher auffallend verändert, nur daß das Carl-Theater hauptsächlich von den orthodoxen Juden der Leopoldstadt besucht wird, während die Reformjuden der City in das Stadttheater gehen. Die Ersteren essen nach der Vorstellung ihre Gansleule beim

„goldenen Lamm", die Letzteren ihren Schinken bei einem der Restaurants in der Nähe der Seilerstätte. Man wird bald die Arien aus „Methusalem" auf der Straße hören, denn eine schöne Melodie bleibt nicht lange ein Geheimniß. Schon am ersten Abend fühlt der Glückliche, der sie gehört hat, das Bedürfniß, dieselbe beim Hinaustreten auf die Straße aller Welt zu verrathen, und bald ist sie die unzertrennliche Begleiterin des Bummlers, der müßig, die Hände in der Tasche, dahinschlendert; es trällert sie der Verliebte, der auf seinen Schatz wartet, es singt sie die Magd, während das Wasser aus dem Brunnen in ihren Krug rinnt, und endlich ist sie das Gemeingut sämmtlicher Lerchen der Schusterwerkstätte, die sie lustig pfeifen, wenn sie mit den auf dem Rücken baumelnden Stiefeln über das Straßenpflaster dahinfliegen. Was ist die Popularität des volksthümlichsten Dichters gegen die des Musikers? Aber wie beseligend muß es erst für diesen sein, wenn seine Weisen nicht nur alle Welt singt und pfeift, sondern wenn sich unter ihrem Zauber der kleine Fuß der schönen Frau entschleiert, die auf dem Tanzboden dahinschwebt. Sind die Arabesken, die ein holder Frauenfuß zu einem Walzer von Johann Strauß auf das Parquet zeichnet, nicht viel reizender, als die grauen Bilder von Theodor Pixis zu Wagners „Tristan und Isolde"?

Es ist aber schade, daß die hüpfenden Melodien unseres Strauß einen so langweiligen Text zu remorquiren haben. Die Operetten sind nur mehr in Musik gesetzte Satyren, gegen die weder die Censur, noch das

Porte-Epee, noch die Krone und selbst nicht die Unsterblichkeit schützt; denn wir haben immer die Schwächen der Priester, Generale, Monarchen und Götter mit dem Fiedelbogen geißeln gesehen oder gehört. Aber diese Satyre ist endlich erschöpft, die neuen Texte sind alle zum Gähnen alt, und wenn man sieht, wie wenig Geist und Laune die satyrischen Librettisten für ihre Aufgabe verwenden, so macht das den Eindruck, als wenn sie sich jetzt, nachdem sie die hohen Herrschaften des Altars, Thrones und Olympes genügend durchgehechelt, gar über ein verehrungswürdiges Theater-Publikum lustig machen wollten. Aber die Naivetät ist glücklicherweise unserer sonst so klugen Zeit noch nicht verloren gegangen, ich habe in der „Schönen Helena" Ehemänner, in der „Großherzogin von Gerolstein" Stabsoffiziere und zu meiner angenehmen Ueberraschung in „Prinz Methusalem" sogar ein dupirtes Publikum lachen gesehen.

Doch ich wollte nur uns Wienern zu der neuen Operette von Strauß Glück wünschen, und es ist durchaus nicht meine Absicht, meinen weit musikkundigeren Collegen in die Kritik zu pfuschen, obwol in dem „Wagner-Lexikon", das in dieser Woche erschienen ist, neben den besten musikalischen Namen auch der meine genannt ist. Der Verfasser nennt das Lexikon „ein Wörterbuch der Unhöflichkeit, enthaltend grobe, höhnende, gehässige und verleumderische Ausdrücke, welche gegen den Meister Richard Wagner, seine Werke und seine Anhänger von den Feinden und Spöttern gebraucht worden sind." Das Wörterbuch hat

trotz der langjährigen Wirksamkeit des Meisters nur 48 Seiten, und der kleine Umfang desselben muß umsomehr überraschen, wenn man bedenkt, daß Ausdrücke, die bisher als vollständig harmlos galten, auf die Zukunftsmusik angewendet, sofort zu gemeinen Schmähungen herabsinken. Der höfliche Mensch muß erschrecken, wenn er den Ausdruck „kalt", der in einem Artikel der unglücklichen „Rheinischen Musikzeitung" auf Wagner's Musik angewendet ward, als Grobheit im Wörterbuch verzeichnet findet. Ebenso hält unser Galanthomme das Wort „decorativ", das sich Professor Hanslick in einer Besprechung zu Schulden kommen ließ, für unstatthaft, und obwol Hanslick den Ausdruck dadurch zu mildern sucht, daß er Wagner ein „decoratives Genie" nennt, wird er doch von dem Ceremonienmeister der Zukunftsmusik aufs strengste verurtheilt. Für denjenigen, der den Umgang mit Wagnerianern lernen will, wird es ferner sehr lehrreich sein, zu erfahren, daß auch das Wort „Curiosum", wenn es von einer Schöpfung Wagner's gebraucht wird, denjenigen, der dabei ertappt wird, sofort zu einem Grobian stempelt. Dasselbe gilt von den Wörtern „algebraisch", „formlos", „schwerfällig" und ähnlichen bisher noch nicht nach Gebühr gebrandmarkten Ausdrücken. Unser berühmter Landsmann Hanns Makart, der schon nächstens mit Bildern zu Wagner's Opern hervorzutreten beabsichtigt, wird sich für seine künstlerischen Bemühungen hinreichend belohnt finden, wenn wir ihm mittheilen, daß eine Vergleichung mit ihm in der guten Gesellschaft als eine Schmähung betrachtet

wird, die sich kein Mann von gutem Ton zu Schulden kommen lassen darf. Herr Lübke nämlich ist es, der sich, wie wir aus dem Wörterbuch der Unhöflichkeit erfahren, so weit vergessen hat, Wagner „einen musikalischen Makart" zu nennen.

Ich bin weit entfernt davon, verschweigen zu wollen, daß das Wörterbuch auch wirkliche Grobheiten enthält, und darunter einige, die kein Gebildeter in unserem höflichen Zeitalter zu entschuldigen versuchen wird, selbst wenn sie — wie dies bei einigen der Fall ist — durch die Schmähungen des Meisters hervorgerufen wurden. Aber freilich werden diese in dem Munde Wagner's zur göttlichen Grobheit, und der Mensch von Erziehung wird, wenn der Meister dessen eine Wange ohrfeigt, ihm die andere noch nicht geschwollene Backe hinhalten. Interessant ist es, aus dem Wörterbuche zu erfahren, daß zu denjenigen, die sich Schmähungen gegen Wagner zu Schulden kommen ließen, die genialsten Musiker, sowie die berühmtesten Kritiker und Schriftsteller der neuesten Zeit gehören. So vor allen Mendelssohn und Schumann, und weiter in alphabetischer Reihenfolge: Ambros, Chrysander, Frenzel, Gumprecht, Gutzkow, Hanslick, St. Heller, Paul Heyse, Ferdinand Hiller, Laube, Lübke, Lorm, Oettinger, W. H. Riehl, Speidel, Spielhagen u. A. m.

Wagner erreicht seine künstlerischen Zwecke durch Mittel, die bisher noch jedes wahre Genie verschmäht hat, und es hat mich daher überrascht, in dem Wörterbuche nicht auch die doch so nahe liegende Schmähung

„Marktschreierei“ zu finden. Die Wagnerianer sind musikalische Freimaurer, die schon in jeder Stadt ihre Loge errichtet haben, die Wagner-Vereine, die wieder unter der Mutterloge von Bayreuth stehen, und es wäre eigentlich bezeichnender, Wagner nicht, wie es der Fall ist, Meister zu nennen, sondern Großmeister. Mozart und Beethoven, Göthe und Schiller haben niemals die Bildung von Vereinen angeregt und unterstützt, um sich den Beifall der Mitwelt zu sichern. Es giebt wol Schiller-Vereine, aber es hat sie nicht etwa Schiller ins Leben gerufen, um sich eine Partei zu sichern und durchzusetzen, daß nur seine Dramen zur Aufführung gebracht würden. Sie wurden gegründet, um das Andenken des großen Dichters durch die Unterstützung und Förderung dichterischer Talente zu ehren. Göthe und Schiller haben nie von der Nation die Erbauung eines Kunsttempels verlangt, und hätte Richard Wagner zu ihrer Zeit gelebt, sie hätten ihn gewiß in ihren Xenien nicht verschont und würden dafür wahrscheinlich in dem Wagner-Lexikon unter den Grobianen angeführt werden.

Tschernajeffs Heldenthaten, Triumphe und endliche Abschiebung.

21. Januar 1877.

Nach dem Triumph des Siegers, der aus der Schlacht mit Ruhm bedeckt heimkehrt, gibt es wol nichts, was das Gemüth eines Feldherrn mit größerer Genugthuung erfüllen könnte, als wenn ihm, nachdem er ausgiebig geschlagen worden, der Lorbeerkranz auf das geschlagene Haupt gesetzt und als kleiner Ersatz für seine sämmtlichen Niederlagen von der freudetrunkenen Bevölkerung die für eine solche Huldigung stets dankbaren Wagengäule ausgespannt werden. Diese Anerkennung, die auch den Unfähigsten wieder mit der Welt auszusöhnen vermag, ist in den letzten Tagen dem serbischen General Tschernajeff in der Hauptstadt Böhmens zu Theil geworden, dem großen Bouteillenhelden, der im stärksten Champagnerdampf, da Niemand wußte, ob er nicht in der nächsten Minute unter dem Tisch liegen werde, den ohnehin von ihm wiederholt zum Narren gehaltenen Fürsten von Serbien zum König ausgerufen hatte. Als er in Prag ankam, entdeckte er sofort mit sicherem Feldherrnblick das beste Hotel und fuhr in das-

selbe. Der begeisterten Menge aber brauchte der große Krieger nicht erst gezeigt und vorgestellt zu werden, denn er war ja um so leichter zu erkennen, da man Grund hatte, anzunehmen, daß dessen erhabene Adlernase an ihrem Endpunkte sehr stark geröthet sein werde.

Wie bescheiden aber der große Besiegte war! Als man ihm zujubelte, zog er mit sichtlicher Rührung ein Paar taubengraue Handschuhe aus der Tasche, verbeugte sich zuerst nach rechts, dann nach links und legte schließlich die Hand aufs Herz. Als man ihm die gangbarsten National-Gesänge zubrüllte, gab er seinem Dank für diese zarte Aufmerksamkeit Ausdruck, indem er jene, mit dem Kopfe nickend und mit dem Regenschirme den Tact dazu schlagend, mitträllerte. Und als man ihm endlich im Ueberschwange der Gefühle die Pferde ausspannte, warf der Gefeierte seiner neuen Bespannung ein Kußhändchen zu und sprach in verpöntem Deutsch: „Ich danke Ihnen, meine Herren, für die Mühe, die Sie sich mit dem Transport meiner Wenigkeit, sowie meines großen Gepäckes bis hieher gegeben haben, und ich werde, wenn es mir halbwegs möglich sein wird, von den Arien, die Sie mir vorzusingen so gütig waren, in meiner nächsten Operette Gebrauch machen. Aber ich bitte, incommodiren Sie sich jetzt nicht länger, denn für die weitere Anerkennung meiner bescheidenen Leistungen wird schon der Hausknecht sorgen, der meine Sachen aufs Zimmer bringen wird." Jetzt erst offenbarte sich das Mißverständniß, denn es waren die majestätischen Züge des Operetten-Capellmeisters Suppé, der nach Prag gereist

war, um der Aufführung seines neuesten Werkes beizuwohnen, die das niemals irrende Auge des Volkes für die des Generals Tschernajeff genommen hatte.

Der Irrthum wurde jedoch bald durch die Anordnung eines copiosen Mittagessens aus Nationalmitteln zu Ehren des geschlagenen Feldherrn, der auf dem Schlachtfelde Alles verloren hatte, nur nicht den Appetit, wieder gutzumachen gesucht. Die verbummelten Führer der Partei der Tschechissimi, die schon seit Langem nur mehr die klägliche Rolle ausgesungener Tenore spielen, benützten die so seltene Gelegenheit, wieder einmal von sich sprechen zu machen, und vorzimmerten bei dem gefeierten Helden, welchem nach dem edlen Gebrauche, den er in Serbien von den eingelaufenen Unterstützungsgeldern gemacht hatte, die russischen Behörden nicht mehr das Einfangen der so kostbaren Zobel in Sibirien anvertrauen wollten und den sie daher für seine Streiche einfach ausgewiesen hatten. In verjährten Fräcken, deren Motten sie sonst nur an den hohen Geburtstagen ihrer clericalen und feudalen Gönner ausklopfen, katzbuckelten sie so tief vor dem grotesken Passagier, als es der Duft seiner alten Juchtenstiefel ihnen erlaubte. Auch der tschechische Bürgermeister, dem es bisher nicht vergönnt war, sich in anderer Weise um die Stadt Verdienste zu erwerben, machte seinen Kratzfuß vor dem Thunichtgut und nahm dessen Versicherung huldvoller Gewogenheit gerührt entgegen. Der Herr Bürgermeister fragte den durch die Oberaufsicht über die milden Gaben für die Opfer des Krieges in seinen Ansprüchen an den

Comfort etwas verwöhnten Reisenden, ob er in Prag zufrieden sei und ob ihm nichts abgehe? worauf dieser erwiderte, daß ihm vorläufig noch gar nichts abgehe, daß er aber in dieser Beziehung den Massen-Deputationen, deren Besuch ihm noch bevorstehe, mit einiger Besorgniß entgegensehe.

Mit großer Spannung erwarteten die Parteiführer das von ihnen vorbereitete Festessen, denn der Geladene konnte ja, so gut er, ohne sich um die bestehenden Vorurtheile Europas zu kümmern, dem Fürsten Milan die Königswürde verliehen hatte, auch dem Herrn Dr. Rieger während des Herumreichens des Bratens die Krone Swatopluk's aufs Haupt stülpen oder dem Agitator Herrn Skrejschowsky seine Huld erweisen und die Dynastie der Skrejschowskyden auf den Thron erheben. Der Fremde fing bereits an, sich in der schönen Stadt Prag äußerst behaglich zu fühlen. Er verbrachte die Zeit mit Essen, Trinken, Rauchen, Schlafen, und da er mit seinen zahlreichen Besuchern fortwährend Händedrücke zu wechseln hatte, wol auch mit Abwaschungen. Er hielt ununterbrochen begeisterte Ansprachen, aus denen die näherstehenden Zuhörer entnahmen, daß er ein Freund der Pflaumen in jenem weiteren Verlaufe ihrer Entwicklung sei, in dem ihnen die Wissenschaft den Namen Slibovitz beilegt. Das excessive Betragen des unglücklichen Feldherrn erregte endlich die Aufmerksamkeit der Polizei, und eines Tages, da er eben mehreren Schneidergesellen, die ihn besucht hatten, den schönsten Tag ihres Lebens bereitet hatte, ereilte ihn die plötzliche Abschiebung.

Als der Polizei-Commissär ihn, trotz seiner wieder-

holten Versicherung, daß er keine Eile habe, einlud, schon mit dem nächsten Zuge abzureisen, wollte er zum Abschied noch eine kleine Aufwiegelung der Menge, die sich vor dem Hotel versammelt hatte, zum Besten geben und stürzte ans Fenster. Nachdem er aber durch dieses seinen erprobten flüchtigen Feldherrnblick geworfen und das Anrücken der bewaffneten Macht bemerkt hatte, ließ er von seinem heroischen Vorhaben wieder ab. Doch suchen in derartigen schwierigen Lagen große Männer die Blamage durch ein geflügeltes Wort möglichst zu vermeiden, und so rief denn auch Herr Tschernajeff dem lächelnden Polizei-Commissär pathetisch zu, er wolle sich lieber erschießen lassen als abreisen, und stieg dann eiligst in den bereitstehenden Wagen. Bald entführte die Locomotive den Märtyrer, von dessen ferneren Schicksalen bisher nichts bekannt wurde, als daß er an der Grenzstation um 17 fl. 33 kr. Erfrischungen zu sich genommen. Doch ist sein Andenken selbst nach Verlauf von achtundvierzig Stunden dem Gedächtniß der Zeitgenossen nicht entschwunden, denn wie die tschechischen Zeitungen mittheilen, beabsichtigt „die Partei" dem Helden, der schon, wie erwähnt, im Besitze so vieler milder Gaben sich befindet, auch noch eine Ehrengabe zu überreichen. Nur glauben wir statt des beabsichtigten Ehrensäbels, der ja in civilisirten Ländern zum Tranchiren von Kapaunen nicht verwendet werden kann, als passendste Ehrengabe eine Ehrengabel vorschlagen zu sollen.

Faschingslangeweile, Vorschlag für ein Grillparzer-Denkmal. Wieder ein Attentat auf die Würde des Abgeordnetenhauses.

4. Februar 1877.

Obwol einige Würdenträger des Versatzamtes wiederholt die Vermuthung ausgesprochen haben, daß wir uns mitten im höchsten Taumel des Faschings befänden, glaube ich doch keineswegs an dieses Mährchen. Ich bin nicht der Mensch, der Thatsachen, die gegen ihn zu sprechen scheinen, möglichst zu vertuschen sucht, und ich will es daher nicht in Abrede stellen, daß der Herr Reichs-Finanzminister v. Hofmann in der That seit einiger Zeit sehr verschlafen aussieht. Ich glaube jedoch nicht, daß daran eine Polka-Mazur die Schuld trägt, die Se. Excellenz in der Nacht vorher getanzt hat, sondern blos die langweilige Verhandlung über die Bankfrage, die im Speisezimmer des Herrn v. Pretis jetzt alltäglich, nachdem der servirende Diener den steierischen Kapaun mit gemischtem Salat abgetragen hat, mit den ungarischen Ministern gepflogen wird. Ach Gott ja, man sieht wol hin und wieder noch um elf Uhr Abends eine einspännige Droschke

über die Ringstraße rollen, und ich weiß daher, auch ohne die reizenden Wochenplaudereien in unseren Zeitungen gelesen zu haben, daß die Haute finance ihre Salons geöffnet hat. Man hört auch an den öffentlichen Belustigungsorten jetzt auffallend viel Böhmisch reden, zum Beweis, daß die Maskenbälle ihren Zauber für die Dámenwelt noch nicht ganz eingebüßt haben. Und ebenso bietet die Redoute als Rivalin des Festes der Fußwaschung am Gründonnerstag noch immer die beste Gelegenheit, die ältesten Frauen Wiens kennen zu lernen. Aber der Humor ist unserem Fasching ganz abhanden gekommen, und die jungen Leute, die man in den Ballsälen trifft, sehen aus, als wenn sie von den Sockeln der Entwürfe zu einem Grillparzer-Denkmale herabgestiegen wären, ebenso mißlaunig und nur noch etwas hinfälliger, als der verpfuschte Dichter.

Die Mehrzahl der Preisbewerber hat Grillparzer als greisen Pensionisten aufgefaßt und ihm die ganze Dienstzeit in sein Monument eingerechnet. Ich war aber von der Beschränktheit der Phantasie jener Bildhauer überrascht, welche die Gebrechlichkeit des Alters in dem Denkmal zum Ausdruck bringen wollten. Sie lassen den Dichter fast ausnahmslos ermüdet in einem Lehnstuhle sitzen, und kein Einziger macht den Versuch einer etwas originelleren Ausführung dieses Problems. Sie könnten ihn ja beispielsweise zur Rechten und Linken durch je eine Muse, etwa durch Klio und Melpomene, gestützt einherschwanken lassen, so daß diese beiden Damen, anstatt in ihrer ewigen passiven allegorischen Rolle als

Celebritäts-Beisitzerinnen am Fuße des Sockels zu kauern, auf diesen selbst, um thätig einzugreifen, gehoben würden, oder man hätte ihn auch einmal in Anbetracht seines hohen Alters im Bette liegend darstellen sollen, zu seinen Häupten etwa „die Ahnfrau", die ihm mit theilnehmender Miene einen tiefen Teller mit Hühner-Bouillon reicht.

Während die Denkmalfrage noch immer die Gemüther erregt, ist eine sehr streitige Kunstfrage, über die schon während der ganzen vorigen Woche debattirt wurde, im Abgeordnetenhause endlich entschieden worden. Der Gesetzentwurf nämlich, den einer der Lessinge der Volksvertretung einbrachte und der als Nachtrag zum „Laokoon" auch die Grenzen zwischen Natur- und Kunstwein feststellen wollte, ist abgelehnt worden. Diese Verhandlungen haben unter den Weintrinkern eine große Aufregung hervorgerufen, denn so mancher Zecher, der in seiner rothen Nase bisher nur das stille Walten der Natur bewunderte, fragte sich, von bangen Zweifeln gefoltert, ob er nicht ein Märtyrer der Kunst und das verführerische Roth seiner Nase nicht blos eine falsche Vorspiegelung und das Ergebniß eines „aus Wasser durch Beimischung zweckdienlicher Substanzen hergestellten Getränkes" sei; einer Mischung nämlich, die nach §. 1 des Gesetzes unter den Begriff „Kunstwein" fällt. Sowol die Anhänger des Natur-, wie jene des Kunstweins verfochten ihre Ansicht mit der ganzen Beredtsamkeit des Fachmannes, und während die Kunstfreunde über die Unbeholfenheit des Naturweins spotteten, überschütteten die Naturfreunde den Kunstwein, bei dem es aber

freilich auf eine Beimischung mehr oder weniger von zweckdienlichen Substanzen nicht mehr ankommt, mit der ätzenden Lauge ihrer Satyre. Leider ließ sich der Abgeordnete, Herr Graf Kinsky, verleiten, in der Hitze des Gefechtes das verführerische Wort „Trottel" zu gebrauchen und so neuerdings die unglückliche „Würde des Hauses", welche erst vor Kurzem durch einen unüberlegten Ausdruck des Herrn Teuschl eine gefährliche Verletzung erlitt, von der sie sich nur, Dank der sorgsamen Pflege durch den Herrn Präsidenten, allmälig erholen konnte, in bedenklichem Grade zu erschüttern. Der tief gekränkte Herr Präsident forderte den Redner zwar sofort auf, die wiederholt so schwer geprüfte Würde des Hauses zu wahren, worauf derselbe erklärte, das Wort zurücknehmen zu wollen; leider fühlte sich aber das Haus durch die unausgesetzten Attentate so tief entwürdigt, daß es diese Erklärung mit schallendem Gelächter begrüßte.

Der Freiheitssänger Ludwig August Frankl auf dem Hofballe.

13. Februar 1877.

Der Hofball war wieder sehr animirt, allein da ich denselben, wie schon seit so vielen Jahren, auch heuer nicht besucht habe, bin ich leider nicht im Stande, meiner neugierigen Leserin zu verrathen, wie Herrn Dr. Ludwig August Frankl, der als neugebackener Ritter der Eisernen Krone seinen Lebensabend durch den Besuch des Hofballes verschönen wollte und daher auf demselben als jüngstes adeliges Backfischchen zum erstenmale erschien, seine neue Uniform gekleidet hat.

So wie Mosenthal und Weilen nach langjährigem mühseligem Dichten, hat nun auch Frankl, der Sänger der Freiheit und anderer berühmter Verstorbener, diesen Orden erhalten, der zu den Eigenthümlichkeiten des israelitischen Volkes gehört. Jedes Todtengräberkind weiß, welche Verdienste Frankl sich um die Bewohner der Friedhöfe Wiens erworben hat. Er war hinter dem Leichenwagen jedes illustren Verstorbenen zu finden, so daß die Rappen, die jenen zogen, freudig wieherten, wenn der alte Stammgast aller Leichenzüge schwarz ge-

kleidet und zuletzt sogar mit schwarz gefärbtem Bart und Haar sich auch nur in der Ferne zeigte, und es ging wiederholt die Rede, er sei zum Ehrenmitgliede der Entreprise des pompes funèbres ernannt worden. Obwol er Arzt ist, hat er doch den ärztlichen Beruf niemals ausgeübt, eine Enthaltsamkeit, die um so überraschender ist, da doch zweifellos der Arzt Frankl dem Nekrologisten Frankl eine zahlreiche Clientel verschafft hätte. Nicht am Krankenbette war sein Platz, sondern am Sarge; sein Lesepublikum bestand fast nur aus den für die zahlreichen Beweise der Theilnahme dankbaren Hinterbliebenen, und gewiß hat kein Dichter in unserem lyrischen Jammerthale so oft wie er ausgerufen: Er ist dahin!

Obwol aber sein Leben so reich an Begräbnissen war und er mit Befriedigung auf eine so große Reihe von Grabhügeln zurücksehen konnte, und obgleich er sich noch immer stark genug fühlte, um die Feder mit zitternder Hand zu ergreifen, und wenn auch die Handvoll Strophen, die er dem Todten nachwarf, noch immer so hohl klangen, wie ehedem, fühlte er sich endlich doch vereinsamt, und er beschloß daher, ein Comité zu bilden. Als die Kunde von der Bildung dieses Comités sich verbreitete, wurden die Besitzenden von einer großen Besorgniß ergriffen, und in der That hieß es bald darauf, die Verschworenen hätten den Beschluß gefaßt, Schiller ein Monument zu errichten, und sich auch bereits in den Besitz des dazu nothwendigen Adreßbuches gesetzt. Und zwar sollte das Denkmal, da bekanntlich die Bronzezeit,

in der früher die Menschen lebten, jetzt für die Todten herangebrochen ist, aus dieser berüchtigten Legirung gebildet werden. So erhielt Schiller eine Bronce-Standbild und Frankl die Eiserne Krone.

Dieser Orden giebt demjenigen, der ihn sich zu verschaffen gewußt hat, das Recht, um die Erhebung in den Ritterstand einzukommen, und falls er sich seines bisherigen Namens schämt, denselben durch ein wohlklingendes Prädikat zu veredeln. Daher kommt es auch, daß die meisten Besitzer der Eisernen Krone Phantasie-Namen führen, die bei dem Ununterrichteten den Verdacht hervorrufen müssen, die Träger derselben seien einem Romane von Spielhagen oder einem Lustspiele von Roderich Benedix entsprungen. Auch Herr Frankl, dessen Gesuch um Erhebung in den Ritterstand bereits wenige Stunden nach Empfang des Ordens im Einreichungs-Protokoll abgegeben wurde, legte sich den Namen Ritter v. Hochwart bei. Herr v. Hochwart — glaubt man nicht einen Theaterzettel zu lesen? Wenn man Frankl heißt, kann man nicht in einem Salonlustspiel auftreten und einer jungen vornehmen Wittwe, die schmachtend in einer Causeuse liegt, eine Liebeserklärung machen. So unsinnig es auch jedem vernünftigen Menschen erscheinen mag, sie kann ihm nicht mit dem feinen Spitzen-Taschentuch in der Hand in die Arme stürzen und aufschreien: Frankl, ich liebe dich! Herr v. Hochwart aber, das ist der reine Sonnenthal im eleganten Morgencostüme. Ich sehe ihn ordentlich, wie er mit einer seiner unwiderstehlichen Westen neben der Baronin sitzt und ihr den Hof macht.

„Ach, Frau Baronin," sagt er, „ich liebe Sie!"

Die Baronin giebt ihm den berühmten Schlag mit dem Fächer und erwidert: „Hahaha, Herr v. Hochwart, Sie sind mir erst vor einer halben Stunde vorgestellt worden und lieben mich bereits; das kommt mir ein bischen schnell vor."

„Ach, Frau Baronin!" ruft darauf Herr v. Hochwart, indem er seine Rechte auf die wunderbare Weste legt, „muß man sich denn erst sechzig Jahre kennen, wenn man einander lieben will?" u. s. f.

Vielleicht war nach diesem Orden nur deshalb, weil er die Möglichkeit einer Namensveränderung bietet, in den letzten Jahren eine so große Nachfrage von Seite gewisser „Banquiers", die mit einer ihrem Rufe sehr nachtheiligen Rapidität in den Besitz eines sehr großen Vermögens gelangt waren. Setzen wir den Fall, irgend ein „Banquier" Leonidas habe es durch äußerst schmutzige Geschäfte dazu gebracht, eine der anrüchigsten Persönlichkeiten zu sein. Nehmen wir nun weiter den allerdings unwahrscheinlichen Fall an, daß es diesem Nichtswürdigen gelänge, den erwähnten Orden zu ergattern, so giebt ihm dieser das Recht, nunmehr Leonidas Ritter v. Thermopylae zu firmiren, und endlich den Leonidas bei Thermopylae fallen zu lassen und sich kurzweg Herr von Thermopylae zu nennen. Hat da nicht der Orden eine sehr große Aehnlichkeit mit der Tarnkappe, die unsichtbar macht, da man den Spitzbuben Leonidas nicht mehr sieht, sondern nur den ganz harmlosen homo novus Herrn v. Thermopylae? Ich kann es begreifen,

wenn ein Poet den Ehrgeiz hat, ins Conversations-Lexikon zu kommen; aber daß ein Poet, und sei er noch so mittelmäßig, jahrelang katzbuckeln mag, um endlich neben dem Herrn Ritter v. Thermopylae ein Plätzchen im Genealogischen Taschenbuche zu erhalten, das ist mir wahrhaftig unbegreiflich. Aber freilich, der Poet kann auch auf den Hofball gehen!

Die Mischehen und die culinarischen Gründe des Herrn Fürsterzbischofs von Wien gegen dieselben.

25. Februar 1877.

Wenn man so ganz allein zu Hause sitzt und nachgrübelt, bekommt man oft recht traurige Gedanken. So fiel mir erst vor ein paar Tagen ein, was geschehen wäre, wenn sich der liebe Gott vergriffen und statt des lebenslustigen harmlosen Adam Se. Eminenz den Cardinal Fürsten Schwarzenberg als ersten Menschen geschaffen hätte. Die arme Eva wäre wol als alte Jungfer gestorben, es hätte gar kein Menschengeschlecht gegeben, und die Theater wären in Folge dessen wahrscheinlich noch leerer, als sie ohnehin schon sind. Natürlich haben in der Debatte über das Ehegesetz im Herrenhause wie gewöhnlich wieder die Theoretiker das große Wort geführt, die gar keinen Dunst vom weiblichen Geschlecht haben, die Herren Bischöfe. Es sprach zwar auch noch das unglückliche Weltkind, Herr Graf Leo Thun, über die Ehe, aber Lust zum Heiraten wird er wol Keinem gemacht haben, denn nach seiner Ansicht scheint jene ein auf gegenseitiges Vorbeten, verschärft durch

mehrmaliges Fasten, gegründetes Verhältniß zu sein. Es war, wie man weiß, die Rede von der Ehe zwischen Christen und Nichtchristen; aber selbst diejenigen, welche zu ihren Gunsten sprachen, sahen sie wie ein großes Unglück an, das sich nur nicht vermeiden lasse. Ich bin gerade der entgegengesetzten Ansicht und glaube, daß solche Ehen vielmehr zu den glücklichsten gehören. Wenn Zwei, ungeachtet der so großen Vorurtheile, welche die Welt einer Vereinigung dieser Art entgegenbringt, einander heiraten und sich sagen: Was geht uns die Welt an, wir sind uns genug, so spricht das jedenfalls dafür, daß diese Beiden sich wahrhaft lieben; jeder Theil weiß, daß der andere ihm ein ungewöhnliches Opfer gebracht hat, und ist ihm dankbar dafür, und eine Ehe, die auf Liebe und Dankbarkeit gegründet ist, wird kaum jemals eine unglückliche werden. Wie glücklich wäre selbst die Ehe zwischen der weißen Desdemona und dem schwarzen Othello gewesen, wenn nicht Jago ein so fürchterlicher weißer Hallunke gewesen wäre.

Se. Excellenz der Herr Fürst-Erzbischof von Wien meinte, es sei eine Lebensgemeinschaft unmöglich, „wenn ein Gatte den Sabbath, der andere den Sonntag, der eine die christlichen, der andere die israelitischen Feste zu feiern habe, wenn der eine anstandslos Speisen genieße, die dem andern durch die Vorschriften seiner Religion untersagt seien." Ich glaube kaum, daß der Herr Fürst-Erzbischof Kutschker durch diese beängstigende Schilderung das beabsichtigte Gruseln vor einer derartigen Ehe erregen wird, sondern daß die Meisten eine solche, an Abwechslungen reiche

Ehe weit weniger langweilig finden werden, als die gewöhnlichen Durchschnitts-Ehen. Es kann dem Gatten nur sehr angenehm sein, wenn seine Frau nicht nur Sonntags, sondern auch Samstags ihre schönsten Kleider anlegt und reizend aussieht. Und wenn wieder der Mann lustiger ist als gewöhnlich, weil der jüdische Carneval seinen Höhepunkt erreicht hat, so wird das seine Gemalin gewiß nicht zur Verzweiflung bringen. Ich will endlich nicht leugnen, daß die Küche in der Ehe eine sehr große Rolle spielt. Mir ist selbst der Fall bekannt, daß ein Mann, obwol er ziemlich phlegmatisch zum Altare schritt, seine Frau nach dreimaliger Schöpsenkeule mit Erbsenpurée anbetete. Der Herr Fürst-Erzbischof scheint, indem er das düstere Bild von den Speisen entrollte, die dem einen Gatten durch die Vorschriften seiner Religion untersagt sind, auf das so beliebte Schweinefleisch angespielt zu haben. Es scheint mir aber unwahrscheinlich, daß ein Ehegatte, wenn er auf den häuslichen Rühr-Eiern plötzlich einen appetitlich aussehenden Schnitt Schinken entdecken sollte, entsetzt sein Antlitz mit der Serviette verhüllen oder gar seiner Frau den Genuß dieser Speise untersagen werde, und daß diese, durch das Verbot in ihren heiligsten Gefühlen gekränkt, die Hände ringend ausriefe:

„O Moriz, hätte ich geahnt, daß ich für immer auf Schinken würde verzichten müssen, ich hätte dir nie die Hand zum Bunde für's Leben gereicht.“

Ich glaube, daß im Gegentheile die Speisekarte in einer Misch-Ehe weit mannichfaltiger sein werde als in gewöhnlichen Ehen, und daß der einsichtsvolle jüdische Gatte

sich von seiner Frau zu den indogermanischen Schweinscoteletten mit Sauerkraut und die christliche Gattin sich von ihrem Manne zu den gemästeten semitischen Gänsen werde bekehren lassen.

Zum Glück für unsere ohnehin so zerrütteten Finanzen hatte sich Herr Graf Leo Thun „leider nicht hinreichend vorbereitet". Denn da er trotzdem nicht weniger als dreizehn Spalten im stenographischen Protocolle zum Besten gab, so würden bei einer ausreichenden Vorbereitung die vorhandenen Papiervorräthe wahrscheinlich nicht genügt haben und es hätte sich die Bewilligung eines Nachtragscredits für die Aufnahme der gräflichen Rede ins Protocoll als nothwendig herausgestellt. Der Herr Graf schien selbst einzusehen, wie schwer es einem gewöhnlichen Menschen ohne violette Strümpfe fallen müsse, bei seinen Ausführungen ernst zu bleiben, und gestand daher zu, „er würde sich ohne die Anwesenheit der Bischöfe nicht getrauen, sich so bestimmt auszusprechen". Wir finden aber, daß man einen unerlaubten Mißbrauch mit den armen Bischöfen treibt, wenn man ihre Anwesenheit nur dazu benützt, um Dinge vorzubringen, über die jeder Andere, der nicht, wie jene, durch seine Berufspflichten daran verhindert ist, sich den Bauch vor Lachen halten muß.

Se. Durchlaucht Herr Fürst Liechtenstein hatte einen Antrag auf motivirte Tagesordnung eingebracht, der nicht nur von mehreren Clericalen, sondern auch von dem Professor des Völkerrechtes an der Wiener Universität, Herrn Hofrath Neumann, unterschrieben

worden war. Herr Hofrath v. Arneth hatte sich über diese sonderbare Coalition in milder Weise lustig gemacht, und es war nun Sache des Angegriffenen, diese Verletzung der Etiquette höflich, wie es sich für einen Hofrath und gegen einen Hofrath geziemt, zurückzuweisen. Er wendete sich zuerst an das Haus, welches ja an dem peinlichen Vorfall, daß er angegriffen worden war, keine Schuld trug, und bat dasselbe in feierlichster Weise um Entschuldigung, „daß er die Geduld desselben in einem Momente, wo es ohnehin ermüdet, um nicht zu sagen erschöpft sei, in Anspruch nehmen müsse". Man wird, auch ohne daß ich besonders darauf aufmerksam mache, bemerkt haben, welchen Vorwurf die oratorische Steigerung, „ermüdet, um nicht zu sagen erschöpft", gegen den Vorredner Herrn Hofrath Arneth enthält. „Aber," fuhr er fort, „ich ertheile Ihnen das feierliche Versprechen, daß ich Ihre Geduld nicht über das Maß mißbrauchen und für dieselbe mich auch dankbar zeigen werde." Welches Ceremoniel! Glaubt man nicht einen Gesandten erster Classe zu hören, der, wie jeder Kenner des Völkerrechtes weiß, das Recht hat, in seinem Empfangssaale einen Thronhimmel aufzuschlagen, seinen Pferden Quasten anzuhängen und bei feierlichen Anlässen mit Sechsen zu fahren? Nach der feierlichen Ansprache kam ein niederschmetternder, aber unverständlicher Witz. Er nannte nämlich den Herrn Hofrath Arneth „der hochverehrte Redner vor mir" und fügte mit schalkhaftem, den mit der unklaren Lauge der Satyre Uebergossenen fast bedauerndem Schmunzeln hinzu: „Ich bediene mich des

Ausdruckes „Vorredner" aus grammatikalischen Gründen nicht." Da jedoch der Ausdruck „Vorredner" richtiger ist, als der umschreibende Ausdruck „Redner vor mir", so sind uns die grammatikalischen Gründe noch weit räthselhafter als die Satyre. Aber nicht zufrieden mit dem einen Keulenschlage, wiederholte er ihn und nannte das unglückliche Opfer nicht weniger als fünfmal „Redner vor mir". Der übrige Theil seiner Rede war unbedeutend.

Frau Nilsson.

7. März 1877.

Ich war bei dem Abschiedsconcerte der Nilsson. Ich habe sie in der Oper, da man sie durch enorm hohe Preise gegen den Andrang der nicht ganz Verrückten zu schützen suchte, nur zweimal gehört, als Valentine in den „Hugenotten" und in einer gemischten Vorstellung als Alice, Desdemona und Ophelia. Es thut mir leid, daß ich sie nicht als Gretchen gesehen habe und daher nicht im Stande bin, ein Urtheil darüber abzugeben, ob das weiße Kleid, das sie als Gretchen trug, vor dem bei den bisherigen Gretchen-Darstellerinnen üblichen blauen Kleide den Vorzug verdient oder nicht. Dagegen habe ich die berühmte Sängerin wiederholt in ihrem olivengrünen Privatleben beobachtet, denn sie trug einen Mantel dieser Farbe, so oft ich ihr Mittags auf der Ringstraße begegnete. Am öftesten aber habe ich sie photographirt gesehen, denn ich weiß nicht, wie es kam, aber sobald ich ihr Bild in einem Schaukasten traf, blieb ich regelmäßig davor stehen und sah es an. Am besten gefiel mir eine gemalte Photographie, die ich in einer Kunsthandlung auf dem Kohlmarkte fand, und

ich habe immer von neuem das glänzende blonde Haar, die Vergißmeinnicht-Augen und diese schönen Wangen, die vom Rosenschein der Gefühllosigkeit angehaucht sind, bewundert. In unserer Zeit des Kautschuks und der Watte, des Chignons und der amerikanischen Zahnärzte kann man sich nur an die Augen einer Frau halten, denn diese wenigstens lassen sich noch nicht färben oder mit künstlichen vertauschen. Wenn, schöne Frauen falsche Augen haben, sind es, Gott sei Dank, immer ihre eigenen. Die Nilsson hat die vornehmen Augen einer tugendhaften Hofdame, und es müssen sich mit denselben die schönsten Krokodilsthränen weinen lassen. Ich weiß nicht, wie alt sie ist; ich habe sie in Meyer's Handlexikon des allgemeinen Wissens aufgesucht, aber ich fand da nur „Nilpferd" und gleich darauf „Nimbus"; dagegen war ich Zeuge eines erbitterten Streites zweier Habitués der Oper über ihr Alter, indem der Eine behauptete, sie sei sechsunddreißig Jahre alt, worauf der Andere ihn einen Ehrabschneider nannte und schrie, sie sei erst fünfunddreißig Jahre alt.

Ich hörte sie zum ersten Male als Valentine, aber ich hatte damals einen sehr schlechten Platz in der letzten Sperrsitzreihe auf der dritten Galerie, und da vor mir zur Linken eine Dame saß, die sich eines Chignons von dem Umfange einer Grenadiermütze erfreute, sah ich nur den rechten Fuß der berühmten Sängerin. Doch erfuhr ich durch meinen Nachbar, den ich, da er einen Sitz mit der Aussicht auf den linken Theil der Nilsson innehatte, um Auskunft darüber ersucht hatte, daß sie auch

einen linken Fuß habe. Man muß die Nilsson sehen, um ihren Gesang zu verstehen; wenn man aber nur einen Fuß von ihr kennt, kommt Einem ihre Stimme gar nicht umfangreich vor. Ihre Stimme entzückte mich erst, als ich sie von einem Sitze in der zweiten Reihe des Parquets aus hörte und ihre schlanke vornehme Gestalt, ihre schönen Bewegungen, ihr Mienenspiel, die weißen Arme und sonst gar nichts sah. Denn sie spielt mit einer entsetzlichen Züchtigkeit und legt sich als Desdemona derart vermummt ins Bett, daß man glauben sollte, die Handlung spiele nicht in Cypern, sondern in Lappland, und überrascht ist, Othello nicht in einem über die Ohren gezogenen Seehundsfelle eintreten zu sehen. Sie war eine treffliche Ophelia; sie spielte und sang reizend, aber ihr Wahnwitz war elegant; sie könnte damit auf jeden Hofball gehen, und man sieht es ihrer Verrücktheit an, daß sie das Werk eines Prinzen ist. Meisterhaft spielt sie auch, wenn sie herausgerufen wird und für den Beifallssturm, den sie verschuldet hat, dankt. Es ist das eine ihrer schönsten Rollen. Schade nur, daß sie dabei nicht zu singen hat. So ungefähr müßte eine Königin danken, wenn sie von ihren Völkern für eine verliehene Bravour-Verfassung dreimal gerufen würde.

Das Concert, mit dem die Nilsson von Wien Abschied nahm, begann erst um halb zehn Uhr Abends; das ist ein bischen spät, denn selbst die Mondesfinsterniß, die zwei Tage vorher stattgefunden hatte, begann schon um halb sieben Uhr. Aber endlich zeitlich zu Bette gehen kann man jeden Tag, während man die Nilsson nicht immer

noch um Mitternacht singen hören kann. Das Concert wurde eröffnet mit einer symphonischen Dichtung Liszt's, „Festklänge“, vorgetragen auf zwei Clavieren. Ich muß, ohne unbescheiden sein zu wollen, gestehen, daß ich mich schon durch Ein Clavier für hinlänglich bestraft erachtet hätte. Doch ich erlaube mir kein Urtheil über das Werk des genialen Virtuosen und Musikers, denn was will es endlich bedeuten, wenn sich die Haare eines einfachen Laien vor Entsetzen sträuben? Sehr hübsch trug ein belgischer Gast, Herr Fischer, ein Stück von Servais auf dem Violoncell vor, und endlich kam sie, derentwegen man gekommen war, um die Schmuck-Arie aus „Margarethe“ zu singen. Die Sängerin trug zwei Medaillen auf der Brust, so daß ich anfangs glaubte, sie wolle statt des Gretchens den Valentin singen, der ja ein braver Soldat ist. Ich finde, daß Medaillen die Büste einer schönen Frau entstellen, und wenn diese schon auf einen solchen Schmuck nicht verzichten will, sollte sie dieselben im Haare tragen, oder, vorausgesetzt, daß jene niedlich sind, in den Ohren. Ich habe wol, wenn mich nicht etwa der Kaiser von China als Sohn adoptirt, kaum eine gegründete Aussicht, jemals einen Thron zu besteigen; wenn ich aber ein Souverän wäre und einer schönen Dame meine Medaille verliehe, damit sie mein Bild an ihrem Busen trage, würde ich im höchsten Grade eifersüchtig sein, wenn sie dann noch einen zweiten Monarchen an ihr wankelmüthiges Herz schlösse, und meinem Nebenbuhler vielleicht den Krieg erklären. Nachdem sie die Arie gesungen hatte, setzte sie sich neben die Fürstin

Metternich und plauderte mit ihr, leider so leise, daß es dem Referenten unmöglich ist, über den Inhalt dieser kleinen Plauderei Bericht zu erstatten. Nach einem prächtigen Largo von Händel, das durch seine feierliche Langsamkeit an die Verhandlungen des Steuer-Reform-Ausschusses erinnerte, las Frau Olga Lewinsky ein Märchen von Andersen: Die Geschichte von einer Mutter. Das ist keine Vorlesung für unverheiratete Leute; man muß sich ja, wenn man diese gruselige Geschichte gegen Mitternacht erzählen hört, fürchten, in einem Zimmer allein zu schlafen. Wieder verkündete eine Beifallssalve das Nahen der Nilsson, und diese trug das Ave Maria Gounod's so außerordentlich schön vor, daß die Zuhörer gewiß bereit gewesen wären, das Psalterium Mariae anzuhören, das keine Kleinigkeit ist, denn es besteht aus hundertundfünfzig Ave Maria. Und jetzt sind meine Taschen leer, ich weiß kein Lob mehr für ihren Vortrag der schwedischen Lieder. Soll ich sie noch zum Schlusse eine Lerche nennen? Nein, es würden sich sonst alle Coloraturspatzen und Truthennen unserer Oper beleidigt fühlen.

„Die Walküre" von Richard Wagner.

18. März 1877.

Weh, wie wenig Wonne ward mir wanderndem Wiener Spazierwalt durch Wagner's „Walküre"! Das, meine unglückliche neuhochdeutsche Leserin ist die berühmte verstorbene Alliteration, die der Meister aus dem Grabe, in dem sie tausend Jahre gelegen, hervorgeholt hat; in diesen vermoderten Stabreimen halten seine schwatzhaften Götter und Helden ihre endlosen Zwiegespräche, und wenn man eine Weile hingehorcht hat, dann hört man diese gespenstischen Reime unheimlich klappern, als wenn Todtengebeine aneinandergeschlagen würden. Aber seine Helden sind trotz ihrer verschrumpften Sprache nicht die alten deutschen Helden, die gemeinschaftlich sangen und dazu mit den Schwertern an die Schilder schlugen. Der Chor, ja der mehrstimmige Gesang überhaupt, sind aus diesem sonderbaren deutschen Musikdrama verschwunden, und es herrscht in ihm die langweilige parlamentarische Uebung, derzufolge immer nur Einer das Wort ergreifen darf und die Anderen Maulaffen feil halten,

so lange der geehrte Herr Vorsänger das Recitativ hat. Auch stört keine Melodie die erhabene Monotonie dieses Musikwerkes, und statt ihrer hat uns der Schöpfer desselben großherzig mit der unendlichen Melodie beschenkt. Wenn Wagner unsere verpfuschte Welt zu schaffen gehabt hätte, würde er gewiß der Lerche den Umfang des Rhinoceros und dem Veilchen die Größe des Krautkopfes gegeben haben.

So haben denn die olympischen Festkrämpfe endlich stattgefunden. Alles war wahnsinnig: der Text, die Musik, die Wagnerianer und die Eintrittspreise. Im Drama herrschen nur die brutalen Instinkte und die Launen eines abgewirthschafteten Gottes. Wie die wilden Thiere stürzen diese Menschen aus ihren Schlupfwinkeln hervor und paaren und zerfleischen sich vor den Zuschauern. Und diese Götter sind schon göttlich. Nicht bei den Hottentotten könnte Wotan Gott sein, ohne daß ihm schon nach den ersten vierzehn Tagen gekündigt würde. Ein gespreizter Gott, der sich mit dem ganzen feierlichen Ernst der Gedankenlosigkeit drapirt, seine Entschlüsse im Handumdrehen ändert und sich fortwährend eines Schlechteren besinnt. Dank seiner Allwissenheit weiß er wenigstens, daß man ihn durchschaut hat, und im dritten Act sagt er selbst zu seiner Tochter Brünhilde, er wisse wohl, daß sie ihn für „feig und dumm" gehalten habe. Als gerechte Strafe folgt ihm seine Gattin Fricka auf dem Fuße, eine Xantippe, die ihm vielleicht das eine Auge ausgekratzt hat, das ihm bekanntlich fehlt. Willst du aber wissen, was sich ziemt, dann frage dich ja nicht

bei den Walküren an, denn die „schlimmen Mädchen", wie sie Fricka nennt, würden dir die ordinärsten Stallwitze zur Antwort geben, sie machen den Eindruck von Walhalla-Sennerinnen, nur daß sie nicht mit Kühen, sondern mit Pferden zu thun haben. Sie juchzen daher nicht: Ju-hu-hu, Laute, die an das Muhen der Kühe erinnern, vielmehr ist ihr Lustgeschrei: Hojotoho, das mehr dem Wiehern der Pferde verwandt ist.

Während die Vorgänge auf der Bühne unsern Widerwillen erregen, die characterlosen Recitative und die verkrüppelten Verse, die erst in ein orthopädisches Institut gebracht werden müßten, unser Ohr beleidigen, langweilt uns doch nur das Orchester durch seine breitspurigen Erläuterungen der Handlung und des Wortes. Nur manchmal wird es auch verrückt; die Leitmotive sind nämlich die fixen Ideen des Orchesters, und so oft sich Einer auf der Bühne vergißt und zufällig das verhängnißvolle Wort Nothung oder Wotan ausspricht, bekommt das unglückselige Orchester seine Rückfälle und fängt an, das Schwert- oder das Walhalla-Motiv zu phantasiren. Das Orchester war bei uns nicht wie in Bayreuth mit einer Bretterschalung verkleidet, eine Aenderung, die Jeder, dessen Kopf nicht selbst ein Bayreuther Orchester, das heißt, mit Brettern vernagelt ist, gutheißen wird. Wenn schon das Musikdrama nur theilweise unschädlich gemacht werden soll, so möchte ich befürworten, die Bühne zu verschalen, um uns so den Anblick des wüsten Treibens auf derselben zu ersparen. Auf die Nebelbilder, die pyrotechnischen Spielereien, das große

Walhalla-Reiten der Walküren auf ungesatteltem Pferde und andere Circusspäße, über die freilich die zukunftstolle Kritik mit einem Ernst spricht, der zeigt, wie wenig ernst sie zu nehmen ist, müßten wir dann allerdings ebenfalls verzichten. Was die Jünger des Meisters oder wie sie leider noch immer prosaisch genug genannt werden: die Wagnerianer betrifft, so geberden sich diese als wahre Ketzerrichter in der Aesthetik, die jetzt die Wissenschaft vom Titanenhaften geworden ist und sich daher nur mit Richard Wagner zu befassen hat. Hat aber der Meister Titanenhaftes geschaffen, so suchen die Jünger ihm nachzustreben, indem sie in Ermanglung jeder andern Leistungsfähigkeit titanenhaft klatschen. So wie er nach ihrer Behauptung der Musik, dem Drama und auch der bildenden Kunst neue Bahnen vorgezeichnet hat, so haben sie in der Klatschkunst mit der Ueberlieferung gebrochen und nach dem Muster der unendlichen Melodie den unendlichen Applaus geschaffen.

Wir sehen beim Aufgehen des Vorhangs einen Theil der Wohnung Hunding's, einen bescheiden möblirten Saal. Ein Bärenfell, das ausgebreitet daliegt, scheint anzudeuten, daß wir uns im Arbeitszimmer Hunding's befinden. Der Fußboden ist in eigenthümlicher Weise parquetirt, denn in der Mitte des Saales befindet sich der Stamm einer mächtigen Esche, dessen „stark erhabene Wurzeln“ sich nach der Vorschrift des Textbuches „weithin in den Erdboden verlieren“ und so zu den complicirtesten Beinbrüchen Gelegenheit geben. Während ein Gewitter sich zu legen beginnt, das Orchester aber noch

immer stark verregnet ist, stürzt der flüchtige Siegmund herein, ein Glied jenes tragischen Familien-Bandwurms, dessen Haupt Wotan ist, und wirft sich ermattet nieder. Nachdem ihn die Hausfrau, Sieglinde, mit Meth gelabt, erscheint ihr Gatte Hunding, der „scharf und verwundert" Siegmund's Züge mißt und sofort diagnosticirt, daß derselbe an gleißenden Würmern leide, ganz wie seine Frau. „Wie gleicht er dem Weibe!" ruft er nämlich aus, „der gleißende Wurm glänzt auch ihm aus dem Auge." Das Ehepaar drängt den Fremden, seine Biographie mitzutheilen, und dieser leitet den Vortrag des längeren Declamationsstückes mit dem etwas gezwungenen Scherz ein: „Friedmund darf ich nicht heißen; Frohwalt möcht' ich wol sein: doch Wehwalt muß ich mich nennen." Setzen wir statt dieser veralteten Namen neuere, etwa solche in Wien häufiger vorkommender Firmen, so ließe sich das Namenspiel, ohne daß es etwas von seiner Abgeschmacktheit einbüßte, vielleicht in folgender Weise modernisiren: Friedmann darf ich nicht heißen; Fröhlich möcht' ich wol sein: doch Wehle muß ich mich nennen.

Siegmund erzählt seinen Lebenslauf vom Tage, da er „zu zwei zur Welt kam", bis zu seinen jüngsten Erlebnissen. Hunding jedoch erkennt in dem Erzähler den Feind, den er verfolgt, fordert ihn für den nächsten Tag zum Zweikampf, gewährt ihm aber für diese Nacht ahnungslos Gastfreundschaft. Sieglinde entfernt sich, um dem Gatten, der sich, ermüdet von der Biographie seines Gastes, in sein Schlafgemach zurückzieht, den bestellten

Schlaftrunk zu bereiten. Nach einer Weile kehrt sie zurück, doch hat die sorgsame Hausfrau, damit für den Fall, als der Gastfreund zudringlich werden sollte, ihre Toilette nicht in Unordnung geriethe, diese mit einem einfachen weißen Nachtkleide vertauscht. Auf Alles bedacht, hat sie auch in den Schlaftrunk ein kleines Betäubungsmittel gemischt, und es steht sonach nicht zu besorgen, daß Hunding durch das intensive Geschrei der Beiden, sowie durch deren tumultuarisches Treiben aufgeweckt werden könnte. Die Holde erzählt dem Fremden, der ihr Vertrauen einflößt, daß sie sich schon lange mit dem Gedanken eines Ehebruches trage, indem sie beschlossen habe, den kräftigen Mann, der das Schwert, das Wotan an ihrem Hochzeitstage in den Stamm der Esche gestoßen, herausziehen würde, in ihre Arme zu schließen. Siegmund umfaßt die zutrauliche Hausfrau „mit feuriger Gluth", sie aber reißt sich nach einiger Zeit erschreckt los, denn „die hintere Thür ist aufgesprungen und bleibt weit geöffnet. Außen ist herrliche Frühlingsnacht." Siegmund beruhigt sie; es sei nichts als ein bischen Lenz, eine Jahreszeit, in der, wie es scheint, nicht nur die Knospen, sondern auch die Thüren aufspringen. Er beichtet ihr, nachdem er sie mit „sanftem Ungestüm zu sich auf das Lager gezogen", seinen wirklichen Namen, Wälsung, worauf sie ihn als ihren Bruder erkennt, und zwar sind sie Zwillinge, die unehelichen Kinder Wotan's. Man sollte glauben, daß sie nach dieser Entdeckung entsetzt auseinanderfahren würden, aber im Gegentheile, die Blutschande, die mit dem Ehebruche verbunden ist, läßt

ihnen diesen nur um so pikanter erscheinen; sie jauchzen über dieses glückliche Zusammentreffen der Umstände, und Siegmund ruft: „So blühe denn, Wälsunger Blut!“ lebt also der Hoffnung, daß diese Blutschande zu einem freudigen Familienfeste Anlaß geben werde. Siegmund zieht seine Schwester „mit wüthender Gluth an sich, sie sinkt mit einem Schrei an seine Brust“ — wenn man in lauen Sommernächten aus seinem Fenster auf die Dächer der gegenüberstehenden Häuser sieht, kann man ein ähnliches Schauspiel bei den Katzen beobachten.

Auf das Delirium folgt die Abspannung, die Musik ist übernächtig und schlaff, sie dehnt und streckt sich, duselt ein und fährt plötzlich auf — man sollte glauben, Siegmund habe sich um 4 Uhr Morgens hingesetzt und den zweiten Act componirt. Auf den Ausbruch von Eratomanie im ersten Act folgen im zweiten Act die schauderhaft langweiligen Scenen aus dem Familienleben Wotan's. Er tritt geharnischt auf; nur die Beine sind ganz nackt, vielleicht eine allegorische Andeutung, daß seine Frau die Hosen trägt. Er hat eben seiner unehelichen Tochter, der Walküre Brünhilde, die bei ihm die Stelle eines „Mädchens für Alles“ versieht, denn sie ist ihm „Wunschmaid“, „Schildmaid“, „Looskieserin“ und „Heldenreizerin“, den Auftrag gegeben, sie möge seinem unehelichen Sohne Siegmund „den Sieg kiesen“, da naht seine Gattin Fricka, und Wotan ruft ängstlich: „Der alte Sturm, die alte Müh', doch Stand muß ich ihr halten!“ Sie beklagt sich über den Ehebruch, der stattgefunden, aber Wotan,

der selbst Butter auf dem Kopfe hat, meint nachsichtsvoll: „der Minne Zauber entzückte sie", Fricka weist darauf hin, „Blutschande entblüht dem Bund des Zwillingspaars", er faßt aber, obwol die Sünder seine eigenen Zwillinge sind, den Fall ganz objectiv und sogar humoristisch auf und gibt ihr den „redlichen Rath": „So segne lachend der Liebe Bund." Ueber diesen Cynismus des Taugenichts mit Recht entrüstet, überschüttet sie ihn mit den so gefürchteten unangenehmen Wahrheiten: er habe sie immer belogen und betrogen, er sei lüstern und suche den Wechsel in der Liebe. Sie ruft ihm ins Gedächtniß, daß sämmtliche Walküren seine unehelichen Töchter seien, und daß er sogar „gemeiner Menschen ein Paar erzeugt". Während ihn vorher die Argumente gleichgiltig ließen, weicht er jetzt dem Pantoffel, gibt seinen Sohn, dem er doch nichts vorzuwerfen hat, da er dessen blutschänderischen Ehebruch als guten Spaß aufgefaßt hat, der Rache Fricka's preis und beauftragt seine Wunschmaid, diesen „zu fällen".

Die Looskieserin läßt sich jedoch nach einer sechs Seiten langen Unterhandlung von Siegmund erweichen, und anstatt ihn in dem unmittelbar darauf erfolgenden Zweikampfe mit seinem Schwager Hunding ihrem Auftrage gemäß zu fällen, deckt sie ihn als Schildmaid mit ihrem Schilde. Erzürnt darüber, intervenirt Wotan mit seinem Speer, so daß Hunding seinen Gegner niedersticht. Es war jedoch Wotan nur um das Princip zu thun, er wollte nur seinen Sohn Siegmund fällen, nicht aber etwa seinem schwer beleidigten Schwiegersohn Hunding den Sieg kiesen, und er gibt ihm

seine Gleichgiltigkeit gegen dessen gerechte Sache zu erkennen, denn „dieser sinkt vor seinem verächtlichen Handwink todt zu Boden". Nach diesem kleinen Familiengemetzel will er noch seine ungehorsame Tochter bestrafen, leider aber ist die Heldenreizerin entflohen und wir müssen daher einen ganzen dritten Act durchmachen, in welchem er nur als Wotan in Strafsachen beschäftigt ist. Die Scene wird zum Tribunal und ebenso langweilig wie ein solches. Die Strafverhandlung zieht sich immer mehr in die Länge und würde kein Ende nehmen, wenn Wotan nicht glücklicherweise anderweitig beschäftigt wäre. „Doch fort muß ich jetzt," sagt er nämlich, „zu viel schon zögert' ich hier." Er verurtheilt sie zu lebenslänglicher schwerer Ehe, „verschließt" sie, um jedem Fluchtversuch vorzubeugen, „in festem Schlaf", und „wer so die Wehrlose weckt, dem ward, erwacht, sie zum Weib". Die arme Walküre erbittet sich als Strafmilderung, es möge ihr Lager von lodernder Gluth umglüht werden, um „den Zagen, der frech es wagte, dem freislichen Felsen zu nahen", zu verscheuchen, und damit nur „ein furchtlosfreiester Held" sie fände. Der Vater gewährt diese Bitte, „küßt die Gottheit von ihr", und nach dieser, wie es scheint, schmerzlosen Operation tritt sie ihre Strafe sofort an und schläft ein. Wotan winkt mit der Speerspitze, und nachdem den Gasröhren im Umkreis die „wabernde Lohe" entströmt ist, geht er seinen sonstigen Berufsgeschäften nach.

Soll dieses unverständliche Drama allegorisch zu deuten sein? Wir finden keine andere Deutung, als

daß die Geschwister Musik und Drama hier eine blutschänderische Ehe geschlossen haben und der arme Hunding Verstand auf den verächtlichen Handwink Wotan-Wagner's hin für immer zu schweigen hat. Die Wagnerianer waren ganz weg vor Entzücken, und ich war auch ganz entzückt, als ich weg war.

Baron Dingelstedt.

6. Mai 1877.

Ich weiß nicht, ob es noch Jemanden außer mir aufgefallen ist, daß ich schon einige Sonntage nicht geschrieben habe. Fürchten Sie jedoch nicht, daß ich die Muße dazu benützt habe, einen dreibändigen Roman zu schreiben; nein, ich will nicht verhungern, ich bin noch nicht genug unsterblich dazu. Ich habe auch nicht etwa die Patti gehört und bin vor Entzücken verrückt geworden, denn mir fehlten, Gott sei Dank, die nothwendigen Barmittel, um auf so kostspielige Weise den Verstand zu verlieren. Aber der Frühling ist gekommen, und da freut mich nicht mehr so recht „die geistige Prostitution", wie die dickbäuchige vestalische Jungfrau des Abgeordnetenhauses, Herr Dr. Kronawetter, das Schreiben für die „Neue Freie Presse" in einer seiner jüngsten Reden genannt hat. Wenn die Wiesen zu grünen und die Wälder sich zu belauben beginnen, wird mein Geist „solid", und ich greife auch den schönsten Banquier und den verführerischesten Trauerspieldichter nicht mehr an. Ich betrage mich dann sehr ehrbar, ich gehe mit züchtig niedergeschlagenen Augen an jeder Unverschämt-

heit vorüber, ohne mich um sie zu kümmern, und lasse mich auch durch die größte Dummheit nicht bestechen, ein Feuilleton zu schreiben. Erkundigen sich aber Leser in der prostituirten Redaction, warum ich nicht mehr wie früher spazieren gehe, so antwortet man ihnen dort: Ach, welche traurige Veränderung ist mit ihm vorgegangen; er ist jetzt so anständig! Und hat man einige Zeit kein Feuilleton geschrieben, dann verliert man auch die dazu nothwendige Bosheit und möchte die ganze Welt anpumpen, wollt' ich sagen umarmen. Ich war auch wirklich schon so versöhnlich gestimmt, daß ich neulich ein Fräulein, mit dem ich im Stellwagen nach Grinzing fuhr, an mein Herz schließen wollte, obwol es mir mitgetheilt hatte, daß es den Professor Ritter v. Weilen „höre", dem ich doch den castalischen Quell so oft verbittert habe. Die junge Dame wies den Freundschaftsbund bis Grinzing zurück, ich aber entschuldigte mich damit, daß ich sie, da Herr Ritter v. Weilen ihr Professor sei, für einen Oberlieutenant gehalten hätte, denn der Dichter der „Drahomira" bekleide eine zweischläfrige Professur, und zwar unmoralischerweise gleichzeitig eine Professur am Conservatorium und an der Kriegsschule, so daß man, wenn man dessen Schüler umarmen wolle, fortwährend unliebsamen Verwechslungen von Husaren-Officieren mit angehenden Schauspielerinnen ausgesetzt sei.

Sobald sich also die ganze Natur, mit Ausnahme der mit Decret angestellten jugendlichen Liebhaberinnen, wieder verjüngt, wenn im Prater alle Salami-Männer

springen, und wenn die lauschigen Plätzchen in den Wäldern und auf den Höhen wieder angefangen haben, nach Gumpoldskirchener zu duften, dann werde ich harmlos und überlasse die Ironie, die Satyre, den Witz und, was weiß ich, wie alle die Dinge noch heißen, mit denen der Feuilletonist seinen Mitmenschen zur Last fällt, anderen Quälgeistern, zum Beispiel dem Baron Dingelstedt. Der plötzliche Tod Mosenthal's hat nämlich alle seine Feinde mit ihm versöhnt, und selbst Ritter v. Weilen, sein freilich nicht vom Glück begünstigter dramatischer Concurrent, hat unmittelbar, nachdem die Unmöglichkeit eines Scheintodes constatirt war, einen recht anerkennenden Nekrolog für die „Wiener Abendpost" geschrieben. Und so aufrichtig war sein Schmerz, daß er den Nekrolog nicht in Versen schrieb, sondern in Prosa. Nur die Freunde sind bekanntlich unversöhnlich, und so hat denn auch der Baron des Burgtheaters, Herr Director Dingelstedt, seinen armen Jugendfreund Mosenthal in „Lindau's Gegenwart" die ganze Schärfe eines Nachrufes fühlen lassen. Freilich sind die Todten nicht mehr so empfindlich, und der Satyriker, der seine Opfer nicht schlachtet, sondern die Geduld hat, zu warten, bis dieselben ein sanfter „Strohtod" ereilt hat, kann sich mit Beruhigung sagen: Ihm schadet es nichts, und den Anderen macht es ein Vergnügen. Ich war mit dem ironischen Todtengericht Dingelstedt's ganz einverstanden, aber ich habe zum Glück für die Revenuen, die ich mir erschrieben, nie zu den Freunden Mosenthal's gehört. Ich würde wahrscheinlich noch strenger geurtheilt haben,

als der Director des Burgtheaters, der wenigstens die Brauchbarkeit einiger Stücke Mosenthal's zugab; denn ich halte nichts von Dichtern, die kein anderes Verdienst haben, als daß sie Verdienstliches leisten.

Herr Hofrath Dingelstedt hat übrigens bei dieser Gelegenheit verrathen, daß auch er von der Beängstigung nicht frei ist, die in neuerer Zeit von einer immer wachsenden Anzahl von Schriftstellern gefühlt wird, sie könnten für Juden gehalten werden. Die übliche Form, in der man auf sein Christenthum aufmerksam macht, ist die, daß man es bedauert, kein Jude zu sein, und so sagt denn auch Herr Baron Dingelstedt in dem erwähnten Artikel von sich, er sei leider kein Jude, da er es sonst zweifellos weiter gebracht hätte. Da der Herr Hofrath mit solcher Entschiedenheit behauptet, er sei kein Jude, darf man dies allerdings nicht mehr glauben, aber er wird selbst nicht leugnen können, daß die Umstände sehr gegen ihn sprechen. Denn erstens heißt er Dingelstedt. Es ist nämlich charakteristisch für einen großen Theil der jüdischen Familiennamen, daß man sie nicht nur im Adreßbuche, sondern auch auf der Landkarte findet. Man denke nur an die jüdischen Namen: Wiener, Berliner, Prager, Leipziger, Warschauer, Hamburger u. s. w. Nun ist aber Dingelstedt ein Ortsname, und Jedem, der mit der Bahn von Gotha nach Leinefelde gefahren und nicht vor Langeweile eingeschlafen ist, wird vor Leinefelde die Station Dingelstedt aufgefallen sein. Dingelstedt ist nur deßhalb merkwürdig — selbstverständlich spreche ich von der Station und nicht vom Director des Burg-

theaters, der ja in mehrfacher Hinsicht merkwürdig ist — weil in der Nähe, auf dem Eichsfelde, die Unstrut entspringt. Jedensfalls verräth die Wahl dieses Ortsnamens als Familienname eine sehr große Bescheidenheit, denn der erste Dingelstedter hätte sich ja ebenso gut den Namen einer Großstadt von mindestens einer halben Million Einwohner beilegen können. Zweitens hat sich der Herr Hofrath nirgends recht seßhaft gemacht und eine Heimat gehabt, und er hat es in dem erwähnten Artikel selbst als bezeichnend für die Juden erklärt, daß sie heimatlos seien. Er ist fortwährend von Theater-Direction zu Theater-Direction gezogen, und jetzt, da er einige Jahre Director des Burgtheaters ist, will er schon wieder sein Bündel schnüren und hat erst neulich in Frankfurt angefragt: Nix zu dirigiren? Drittens schreibt er für Zeitungen und viertens endlich ist er — Baron. Ich glaube, mehr kann ein billig Denkender von einem Juden nicht verlangen, und wenn er also in der That kein Jude ist, wird er doch zugeben müssen, daß er es sehr leicht sein könnte. Er meint in dem erwähnten Artikel, es sei deßhalb unwahrscheinlich, daß er ein Jude sei, weil er es in diesem Falle weiter gebracht hätte. Aber ich halte diesen Grund nicht für stichhältig, denn ich wüßte keinen Juden, der es weiter gebracht hätte. Selbst Rothschild ist, wenigstens noch bei dem heutigen Stande der Curse, nur Baron und hat es also nicht weiter gebracht als Dingelstedt.

Der Leser, der meiner „geistigen Prostitution" theilnahmsvoll bis hieher gefolgt ist, fragt vielleicht jetzt

vorwurfsvoll: Wie, er erklärt, im Frühling „solid“ sein zu wollen, und nun hat er doch geschrieben? Ja, aber ist denn das ein Frühling? Alle Welt zieht wieder den Winterrock an, und die arme Primula veris, die keinen hat, erfriert. Wenn der Himmel selbst so unsolid ist, dann brauche ich als schwacher irdischer Feuilletonist auch nicht anständig zu sein und gehe wieder „spazieren“.

Eine Elegie.

20. Mai 1877.

Ich gehe sehr gerne auf den Plätzen und in den Straßen der alten Stadt spazieren. Wenn man auf der jungen Ringstraße geht, dann denkt man an die Zukunft; in der alten Stadt dagegen erwachen in Einem, der immer in ihr gelebt hat, die Erinnerungen. Freilich, seit die neue Bau-Aera mit ihrem Verschönerungs-Vandalismus über Wien hereingebrochen ist, bleibt man immer länger stehen in den engen Gassen und sieht immer zärtlicher hinauf zu den alten Häusern, die man kennt und vielleicht schon nächstens nicht mehr sehen wird. So ist das Spazierengehen jetzt auch ein fortwährendes Abschiednehmen. Und die Häuser, die man am liebsten hat, sind oft gar nicht berühmt; da erblickten nicht weise Staatsmänner das Licht der Welt und dachten dort über ihre wohlthätigen Gesetze nach, deren Aufhebung ebenso als ein Triumph des Fortschritts begrüßt wird, wie ehemals deren Einführung; da sahen nicht große Männer, die auf der Durchreise sich einige Zeit aufhielten, mit ihren berühmten Köpfen zum Fenster hinaus; da hatte kein

berühmter Arzt seine Ordinationsstunden von 12 bis 1 Uhr und wurde auch sonst Niemand umgebracht. Sie sehen meistens ganz rüstig aus, diese alten Häuser, und man glaubt, sie könnten noch hundert Jahre leben; aber da werden sie von einem plötzlichen anhaltenden Slovaken überfallen, der sie hinwegrafft, und wenn sie begraben sind, dann erheben sich fürwitzige und geckenhafte Bauten an ihrer Stelle, und keine Erinnerungstafel meldet, daß hier ein reizendes Mädchen wohnte, das man in den Jahren 1861 bis 1865 geliebt hat. Und jetzt hat man gar die zwei alten Brunnen „Am Hof" mit den hübschen Erzbildern von Martin Fischer weggebrochen und stellt zwei kleine häßliche Auslaufbrunnen dafür hin. Durch so viele Jahrzehnte standen sie da, die arme „Vaterlandsliebe" und der bedauernswerthe „Ackerbau"; sie sahen harmlos allegorisch auf die Vorübergehenden herunter und haben Niemanden am Fortkommen gehindert, und jetzt heißt es, das Alles sei nur Verstellung gewesen und sie hätten schon längst die Passage gestört. Sind denn bei diesen schlechten Zeiten die Wiener auf einmal so dick geworden? Ach Gott, nein: man feiert bei uns ununterbrochen fünfundzwanzigjährige Jubiläen, aber wenn ein Brunnen alt wird, bekommt man ihn satt und schickt ihn in unser Prytaneum für alte historische Denkmale, ins „Material-Depot".

Ich habe ein bischen Unglück mit meinen Erinnerungen, ich habe nämlich viele Jahre „Am Hof" gewohnt, und auch das Haus, in dem ich meine Kindheit und Jugend verlebt habe, steht lange nicht mehr. Ich

erinnere mich noch, mit welcher Ehrfurcht ich damals die zwei Kanonen ansah, die vor der Wache standen, denn zu jener Zeit war man noch nicht so familiär mit den Feuerschlünden wie heute, und ein ausgiebiger Kanonendonner war noch eine Rarität. Das sollte sehr bald anders werden, denn es kam das Jahr 1848. Eines Tages, es war der dreizehnte März, saßen wir auf der Schulbank und waren in sehr großer Aufregung, da in jedem Augenblicke Einen aus unserer Mitte das Los treffen konnte, ein griechisches Zeitwort abzuwandeln, als wir plötzlich entlassen und nach Hause geschickt wurden. Es war nämlich während des Plusquamperfectums die Revolution ausgebrochen, welche die Erwachsenen vom Chinesischen und uns vom Griechischen befreite. Ich sah „Am Hof“ den Grafen Latour aufhenken und die Soldaten nach dem Bombardement der Stadt über den Platz stürmen, aber viel angenehmer sind mir die friedlichen Erinnerungen: wie ich zur Weihnachtszeit den Nikolo-Markt besuchte und täglich in den Reihen der Obstweiber, die auf dem Platze saßen, mit den prüfenden Blicken des Paris umherwandelte, unschlüssig, welcher ich die Aepfel abkaufen sollte; denn damals schenkte ich den Kirschen, Trauben und Aepfeln ungeachtet ihrer raschen Vergänglichkeit mehr Aufmerksamkeit, als den Denkmälern auf den Brunnen. Erst in meinen Flegeljahren betrachtete ich die letzteren genauer; ich glaube aber allerdings, daß mich nicht so sehr die Alterthümlichkeit, als vielmehr die jungen Frauenzimmer an denselben interessirten, die hier Wasser in Krügen holten. Ich war

ja auch Lyriker, und ich weiß noch, daß mir eine üppige Köchin als Modell für mehrere lyrische Gedichte „an Sie" saß. Selbstverständlich bereitete die Geliebte in dem lyrischen Gedichte nicht Erdäpfelknödel, sondern lag auf einer schwellenden Ottomane und hörte dem Plappern eines Papageis zu. Es gilt dies eben bei dem Publicum für viel poetischer und stimmungsvoller, obwol man nicht wird in Abrede stellen können, daß auch ein Erdäpfelknödel sehr stimmungsvoll sein kann. In der Folge wurde das Haus, in dem ich so lange gewohnt, nebst mehreren anderen Häusern daneben niedergerissen und an deren Stelle das Gebäude der Creditanstalt für Handel und Gewerbe errichtet. An demselben Platze, an dem ich so oft an dumme Kindereien gedacht, sitzt jetzt vielleicht ein gelehrter Buchhalter und rechnet gerade das Deficit für das heurige Jahr aus.

Aber mein Weg führte mich noch immer jeden Morgen über den Hof, und ich sah mir aus Pietät die zwei Kanonen, das Obst, die alten Brunnen und die jungen Frauenzimmer an. Ich war in der Regel heiter gestimmt, obwol ich Beamter der Handelskammer war und ins Bureau ging, wo mich die fürchterlichste Langweile erwartete. Ich kaufte mir zwei Aepfel, setzte mich dann an den Schreibtisch und bewies, daß der gegenwärtige Schutzzoll für die vaterländischen Fußsocken nicht ausreiche, und daß, wenn man ihn nicht bald erhöhte, sämmtliche Bewohner Oesterreichs würden barfuß gehen müssen. So hielt ich schon damals die Minister zum Narren. Ich suchte mir die trockene Arbeit so viel als

möglich interessant zu machen, indem ich manchmal poetisch wurde und die ungünstigen Bedingungen, unter welchen die einheimische Fabrication arbeitete, mit wahrhaft orientalischer Farbenpracht schilderte. Es ist mir nicht bekannt, ob der arme Referent im Ministerium, der meine Arbeiten lesen mußte, lebensüberdrüssig wurde und sich ein Leid zugefügt hat. Wenn ich so meinem traurigen Berufe eine Weile obgelegen hatte, dann bemächtigte sich meiner eine gewisse Verstimmung, ich warf die Feder weg, die ich so mißbraucht hatte, und sah verzweifelt gegen die Decke. Aber ich griff in meine Tasche, zog die beiden Aepfel heraus, und während ich sie schälte, kam wieder Ruhe in mein Herz, denn ich dachte an die schöne Jugendzeit und vergaß allen Jammer. Ich lächelte vielleicht gar, und wenn ein Baumwollspinner zu mir ins Bureau kam, dann glaubte er, der Zoll für ausländische Garne sei erhöht worden, so glücklich sah ich aus.

So ging ich jahrelang über den Hof, und die Obstweiber kannten mich alle. Eines Tages aber, da ich wie gewöhnlich meinen Rundgang dort machte, merkte ich, wie mich plötzlich eine Frau ansah, die Spargel verkaufte, und als ich stehen blieb, rief sie: „Kaufen S' einen Buschen Spargel!" Jungen Leuten bietet man nicht Spargel zu kaufen an; denn was sollte ein thörichter Junggeselle mit einem so ernsten Gemüse, das Haushaltungssorgen voraussetzt, anfangen? So erfuhr ich „Am Hof", wo ich meine Jugend verlebt hatte, daß ich anfing, alt zu werden, und ich wurde nach der Frage

der Höferin so nachdenklich wie Einer, der vor dem Spiegel steht und sein erstes graues Haar entdeckt. Das Haus, in dem ich wohnte, steht nicht mehr, und jetzt hat man auch die zwei alten Brunnen weggerissen! Was wol aus der jungen Köchin geworden sein mag, die ich in meinem Gedichte auf einer schwellenden Ottomane liegen ließ?

Saisonbeginn in Baden.

Die Saison in Baden scheint endlich doch anfangen zu wollen. Ich ging nämlich vor zwei Tagen Vormittags durch die Bergstraße, kein Lüftchen regte sich und nur gegen die Weilburg hin war der Himmel etwas umzogen, als es plötzlich, zuerst leise, dann aber immer heftiger Clavier zu spielen begann. Ich beflügelte meine Schritte und flüchtete unter ein Hausthor, weil ich dachte, der „Baccio" von Arditi würde bald vorübergehen, doch er kehrte immer mit erneuerter Heftigkeit wieder und schien anhalten zu wollen. Ich schlich mich an den Häusern weiter, da hörte ich aus einem Garten heraus geheimnißvolles, weibliches Geflüster. Ein sehr junges schönes Mädchen mit stillen, schmachtenden Augen saß, die Wange in die Hand geschmiegt, unter einem Baume und schien eben einer ältern, vor ihr stehenden Freundin ihr Herz auszuschütten.

„Und wie hieß er?" hörte ich die Aeltere mit sanftem Tone fragen.

Das schöne Mädchen hob den Kopf in die Höhe,

schaute träumerisch in den Himmel und flüsterte dann: „Josef!"

Ah, dachte ich mir, „sie hat ihr Herz entdeckt", von dem eben verstorbenen Wolfgang Müller von Königswinter.

Die Aeltere rang darauf ein klein wenig die Hände, besah ihre Fingerspitzen und fragte wieder: „Und nach Josef?"

Das arme Kind stockte, es sah eine Weile in den Schoß und hauchte dann vor sich hin: „Leopold!"

Da traue man noch, sagte ich mir, einem unschuldigen Gesichtchen; kein Mensch hätte dieser kleinen Potiphar einen Josef, geschweige denn einen Leopold zugetraut.

Die erfahrene Vertraute, die genau unterrichtet zu sein schien, ließ sich nicht irre machen, denn nach einer Pause sagte sie: „Nun weiter, Leopold war ja nicht der Letzte", und sah dabei die junge Freundin vorwurfsvoll an.

Diese verbarg das Gesichtchen in beide Hände und antwortete nicht.

Eine ängstliche Pause trat ein, beide schwiegen.

Endlich faßte die Aeltere das junge Mädchen bei der Hand und rief schmerzlich erregt: „Karl!"

„Ach ja", rief die Kleine und lächelte ganz munter, als würde es nie einen Josef und Leopold gegeben haben, „bald hätte ich Karl den Sechsten vergessen, er war der Letzte des Habsburg'schen Mannesstammes und auf ihn folgte Maria Theresia".

Was war das? Es war eine höhere Töchterschule, die sich vor einigen Tagen in einer Villa der Bergstraße friedlich niedergelassen hatte. Ich bat der vermeintlichen Maria Magdalena, die nur die österreichischen Regenten bis Maria Theresia genannt hatte, innerlich meinen schwarzen Verdacht ab und ging beschämt weiter.

Allerdings macht ein Clavier, wenn es auch noch so verstimmt ist, keine Saison, und von einer höhern Töchterschule allein kann für die Chronique scandaleuse, dieses erste Lallen der hohen Saison, nur geringe Ausbeute erwartet werden. Aber wenigstens sind kleine Anfänge vorhanden, und zu diesen gehören unbedingt auch die Portionen, welche bei der soeben ins Leben gerufenen Table d'hôte servirt werden. Ich habe an derselben in Gesellschaft eines bekannten Malers, dem wir einige reizende kleine culinarische Stillleben verdanken, neulich theil genommen. Als wir eintraten, sahen wir, daß die Gesellschaft mit bleichen Gesichtern in die Spargelsuppe starrte. Nicht der Umstand, daß die Suppe für Löffel von nur einigem Tiefgang zu seicht war, hatte den Schrecken hervorgerufen. Aber die Gesellschaft schwebte in Todesgefahr. Es befanden sich nämlich ohne uns gerade dreizehn Personen bei Tisch, und die Abergläubischen fürchteten, Einer von der Tafelrunde müsse sterben, und zwar aller Wahrscheinlichkeit nach eines langsamen Hungertodes. Nie werde ich die dankbaren Blicke vergessen, die man bei unserem Erscheinen auf uns warf, die Gesellschaft gewann ihre Gemüthsruhe wieder, aber mit dieser leider auch ihren — Appetit. Ich weiß

nicht, ob die Bestimmungen des Handelsgesetzbuches auch auf Eßgesellschaften Anwendung finden, sonst hätte diese Table d'hôte, da sie ja den Appetit der Theilnehmer auch nicht zur Hälfte zu befriedigen vermochte, schon nach dem Rindfleisch den Concurs anmelden müssen. Namentlich aber erregten die Flußkrebse, welche dem allerdings stark abgehetzten Ochsen gegen ihre sonstige Gewohnheit vorangingen, die besondere Aufmerksamkeit durch die Zartheit des Gliederbaues. Man hielt die schmucken Thierchen anfangs allgemein für Maikäfer. Als vierte Schüssel erschien ein Kalbsbraten. Der Maler neben mir zog sein Skizzenbuch hervor und machte in dasselbe rasch ein Strichlein. Er hatte mit künstlerischer Routine den Braten nach seiner natürlichen Dicke und Größe aufgenommen, um ihn vielleicht in der Folge für eines seiner herzigen Miniaturbildchen zu verwenden. Schnell entschwand eine süße Mehlspeise unsern Blicken und räumte einem Dessert das bescheidene Plätzchen, das sie eingenommen hatte.

Um aber gerecht zu sein und gleichzeitig die Gelegenheit zu einem Gemeinplatz nicht unbenützt vorübergehen zu lassen, beeile ich mich, darauf aufmerksam zu machen, daß aller Anfang schwer ist. Jedenfalls verdient der strebsame Wirth für seine Bemühungen, auch in Baden die Form der Association auf dem Gebiete des Mittagmahles zur Anwendung zu bringen, die vollste Anerkennung. Wenngleich nicht der physische Appetit, so wird doch vorläufig wenigstens der Appetitus socialis, der in Folge der Bewegung in dem menschenleeren

Baden ein sehr reger ist, etwas befriedigt. Ich muß noch hinzufügen, daß der culinarische Neuerer nicht nur die erwähnten socialen Verdienste, sondern auch sehr gutes Pilsner Bier hat.

Auch die Spaziergänge werden nach und nach belebter und ich fand in dieser Woche mindestens dreihundert neue Namen von Damen und Herren auf den öffentlichen Ruhebänken hingekritzelt. Ein Beamter aus Wien, der sich arglos auf eine solche Bank gesetzt hatte, trug, als er aufstand, den Vor- und Zunamen einer Dame auf dem Hintertheile seiner Hose gebuchstabt. Zwar erschien der Name auf dem Abdrucke verkehrt, da jedoch das Beinkleid in Folge der eifrigen Amtsthätigkeit der Bureaukraten einen Spiegel hatte, war es Jedem möglich, den Namen bequem ablesen zu können. Ach, wie leicht kann durch solche Zufälle auf der einen Seite der gute Name eines unbescholtenen, nur mit Bleistiften unvorsichtig umgehenden weiblichen Wesens, auf der andern Seite der Friede einer bisher ungetrübten Ehe zerstört werden.

Glücklicherweise werden durch die so häufigen Regengüsse diese protokollirten Bankfirmen immer wieder gelöscht.

Zur Bequemlichkeit Jener, welche nicht nur ihre sämmtlichen Namen veröffentlichen wollen, sondern einem größern Publikum auch gerne einen Einblick in ihr gemischtes Inneres gestatten möchten, liegen an mehreren Aussichtspunkten Fremdenbücher auf. Am schnellsten von Baden zu erreichen ist das Fremdenbuch auf der „Moriz-

Ruhe", und daher solchen gefühlvollen Menschen, welche pressirt sind, bestens zu empfehlen. Man findet in dem Buche Poesie und Prosa, Betrachtungen über Freundschaft, Liebe und schönes Wetter, Lebensverachtung und innere Zufriedenheit mit der schönen Aussicht, Entsagungen und Versuche im Humoristischen, „die Lust und auch den Schmerz", aber merkwürdigerweise gar keine Orthographie.

Aus Reichenhall.

12. August 1877.

Ich brachte auf meiner Reise zu dem Salzburger Musikfeste, die ich unternommen hatte, eine Nacht in dem schönen Linz zu. Doch verließ ich die Hauptstadt Oberösterreichs schon am nächsten Morgen unverrichteter Sache, ohne nämlich die Dame mit dem schwarzen Vollbarte besucht zu haben, welche gegen ein Entrée von zwanzig Kreuzern Erwachsene bei sich empfing, während für Kinder, die weibliche Vollkommenheiten noch nicht in ihrem ganzen Umfange zu würdigen wissen, der Eintrittspreis auf die Hälfte ermäßigt war. Die Gemüther waren durch diese seltene Augenweide in große Erregung versetzt worden, die Eingeborenen sprachen von nichts Anderem, und da es gerade Sonntag war und die Feiertagsruhe den Geistern erlaubte, sich zu sammeln, fehlte es im Gasthause nicht an einem Austausche tiefsinniger Gedanken über das herrliche Naturspiel. Ueber die Echtheit des Bartes konnte kein Zweifel bestehen, denn dieselbe wurde von sämmtlichen Linzer Barbieren, die auf

die erste Kunde von dem Eintreffen der bärtigen Fremden diese sofort aufsuchten und mit sachkundiger Hand in deren Vollbart gewühlt hatten, einstimmig bestätigt. Während jedoch die Einen behaupteten, der Bart verdanke seine üppige Entfaltung einzig und allein dem Umstande, daß die Besitzerin desselben schon als zarte Jungfrau eine nicht zu überwindende Neigung gefühlt habe, sich zu rasiren, beharrten die Gegner darauf, daß solche glückliche Resultate auch nicht durch das feinste englische Rasirmesser bei Damen erzielt werden könnten, sondern nur durch eine liebevolle Pflege schon der ersten Keime und den unermüdlichen Gebrauch einer Original-Bartwuchspomade. Ich und mein Reisegefährte wollten der Dame ebenfalls einen Besuch abstatten, aber diese hatte sich, da der Abend schon zu vorgerückt war und sie von dem fortwährenden Zupfen der skeptischen Linzer an ihrem Barte sich etwas ermüdet fühlte, bereits in ihre inneren Gemächer zurückgezogen. Doch vielleicht war es besser so für die Ruhe unseres Herzens.

Als wir nach kurzer Fahrt in Salzburg angekommen waren, spannten wir sofort den Regenschirm auf, um uns ein bischen in der Stadt zu orientiren. Da es erst vierzehn Tage regnete, gaben wir der Besorgniß, daß die für die Concertbesucher errichtete Garderobe, in der man die Regenschirme abzugeben hatte, sich als überflüssig herausstellen werde, keinen allzu großen Spielraum. Und die Ereignisse gaben uns Recht; denn Dank der Errichtung einer solchen nahmen die meisten Besucher des Musikfestes außer den sonstigen überwältigenden Ein-

drücken auch einen fremden Regenschirm statt des ihrigen nach Hause. Bei dieser Gelegenheit fand die alte Beobachtung witterungskundiger Meteorologen, daß man, wenn Einem der Schirm ausgetauscht werde, regelmäßig einen weit schlechteren eintausche, neuerdings ihre Bestätigung. Man konnte sich kein günstigeres Wetter denken, um zu Hause zu bleiben. Mein Zimmer war während der allgemeinen Ueberschwemmung eine wahre Arche Noah, nur war es lange nicht so geräumig und nicht so wohnlich eingerichtet wie diese und auch befanden sich in demselben nicht sämmtliche Thiergattungen, je ein Männchen und ein Weibchen, sondern ausschließlich Wanzen, und zwar, wie ich aus der raschen Vermehrung derselben vermuthete, ebenfalls Männchen und Weibchen. Als das Musikfest beendigt war, hielt mich nichts mehr auf, sofort meinen Koffer auf dem Zollamt im bayrischen Bahnhof auszupacken, und nachdem ich diese kleine Reise-Erschwerungsformalität erfüllt hatte, fuhr ich nach Reichenhall. Der Schaffner, der unsern Zug begleitete, war ein Muster von Bescheidenheit. Nachdem er uns mit einem sonoren: „Na, wird's bald!" eingeladen hatte, unsere Karten vorzuzeigen und sich denjenigen, die den doch so klaren Sinn dieser Redewendung nicht verstanden hatten, durch bedeutsame Gesticulationen verständlich zu machen suchte, indem er ihnen die Karte aus der Hand riß, mißbrauchte einer der Mitfahrenden die Gastfreundschaft, die uns die bayrische Bahn gegen Entrichtung einer kleinen Fahrgebühr in ihren Wagen so bereitwillig gewährt hatte, durch die Bemerkung, es würde zur Erhöhung

der Bequemlichkeit des Reisens nicht wenig beitragen, wenn man auch auf eine anständige Behandlung rechnen dürfte. Doch der Schaffner rief, indem er die Wagenthür zuschlug: „Ja, wissen's, ich bin nur ein grober Bayer!" So bescheiden war dieser Schaffner. Nur ein grober Bayer, sagte er, und doch gibt es gewiß keine größeren Grobiane.

Reichenhall ist ein kleines bayrisches Städtchen, das rings von hohen Bergen umgeben ist und von der geräuschvollen Saalach, sowie vielen hundert zufließenden geschwätzigen Berlinern durchströmt wird. Es erfreut sich einer ausgiebigen Cur- und Musiktaxe gegen Krankheiten aller Art, wird aber hauptsächlich von Brustkranken besucht und solchen, die es werden wollen. Denn wenn die Sonne sich versteckt, wenn eine graue Wolkenschürze den dicken, sagenschweren Bauch des Untersberges verhüllt und es so hartnäckig regnet, daß man endlich den Oberkellner fragt, was Abends im hiesigen Theater gespielt wird, dann wacht auch der Gesündeste eines Tages mit den Symptomen eines Stockschnupfens auf: er beginnt seine Nase zu streicheln, als wenn sie ihm ein theurer Freund auf dem Sterbebette zur Pflege anvertraut hätte, er spürt ein beständiges Kratzen im Halse, wie ein Sänger, der am Abend vorher den Wotan gesungen hat, und räuspert fortwährend, als hätte ihn ein alter Bekannter ersucht, ihm fünfundzwanzig Gulden zu leihen. In Folge der schlechten Zeiten, denen wir schon in so vielfacher Beziehung zu Dank verpflichtet sind, ist Reichenhall in diesem Sommer nur von sehr wenigen Fremdenr besucht, und die Badeärzte erregen daher durch ih

schwindsüchtiges Aussehen das Mitleid des Menschenfreundes. Nur hin und wieder taucht ein Gast auf, der die Musiktaxe blos zu seinem Vergnügen entrichtet und durch kein langwieriges Leiden gezwungen ist, täglich zweimal, Früh und Abends, die Curcapelle zu gebrauchen. Die Gastwirthe klagen über den vollständigen Mangel an barbarischen Völkern, namentlich der Russen, die heuer durch ihre civilisatorische Mission im Orient verhindert sind, in Reichenhall Champagner zu trinken, und für welche die Deutschen, obwol sie ein Volk von Denkern und in der hiesigen Leihbibliothek abonnirt sind, keinen Ersatz bieten.

Man kann von hier aus die herrlichsten Ausflüge machen, unzählige Wege führen uns in die Einsamkeit der Berge und Wälder, in der man seinen Lieblingsgedanken, die in der Regel zu dumm sind, als daß man sie schicklicherweise Anderen mittheilen könnte, ungestört nachhängen kann, wenn Einem nicht das Aufrauschen schäumender Sturzbäche aus diesen weckte. Dagegen erlauben eine Menge schöngelegener Kaffeewirthschaften in der Nähe Reichenhalls den Damen, ihr Urtheil über die Schwächen ihrer Mitmenschen gegenseitig in aller Bequemlichkeit auszutauschen, und das fortwährende Kopfschütteln, die Ausrufe des Erstaunens und das Zusammenschlagen der Hände verrathen dem Beobachter, wie selten jene körperliche und geistige Vollkommenheit anzutreffen ist, die man doch berechtigt wäre, von einem Besucher Reichenhalls zu erwarten. Man würde die meisten der hier anwesenden Berlinerinnen auf den ersten

Blick für Aelplerinnen halten, denn sie tragen Tirolerhüte und trinken kuhwarme Milch dazu; aber sie heißen durchschnittlich „Else", und wenn man sich ihnen vertrauensvoll nähert, entdeckt man, daß sie keinen Busen haben. Vielleicht trägt auch an diesem Mangel nur die Kürze der Saison Schuld, mit der wenigstens alle anderen Schattenseiten Reichenhalls, wie die hohen Preise, der elende Kaffee, der kleine Lesesaal u. s. w., von den Einheimischen entschuldigt werden. Es wäre daher möglich, daß, wenn die Saison eine genügende Anzahl von Monaten währte, der erwähnte Mangel sich höbe und auch die Büste der Berlinerinnen einen strotzenden, alpinen Character annähme, so daß man nicht sofort aus der Ebene der Damen die Damen der Ebene erriethe. Unter den Curgästen befinden sich auch ziemlich viele Juden. Wenn aber dieselben beabsichtigt haben, die Soole als Heilmittel gegen jene Kehlkopfkrankheit zu gebrauchen, die man „Jüdeln" nennt, so erkennt man augenblicklich, daß diese Cur bis jetzt leider auch nicht von dem geringsten Erfolge gekrönt war.

Ebensowenig scheint Reichenhall dem reisenden Gesangsvirtuosen, Herrn Pleitner, bekommen zu haben, der im Hotel Burkert ein Concert veranstaltete. Das Programm theilte mit, daß der Sänger „rühmlichst bekannter lyrischer Tenor und Premier-Jodler" sei. Jedermann weiß, daß man unter einem lyrischen Tenor einen solchen zu verstehen hat, der weniger durch die Höhe seiner Stimme, als durch die Tiefe seines Gemüthes die Zuhörer im Sturme zu erobern beabsichtigt. Auch der

Ausdruck „rühmlichst bekannt" ist nicht mehr ungewöhnlich, und da er nur mehr bei der Ankündigung von Haarfärbemitteln, Insectenpulvern und ähnlichen Triumphen der modernen Naturwissenschaft angewendet wird, hat er längst schon das Bürgerrecht unter den nichtssagenden Redensarten erworben und kann daher auch von einer Tenorstimme, die sich bereits im lyrischen Stadium befindet, ohne Nachtheil für das Publicum gebraucht werden. Vollständig neu dagegen war die Bezeichnung der hohen Rangstufe, die der Virtuose in der Jodlerwelt einnahm, da die Zusammensetzung mit „Premier" bisher nur in der bureaukratischen und militärischen Laufbahn Anwendung fand, während sich von nun an zu dem Premier-Minister und Premier-Lieutenant der Premier-Jodler als Dritter im Bunde gesellte. Die Ansprüche des Künstlers auf diesen klangvollen musikalischen Titel waren aber vollständig begründet, da er, wie das Programm ferner mittheilte, „Gesangsschule von einem Schüler des Münchener Conservatoriums besitze." Der Meister, dem des „Gesanges Gabe, der Lieder süßen Mund" zwar nicht wie seinem Collegen Ibycus „Apoll", sondern nur ein Schüler des Münchener Conservatoriums geschenkt, wollte aber auch bestrebt sein, das Jodeln nicht nur künstlerisch, sondern auch gesellschaftlich zu heben, und er verlieh daher dem Programm einen neuen Reiz, indem er versprach, sämmtliche Gesangsstücke „in elegantem Gebirgscostüme" vorzutragen.

Das Concert sollte um acht Uhr Abends beginnen, also zu der Stunde, da in den Reichenhaller Hotels der

Kalbsbraten seiner Vollendung entgegensieht, und die Freunde dieses letzteren sowie der Musik, hatten sich um die anberaumte Stunde zahlreich eingefunden. Die Damen trugen Tirolerhüte, ein Beweis, in wie hervorragender Weise Berlin sich für den Alpengesang interessirt. Da der rühmlichst bekannte lyrische Tenor ausdrücklich hervorgehoben hatte, daß er in elegantem Gebirgscostüm singen werde, hatten die Zuhörer es für eine Pflicht der Höflichkeit gegen die Kunst gehalten, selbst in gewählterer Toilette als gewöhnlich zu erscheinen. Um so peinlicher wurde man durch das Benehmen eines der Anwesenden berührt, der in einem ziemlich schäbigen grauen Rocke mit grünem Kragen für sich allein an einem kleinen Tischchen saß und ohne Rücksicht auf die distinguirte Versammlung von Musikfreunden seinen niedrigen grauen, mit einem grünen Bande eingefaßten Hut auf dem Kopfe behalten hatte. Allein das große Unbehagen, das der Gast sichtlich zur Schau trug, ließ errathen, daß derselbe sein Haupt nicht aus Unhöflichkeit, sondern nur um seinen hinfälligen Körper gegen eine Erkältung zu schützen, bedeckt hielt, so daß sich der allgemeine Unwille bald in mitleidige Theilnahme für den einsamen Rheumatiker verwandelte. Diese steigerte sich noch, als derselbe nach einer Weile heftig zu räuspern begann, und als er sich erhob, erwartete man, er wolle noch vor Beginn des Concerts den Saal verlassen, um die behagliche Wärme des Bettes aufzusuchen. Aber er blieb bei dem Tischchen stehen, warf einen Blick, in dem ein tiefes Mißtrauen gegen die Menschheit lag, auf den in

dem Saale anwesenden Bruchtheil derselben und sang „Des Steirers Heimweh“. Es war der Premier-Jodler in elegantem Gebirgscostüme. Es ist wahr, die Steiermark ist ein schönes Land, ihre Wiesen sind lachend, ihre Berge hoch und ihre Kapaune genießen einen Weltruf. Ich begreife das Heimweh eines Steirers, dem seine Geschäfte auswärts nicht erlauben, in die Heimath zurückzukehren, oder der den Eisenbahnzug dahin versäumt hat. Aber wenn man keinen Ton in der Kehle hat, sollte man der Sehnsucht selbst nach der schönsten Heimat doch nicht in der Oeffentlichkeit Ausdruck geben. Nachdem der lyrische Tenor in der kläglichsten Weise gewinselt hatte, begann der Premier-Jodler in der Fistel derart zu meckern, daß in mir die fürchterliche Vermuthung aufzudämmern begann, der Premier-Jodler habe sich vor Jahren sein elegantes Gebirgscostüm selbst genäht. Als der Vortrag beendet war, herrschte ein tiefes Schweigen im Saale. Der Sänger blieb eine Weile erwartungsvoll stehen, dann aber strahlte sein Auge zuversichtlich, seine Gesichtszüge verklärten sich freudig, er drückte dankbar bewegt die Hand aufs Herz und verneigte sich nach allen Seiten gegen die Schweigenden. Der rühmlichst bekannte lyrische Tenor hatte offenbar eine weit schlimmere Behandlung erwartet. Es währte einige Minuten, bis sich die Zuhörer gefaßt hatten. Dann aber erschallte es plötzlich von allen Tischen: „Herr Oberkellner, ich möchte bezahlen!“

Aus Gastein.

4. September 1877.

Obwol ich kein Diplomat bin und auch sonst noch in keiner Weise eine Abnahme meiner geistigen Kräfte fühle, auch den Musikvereinssaal in Wien zu wenig besuche, um an Rheumatismus zu leiden, und endlich auch meine Nerven, da ich es noch zur rechten Zeit versäumte, einen eigenen Herd zu gründen, durch Gardinenpredigten nicht zerrüttet sind, veranlaßte mich doch die Neugierde, die sich schon so oft in empfindlicher Weise gerächt hat, die weltberühmten Thermen von Gastein zu besuchen. Ich bestieg daher mit der allen Märtyrern, mögen sie nun auf dem Rost gebraten oder nur heiß abgesotten werden, eigenthümlichen Resignation in Salzburg die Giselabahn, um nach Lend zu fahren, der letzten Eisenbahnstation für die Besucher der Gastein. Schon in St. Johann im Pongau beginnen die ersten Ausläufer der mächtigen Alpenfamilie Straubinger, deren Hauptstock jedoch erst in Gastein dem Touristen in seiner ganzen wilden Herrlichkeit entgegentritt. Der Wirth zur „Post“ in St. Johann ist nämlich ein Sprosse dieser berühmten Wirths- und Postmeisterfamilie, die in einigen

Jahren ihr dreihundertjähriges Jubiläum zu feiern gedenkt und somit das älteste jetzt noch herrschende Despotengeschlecht ist. Denn schon im sechszehnten Jahrhundert lassen sich die Ahnherren der Straubinger, grausame Hotelhäuptlinge, welche den Fremden, die in ihre Hände fielen, kein Quartier gaben, in Lend und der Gastein urkundlich nachweisen, und es wurden, da sich die Straubinger seither mit dem kleineren Wirthshausadel der Alpenländer verschwägerten, zur Jubelfeier vierundfünfzig Familienmitglieder angemeldet, eine Zahl, die hoffentlich noch eine ansehnliche Steigerung erfahren wird, vorausgesetzt, daß die betreffenden Theilnehmer an dem Feste die ihnen bis dahin gegönnte Frist zu benützen verstehen.

Von St. Johann zieht sich die Straubinger-Kette nach Lend, denn der Besitzer des schönsten und besten Gasthofes daselbst ist ebenfalls ein Bruder Straubinger. Derselbe verbarg sich, als wir zum Mittagessen eintrafen, da die schon anwesenden Gäste über die mangelhafte Bedienung geklagt hatten, doch wurde er späterhin, wenngleich etwas umwölkt, auch mit freiem Auge sichtbar, was freilich von dem Rindsbraten, den er mir brachte, nicht gesagt werden kann. Als die Kellnerin die Teller, um unsere Sättigung wenigstens symbolisch anzudeuten, abgetragen hatte, nahm ich meinen Platz in einem der sehr bequemen Beiwagen der Post ein, die auf der Strecke Lend-Gastein verkehren. In diesem befanden sich bereits drei ältere Stammgäste des Wildbades, die mir während der Fahrt ihre complicirten Nervenleiden in einer so leicht faßlichen Weise vortrugen,

daß ich schon nach einer Stunde mich im Besitze einer für einen Anfänger ganz stattlichen nervösen Abspannung befand. Mein Gegenüber, ein Berliner, war, wie er uns mittheilte, Fabrikant von sogenannten „wollenen Phantasiewaaren", eine poetische Bezeichnung, die man in Berlin den Plaids und ähnlichen Stoffen gibt, wahrscheinlich weil die Schafwolle, aus welcher dieselben bereitet werden sollen, nur in der Phantasie ihrer Erzeuger vorhanden ist. Er behauptete, daß man in diesem Phantasiegeschäfte angestrengt combiniren müsse, und diese Combinationen hätten sich ihm derart auf die Nerven geschlagen, daß er namentlich Morgens mit seiner zitternden Hand kaum einen Brief zu schreiben vermöge. Doch schien die Kühnheit seiner Berechnungen auch seine Geruchsnerven in hervorragendem Grade irritirt zu haben, denn seine Nase war in einer höchst auffälligen Weise geröthet, und ich vermuthete daher, daß er vielleicht manchmal die höheren Schafwoll-Regionen verließ, um den sicheren Boden einer Weinstube unter den Füßen zu fühlen, und daß seine Nervenermüdung in einer zu häufigen Combination verschiedener alkoholhaltiger Getränke ihren Grund haben mochte.

Die Straße steigt gleich anfangs so steil in die Höhe, als wäre sie nur zur Belustigung von Mitgliedern des Alpenvereins vorhanden, und während zur Rechten ungeschlachte Felslümmel sich drohend über die Straße vorbeugen, tobt schäumend in dem Abgrunde zur Linken die zornige Ache. Die Straße verengt sich endlich zum Klammpasse, dessen Ausgang in das Gasteiner Thal in

früherer Zeit durch ein stattliches befestigtes Thor, von dem jetzt nur noch wenige ärmliche Mauertrümmer vorhanden sind, geschlossen und gegen den Feind vertheidigt werden konnte. Nach der neueren Strategie läßt man den Feind ganz ruhig mit der Post nach Wildbad fahren, wo ihn eine unbedeutende Besatzung von Wirthen und Kellnern empfängt, die durch den kleinen culinarischen Guerillakrieg seine Kräfte so aufzureiben versteht, daß er nach einundzwanzigtägiger, heldenmüthiger Vertheidigung mit Hinterlassung seiner sämmtlichen Barmittel die Flucht ergreift. Nachdem man die enge Felsenschlucht verlassen hat, schwächt sich die wilde Romantik der Gegend immer mehr zur zahmen Idylle ab, denn vor dem Reisenden liegt ein herrliches grünes Thal ausgebreitet, mit duftenden Wiesen und beblümten Halden, auf denen stimmungsvolle Heustadel und friedliche Bauernhäuser verstreut sind; die Ache, die früher die steile Felsenklamm durchlärmt hat, fließt jetzt gesittet in ihrem geregelten, von Erlenbüschen umsäumten Bette, und weidende Kühe sehen mit ihrem leidenschaftslosen Antlitz in die heranfahrenden Kutschen und fressen wieder ruhig weiter, sobald sie merken, daß der Besuch nicht ihnen gilt. Man fährt durch das unbedeutende Dorf-Gastein und gelangt nach etwa einer Stunde in das berühmte Hof-Gastein, in dem vor drei Jahrhunderten die „Perckherren in der Gastein" prunkenden Haushalt führten. Die überwiegende Zahl der Bergknappen waren Protestanten, und bei der großen Protestanten-Austreibung wurden auch diese fleißigen Arbeiter aus dem Lande gejagt. Aber der liebe Gott war

recht undankbar für die ihm zu Ehren veranstaltete Ketzertreibjagd, denn die Gold- und Silberadern in den Bergen versiegten seitdem fast ganz, und die Hof-Gasteiner leben jetzt nur von den schwachen Nerven der Fremden, die in den aus dem Wildbad dorthin geleiteten Thermen baden, und sie achten jetzt jeden Rheumatismus ohne Unterschied der Confession.

Die Straße nach dem Wildbad beginnt wieder allmälig zu steigen, und man sieht nun auf allen Seiten die üppigen „Kogeln" umhersitzen, die wahrscheinlich in Folge des Mangels an Bewegung ihren großen Bauch bekommen haben, und die „Kahre" aufsteigen, die im Gegensatze zu der Leibesfülle jener eine muldenförmige Vertiefung aufweisen. Da die weiße Farbe beleibter erscheinen läßt, haben die Tischlkahrgletscher im Hintergrunde sich in eine schneeweiße Decke gehüllt — es nützt ihnen aber nicht viel. Man begegnet jetzt städtisch gekleideten Fußgängern, die mit schlecht verhehlter Schadenfreude den Ankommenden betrachten. Es sind Curgäste aus dem Wildbad, oder richtiger, da sich deren Unterleib in Folge der dortigen Nahrungssorgen muldenförmig vertieft hat, Kahrgäste, die das an der Straße gelegene „Englische Kaffeehaus" besuchen wollen. Nach kaum vierstündiger Fahrt erreichen wir das Wildbad, dessen wunderbare Heilkräfte das Schnadahüpfl rühmt:

Im Gasteiner Thal,
Wo die Ach' außa rinnt,
Werd'n die dummen Leut' g'scheit
Und die Langsamen g'schwind.

Wenn der Sänger die Wahrheit spricht, dann machen die Eingeborenen entweder gar keinen Gebrauch von den Gasteiner Thermen oder diese üben ihren heilsamen Einfluß nur auf den Verstand und die Gelenkigkeit der Fremden aus.

Der Platz zwischen dem „Badeschlosse" und dem Gasthofe des Herrn Straubinger ist der Marcusplatz von Gastein. Er ist der einzige Ort, an dem die Curgäste zusammenkommen, für deren Bequemlichkeit dadurch gesorgt wird, daß vor den beiden Gasthöfen je zwei hölzerne Bänke aufgestellt sind, auf denen man auch Mittags und Abends, weil da die Curcapelle spielt, hinreichend Platz findet. Tauben werden hier allerdings nicht gefüttert, wie auf dem Marcusplatze, weil es den Fremden an überflüssigen Nahrungsmitteln gebricht. Dagegen herrscht hier dieselbe italienische Heiterkeit, da die Ankommenden, wenn sie ein Zimmer verlangen, von den Wirthen ausgelacht werden. Der Platz ist auch der Mittelpunkt des geschäftigen Lebens, denn in einer kleinen Holzhütte seitwärts werden Blumen verkauft, in der Hütte daneben Photographien und in einer dritten Hütte endlich Cigarren und Kurzwaaren, welche letzteren nach längerem Aufenthalt als Luxusgegenstände gelten können, wie zum Beispiel die Portemonnaies. Das Verfahren in der Küche des Herrn Straubinger beruht, den Anforderungen des Zeitgeistes entsprechend, auf dem Princip der Oeffentlichkeit, denn auf einem Vorbau des Gasthofes werden Hühner gerupft, Kübel gewaschen, Gemüse gereinigt, Gabeln und Messer geputzt, der Teig geknetet

und so fort. Während so der Besucher des Platzes die Carte du jour aus bescheidenen Anfängen vor sich entstehen sieht, braucht er nur einen Blick in die unterhalb jenes Vorbaues gelegene Bucht zu werfen, um aus den dort befindlichen Speiseresten die Karte des vorhergehenden Tages sich construiren zu können. Da dies Alles ohnehin nicht sehr appetitlich ist, wird es wol auch gestattet sein, an dieser Stelle gleich nach der Küche von dem Rasiren und Frisiren zu sprechen. Es ist nämlich im Wildbad auch ein Barbier nach langem Suchen zu finden, der die Frisirkunst als landwirthschaftliche Nebenbeschäftigung betreibt. Zur Bequemlichkeit der Fremden, die hier in der Regel drei Wochen bleiben müssen, hat derselbe ein Abonnement auf einundzwanzig Frisirvisiten eröffnet, das einundzwanzig Gulden kostet, so daß, da meistens nur Herren mit vorgerückter Glatze Gastein besuchen, die Pflege jedes einzelnen Haares während der Curzeit auf fünfunddreißig bis siebzig Kreuzer zu stehen kommt.

Viele Besucher Gasteins leben in dem Wahne, die Curcapelle spiele auch um halb 10 Uhr Morgens, und sie benützen daher diese Zeit, um die entfernteren Aussichtspunkte aufzusuchen, zu denen das lästige Geräusch des Badelebens nicht zu dringen vermag. Es sei mir erlaubt, diesen Irrthum hier zu berichtigen und so zur Beruhigung geängstigter Gemüther beizutragen. Das unangenehme Geräusch aus der Richtung des Straubingerplatzes rührt nicht von den Curbläsern her, sondern es befindet sich einige Schritte vom Corso entfernt der

Verschlag, in welchem Vormittags die Schweine abgestochen werden.

Sobald auf dem Platze die Speiseglocke ertönt — um 1 Uhr — weiß Jeder, daß man nichts mehr zu essen bekommt, denn um diese Stunde findet die Table d'hôte statt, und der Novize muß sich erst durch mehrtägiges Fasten vorbereiten, bevor er einen Platz unter den ehrwürdigen Theilnehmern derselben erhält. Da in dem Badeschlosse eine Ein-Uhr-Table d'hôte nicht besteht, so bekommt man dort auch zu den übrigen Speisestunden keinen Platz. Am besten ist es daher, man beschließt, gegen Mittag einen Ausflug in das Anlaufthal oder Naßfeld zu unternehmen oder, was noch empfehlenswerther ist, den Ankogel (3253 Meter) zu besteigen, bereut dieses Unternehmen aber schon auf dem Wege dahin, in Böckstein, und mittagmalt in dem guten Gasthofe daselbst. Wenn es regnet, kann man entweder zu Hause bleiben oder unter dem Regenschirme spazieren gehen, oder endlich die Wandelbahn besuchen. Zu der letzteren entschließen sich in der Regel nur Jene, welche noch kein Zimmer gefunden oder ihren Regenschirm mitzunehmen vergessen haben. Die Wandelbahn ist eine interessante Specialität Gasteins und dient hauptsächlich zur Förderung von Kunst und Literatur. Denn an dem einen Ende derselben befindet sich ein Piano, das, wie eine Aufschrift mittheilt, „zu vermiethen" ist, während an dem andern Ende ein kleiner Schrank aufgestellt ist, der die Leihbibliothek enthält. Durch die letztere ist denjenigen Greisen, die es in ihrer Jugend versäumt haben sollten,

die damals erschienenen Romane zu lesen, Gelegenheit geboten, dieses Versäumniß noch am Abend ihres Lebens, falls sie denselben in Wildbad zubringen sollten, wieder gutzumachen. Andere Möbelstücke sind in der Wandelbahn nicht zu vermiethen, nicht einmal ein Spucknapf. Auch befinden sich, um Unglücksfälle zu verhindern, keine Haken an den Mauern, an denen man seinen Ueberrock, ohne ihn abzulegen, anhängen könnte. Besuchter als die Wandelbahn ist das daranstoßende Lesezimmer, in welchem sich einige Zeitungen befinden, die sehr interessant zu sein scheinen, da sie immer „in der Hand" sind. Nebenan jedoch ist eine kleine Conditorei, der einzige Ort im Wildbad, an dem man guten Kaffee und ein hübsches Mädchen findet.

Nur dem großartigen Wasserfalle der Gasteiner Ache kann ich nichts Böses nachsagen — ah doch! ich konnte während der ersten Nacht, die ich im Wildbad zubrachte, kein Auge schließen, so mächtig war sein Rauschen.

Aus Kitzbühel.

19. September 1877.

Ich will nicht über meine empfindsamen Fahrten durch das Pinzgau, die ich, nachdem ich das Wildbad Gastein verlassen hatte, unternahm, in ausführlicher Weise berichten. Die vortrefflichen Eigenschaften des Pinzgauer Rindviehes, sowie die Grobheit der sonstigen Bewohner dieser romantischen Gegend sind ja so weltbekannt, daß es mir überflüssig erscheint, ein Wort darüber zu verlieren. Was mich freilich betrifft, so bin ich mit beiden immer gut ausgekommen, denn ich trage keine Westen von so schreienden Farben wie der Herr Abgeordnete auf der äußersten Linken, Dr. Kronawetter, so daß ich von den Stieren, denen ich begegne, nicht die geringste Anfechtung zu besorgen habe, und da die Kellnerinnen hier noch nicht so mißtrauisch gegen Liebesschwüre zu sein pflegen, wie in jenen Gegenden, wo sie jünger und hübscher sind, so lassen sie mich auch nicht empfinden, daß ich nur ein Fremder bin, sondern behandeln mich so rücksichtsvoll wie jeden einheimischen Ochsentreiber. Sie gewährten mir daher jedesmal, was nur weibliche Gunst im Pinzgau zu gewähren vermag: ewigen Kalbs-

braten bis in den Tod. Am liebsten würden die Fremden längere Zeit in dem reizenden Zell am See verweilen; allein obwol man dort so ziemlich Alles findet, was der Mensch zum Leben braucht, wie beispielsweise ein Gendarmerieposten-Commando und eine Grundsteuer-Regulirungs-Commission, so ist doch dasselbe, da die Eisenbahn dahin erst vor zwei Jahren eröffnet wurde, noch zu wenig von der Cultur angeraucht, als daß man sich nur im geringsten behaglich finden könnte.

Wenn man aus dem Pinzgau nach Tirol kommt, so staunt man über das höfliche und zuvorkommende Benehmen der Tiroler gegen Fremde, das man sich nicht erklären kann, da die Berge hier wenigstens ebenso hoch und die Bewohner mindestens ebenso gottesfürchtig sind, wie dort. Eine der behaglichsten und besuchtesten Sommerfrischen, oder wie der Tiroler Bauer diese vielleicht richtiger benennt, „Sommerfeisten", ist Kitzbühel, das durch seine Lage in einem der herrlichsten Thäler des Unterinnthales, durch die schöne Rundsicht vom Kitzbühler Horn aus und endlich auch durch die ausgezeichnete Bewirthung in dem berühmten Gasthause „zum Tiefenbrunner" nicht nur Touristen, sondern auch solche Gäste anlockt, die mehrere Ferienwochen im Beschauen und Verdauen zubringen wollen. Schon lange bevor der Zug in Kitzbühel einfährt, sieht man das Horn aufragen, dessen Gipfel, vom Städtchen aus betrachtet, zwei runde Hügel bilden, die einem Frauenbusen ziemlich ähnlich sehen. Während aber an einem solchen im günstigsten Falle nur ein kleines Kreuz zu bemerken ist,

steht auf dem Horn eine ganze Capelle und man kann auf diesem, zum Unterschiede von den meisten anderen weiblichen Busen, auch noch übernachten, da sich unterhalb der Capelle eine Restauration mit Betten befindet. Der Zehntausendfüßler unter den Alpen-Touristen sieht selbstverständlich mit verächtlichem Lächeln zu dem Kitzbühler Horn hinauf, auf dem der Schnee im Sommer noch nicht im Freien fortkommt und dessen Besteigung leider mit gar keinen Gefahren verbunden ist. Aber jene anspruchslosen Naturfreunde, die von einem Berge nicht mehr verlangen, als daß sie athemlos und in Schweiß gebadet auf die Spitze desselben gelangen, können diese bescheidene Sehnsucht schon hier vollauf befriedigen. Die Kitzbühler Schuster allerdings haben, in dem berechtigten Streben, den Kreis ihrer Abnehmer zu erweitern, das Gerücht ausgesprengt, daß der Aufstieg sehr bequem sei. Manche besichtigen auch von der Terrasse des Tiefenbrunnerbräu aus täglich das Horn mit einem Operngucker und essen immer sehr stark zu Nacht, da sie vorhaben, jenes am nächsten schönen Morgen zu besteigen, ein Vorsatz, bei dem der Sommer sehr angenehm und ohne die mindesten Strapazen zu verursachen, vorübergeht. Derjenige, der wenigstens die oberflächliche Bekanntschaft mit einem Bergriesen machen will, besucht die Ebner Capelle, ein Aussichtspunkt, den man in einer Stunde erreicht, und von dem man den Anblick des berühmten Groß-Venedigers genießt. Der Weg dahin führt durch die „Zephyrau", welchen Namen die Gegend erst in neuerer Zeit erhalten hat; denn obwol die dort

weidenden Kühe schon seit den ältesten Zeiten von lauen Zephyren umfächelt wurden, schenkten die Kitzbühler in ihrer Einfalt diesem romantischen Vorgange keine Beachtung, und erst eine während mehrerer Sommer hier weilende gefühlvolle Hofräthin wurde auf diese poetische Windrichtung, die sich in der gebildeten Welt seit jeher einer großen Beliebtheit erfreut hat, aufmerksam und ersann die anmuthige Ortsbezeichnung, die jetzt so wesentlich zur Verschönerung der Gegend beiträgt und welche die Kitzbühler dankbaren Sinnes beibehielten.

Von einem Spaziergange in der Ebene zu sprechen, ist allerdings in unserer Zeit der Alpenvereine nicht recht schicklich, und wenn man sich schon einen solchen zu Schulden hat kommen lassen, sollte man eher bemüht sein, denselben zu verheimlichen, als ihn aller Welt zu erzählen. Doch darf vielleicht ein Ausflug, den ich nach Kirchberg unternahm, mit der theologischen Curiosität entschuldigt werden, die ich daselbst entdeckte. Auf der Innsbrucker Straße gelangt man in kaum einer halben Stunde an den Schwarzsee, einen düstern kleinen See, der auch an den sonnigsten Tagen, an denen Alles, was Farbe hat, lichter glänzt und selbst die grauen Wände des Wilden Kaiser leuchten, schwarz und traurig daliegt, so daß der heiterste blaue Himmel trübe umwölkt in demselben erscheint. Auf dem Grunde des Sees fault ein Wald, der in diesen versunken ist, und manchmal an heißen Sommernachmittagen hört man plötzlich einen plumpen Fall, als wenn neuerdings ein Wald in den See versänke, in dem Wasser regt es sich ungestüm, und

mit Einemmale taucht eine hochgewölbte Kuppel aus denselben auf — dann schwimmt nämlich der dicke Herr Ober-Finanzrath aus L. darin auf dem Rücken.

An dem Schwarzsee vorbei kommt man nach Kurzem zu einer an der Straße liegenden Capelle, welche die Aufschrift trägt: „Bis hieher und nicht weiter kamen die schwedischen Reiter 1643.“ Wer aber ein gutes Gewissen hat und von dem beruhigenden Bewußtsein erfüllt ist, kein schwedischer Reiter zu sein, geht sicheren Schrittes weiter bis nach Kirchberg. Das kleine Dorf hat nur wenige Häuser und wird in neuerer Zeit, insbesondere von Münchenern, auch als Sommerfrische benützt, was der Frau Wirthin daselbst vortrefflich anschlägt. Die Kirche enthält keine Sehenswürdigkeiten, dagegen findet man in einer kleinen Capelle auf einem Hügel eine der größten Seltenheiten, einen Teufel nämlich, der wol auch Klauen und Hörner hat, sich jedoch von seinen anderen Berufsgenossen durch die weiße Hautfarbe, deren er sich erfreut, vortheilhaft unterscheidet. Er ist aus Holz geschnitzt und glänzend weiß lackirt, und krümmt sich splitternackt zu den Füßen eines vornehm gekleideten Engels, der ihn eben ein bischen unsanft zu Boden gestreckt hat. Die Negerstämme, welche schon so weit civilisirt sind, daß sie an einen Teufel glauben, erwidern die Höflichkeit der Weißen, die dem Teufel das Aussehen eines Mohren geben, dadurch, daß sie sich den ihrigen weiß vorstellen, allein den Kirchberger weißen Teufel hat nicht etwa ein Neger gestiftet, da diese bisher trotz der großen Hitze, die den Aufenthalt in Afrika während

des Sommers so unleidlich macht, noch immer nicht zur Sommerfrische nach Kirchberg zu kommen pflegen, sondern ein Eingeborener von Kirchberg, der zwar auch ein Othello war, aber ein weißer.

Der Leutsage nach soll vor zweihundert Jahren oder in noch besserer, das heißt älterer Zeit, als die Menschen fromm und unverdorben waren, ein Gastwirth, der Nachts nach Hause kam, einen schmucken Burschen aus dem Fenster des Schlafgemaches seiner wohlgestalteten jungen Frau steigen gesehen haben. Wenn dieser Fall sich heute ereignete, würde sich einem Ehemanne, dem es nicht ganz an Scharfsinn gebräche, sofort die Vermuthung aufdrängen, nur ein Liebhaber, und zwar ein erhörter, könne sich eine so unerhörte Frechheit herausnehmen, seiner Frau in nachtschlafender Zeit einen Besuch abzustatten. Nur Wenige dürften heute den Besucher für den Versucher halten, und der Gatte würde eher die Hörner auf seinem Kopfe als auf dem des nächtlichen Eindringlings suchen. Aber zu jener Zeit war der Teufel noch jung und unternehmend, und wenn er heute aus einer alten Hexe herausgetrieben worden war, schlüpfte er am nächsten Tage wieder ganz unverdrossen und lustig in eine junge, hübsche Gastwirthin hinein. Der Kirchberger Gastwirth war denn auch sofort überzeugt, der Nachtwandler sei der Teufel gewesen, der seine brave Frau in Versuchung habe führen wollen, und bei einer Rücksprache, er die noch in derselben Nacht über dieses theologische Thema mit seiner Frau nahm, bestätigte diese in der That seine Vermuthung

vollkommen. Der Wirth war entschlossen, dem Teufel kurzen Proceß zu machen. Er lauerte ihm daher am nächsten Abend, nachdem er vorher das große Küchenmesser zu sich gesteckt hatte, auf, und als dieser in der That erschien und eben wieder zum Fenster hineinsteigen wollte, stürzte er sich, indem er seinen Schutzheiligen anrief, auf ihn und stach ihm das Messer bis ans Heft in die Brust. Die junge Wirthin schrie „Jesus Maria!", als sie den Teufel vor ihrem Fenster todt auf dem Rücken liegen sah, und der fromme Wirth baute zur Erinnerung an den merkwürdigen weißen Teufel, oder vielleicht auch, weil er doch seiner Sache nicht so ganz sicher war, die Capelle mit dem Bildniß des weißen Teufels, die seine Frau jeden Tag besuchte, um dort für ihr Seelenheil zu beten. Das ist die Geschichte der Capelle mit dem weißen Teufel in Kirchberg. Die Capelle erlangte bald einen großen Ruf in der ganzen Gegend, den sie bis auf den heutigen Tag bewahrt hat, und sie ist mit Votivtäfelchen für glückliche Errettung aus schweren Feuers-, Wasser- und Kindesnöthen so behangen, daß man kein leeres Plätzchen an den Wänden findet.

Leider zog während meiner Anwesenheit in Kitzbühel auch in dem sonst so fröhlichen Tiefenbrunnerbräu die Trauer ein, denn am 2. September entschlief die alte Tiefenbrunnerin oder, wie die Todesanzeige sie nannte, „die wohlgeborene Frau Anna Ruch, geborene Steiner, gewesene k. k. Postmeisterin, Brauhaus- und Gasthofbesitzerin zum Tiefenbrunner", selig im Herrn an den Folgen einer Indigestion, die sich die schon lange an den

Gedärmen kränkelnde Frau durch den Genuß einiger Aprikosen zugezogen hatte. Die weltberühmte Wirthin war erst sechszig Jahre alt und hat jetzt den breiten Tirolerhut, der sonst nie von ihrem Kopfe kam, für immer abgelegt. Erst wenn die große Posaune ruft und der Herr ihr eine fröhliche Urständ verleiht, dann wird sie mit ihrem „recht unansehnlichen Fußelwerk", auf dem, wie mir die alte brave Aushilfskellnerin in dem schattigen Garten der „Tiefenbrunner Bierquelle" seufzend mittheilte, ihre Gestalt geruht haben soll, sich aus dem Grabe aufraffen, ein Engel wird ihr freundlich ihren schönen Hut reichen, und sie wird ihn wieder aufsetzen und zum Himmel aufschweben und damit unter den Seligen sitzen, wie einst unter den Stammgästen des Tiefenbrunnerbräus.

Das Leichenbegängniß war, obwol die Tiefenbrunnerin sich allen Prunk verbeten hatte, eines der schönsten, dessen sich Kitzbühel jemals erfreut hat. Hinter ihrem Sarge schritten die Stadtarmen, denen die Verblichene so viele Wohlthaten erwiesen hatte, in feierlichen himmelblauen Mänteln, und aus ihren traurigen Mienen sprach die Zufriedenheit, daß eine schöne Leiche ohne sie nicht möglich wäre und sie sich so dem Gemeinwesen doch auch nützlich erweisen konnten; dann kamen die zehn Capuziner Kitzbühels, an deren blühendem Aussehen man merkte, wie gut ihnen das Betteln in der gesunden Gebirgsluft bekomme, und die andere hochwürdige Geistlichkeit, mit der die Verstorbene stets in bestem gottesfürchtigen Einvernehmen gestanden hatte, und endlich nach der schwerbetrübten Familie die Hun-

derte von Leidtragenden aus Nah und Fern, das weibliche Geschlecht mit schwarzen Schürzen und breiten schwarzen Hüten, brennende Wachslichtlein in der Hand, das Mannsvolk barhäuptig mit langen und kurzen Hosen, und aus den vielen blauen Strümpfen glänzten die blüthenweißen des Jochberger Wirthes hervor, der diese ungeachtet des äußerst zweifelhaften Wetters angelegt hatte, um der berühmteren Collegin die letzte Ehre zu erweisen. Kein Mensch im Städtchen war zu Hause geblieben und man sah heute nicht an den Erkerfenstern die alten Leute sitzen mit den verschränkten Händen im Schoß und vor den Hausthoren die Flachsköpfe mit den rothen Backen, denn sie gingen Alle mit der Leiche, und nur an die vergitterten Fenster der Frohnveste in der Seitengasse preßten die armen italienischen Arbeiter, die dort gefangen saßen, weil sie die Bierkrügel, nachdem sie sie geleert hatten, im Eifer der Discussion einigen Gästen um die Köpfe geschlagen hatten, die braunen Gesichter, um wenigstens einen Theil des Leichenzuges mit den Blicken zu erhaschen. Hinter den Leidtragenden wurden gerade sieben riesige verzuckerte Torten über die Straße in das Gasthaus getragen, das Dessert des Todtenmales, das nach Tiroler Sitte nach dem Leichenbegängnisse stattfinden sollte. Und als der Zug dort vorüber kam, da drang der Wohlgeruch von hundertfünfzig gebratenen Schnitzeln, denn so groß war die Zahl der Geladenen, aus der Küche heraus, so daß Mancher den zu Boden gesenkten Blick aufrichtete und sehnsuchtsvoll hinüberblinzelte und die zehn Glatzen an der Spitze

des Zuges sich rasch nach rechts wendeten, denn die Capuziner sind auch nur Menschen wie wir Anderen.

Die treffliche Lisi, die nimmermüde, flinke und freundliche Kellnerin, hatte heute, wo sie für anderthalbhundert Gäste mehr als gewöhnlich schaffen mußte und zur Arbeitslast auch noch die Trauer um die Verstorbene kam, noch viel röthere Wangen als sonst, aber Mühe und Schmerz übermannten sie nicht, sie breitete ruhig die schneeweißen Linnen über die Tische, die in langen Reihen dastanden, stellte die blanken Suppen- und Schneidteller in strammen Fronten auf, daß keiner aus dem Gliede hervortrat, legte geräuschlos die funkelnden Eßwaffen zu den Gedecken und pflanzte vor jedem die Flasche mit dem rothen Tiroler auf. Nachdem das Leichenbegängniß vorüber war, kamen die Gäste und setzten sich stille und gefaßt zum großen Gelage nieder. Die Frauen flüsterten mit einander, die Männer aber zogen, nachdem ein Gericht abgetragen war, ihre Pfeifen hervor und rauchten schweigsam und legten diese erst wieder beiseite, bis eine neue Schüssel die volle Aufmerksamkeit und Thätigkeit eines Jeden in Anspruch nahm. Als der Leichenschmaus zu Ende gegangen war, da zogen Frauens- und Mannsleute das große Trauertaschentuch, das sie mitgebracht hatten, aus der Tasche, um nach altem, ehrwürdigem Brauche die Speisen, die sie nicht bewältigen konnten und die durch den Transport nicht litten, hineinzupacken und nach Hause zu tragen und sich so auch daheim noch einige Zeit durch die Erinnerung an die Verstorbene zu erbauen. Wir anderen Gäste aber saßen in uns gekehrt

bei der Suppe mit den Tirolerknödeln, aus denen die geselchten Fleischstückchen rosig hervorschimmerten, und dachten über die Vergänglichkeit alles armseligen Irdischen nach. Ich aber meine, da sie, die berühmte Tiefenbrunnerin, so schnell hinweggerafft wurde, so mögen sich die Herren Wirthe das zu Herzen nehmen und nicht zu hochmüthig auf uns arme, mühselige Gäste herabsehen, denn wir Alle sind ja miserable Passagiere, die in diesem Erdenbräu nur kurze Zeit verweilen, ob wir nun Bier brauen oder ob uns das bescheidene Los zu Theil ward, es zu trinken. Amen, Amen.

Der chronische Ausgleich mit Ungarn.

25. November 1877.

Man mag über den Gewinn, den uns der Ausgleich mit Ungarn gebracht hat, denken wie man will, das Eine wird Keiner abzuleugnen vermögen, daß wir seit dem zehnjährigen Bestande der dualistischen Regierungsform eine ungeheure Geläufigkeit erlangt haben in der Kunst, zwischen zwei Uebeln das kleinere zu wählen. So oft Mißhelligkeiten ausbrachen, hat der Fall, der uns zur Entscheidung vorgelegt war, immer gelautet: Wollt ihr faule Fische oder auch noch Schläge dazu? und wir als besonnene Politiker haben uns regelmäßig für die faulen Fische ohne Schläge entschieden. So sind wir wahre Virtuosen der Zwangslage geworden, das heißt, wir wissen unter den schwierigsten Verhältnissen nachzugeben, und da dieser Erfolg im vornhinein gesichert ist, haben die Debatten im Abgeordnetenhause darüber keinen andern Zweck, als irgend einem, nur leider nicht kurzathmigen Hamlet des Hauses Gelegenheit zu geben, die Principienfrage „Sein oder Nichtsein" zu erörtern und zu erwägen, „ob's edler im Gemüth' die Pfeil' und Schleudern des wüthenden Geschicks erdulden",

wie der Berichterstatter der Majorität des Ausschusses empfiehlt, oder „sich waffnend gegen eine See von Plagen durch Widerstand sie endigen", wie die Minorität im sicheren Bewußtsein der Aussichtslosigkeit dieses männlichen Entschlusses vorschlägt. Nachdem das Haus den Redner wiederholt durch lebhaften Beifall ausgezeichnet, wird dann „der angeborenen Farbe der Entschließung des Gedankens Blässe angekränkelt" und die Regierungsvorlage regelmäßig angenommen. Es fehlt dabei nicht an sarkastischen Ausfällen gegen das Ministerium; der Herr Minister-Präsident Fürst Auersperg bläht seinen Dragonerbusen auf, um seine Unverwundbarkeit an den Tag zu legen; der Redner macht sich über das Ministerium lustig, das um jeden Preis am Ruder bleiben wolle und so eine Langlebigkeit erreicht habe, wie sie seit Methusalem nicht bekannt geworden; das Haus bricht in stürmische Heiterkeit aus, die von den verschont gebliebenen Ressortministern getheilt wird, und der Bestand Oesterreichs ist wieder auf weitere zehn Jahre garantirt. So haben wir denn auch in der General-Debatte über die neu zu errichtende dualistische Bank an Stelle der bisherigen Nationalbank durch Nachgiebigkeit unseren bereits so kostspieligen Ruf, daß wir die Klügeren sind, gerechtfertigt.

Am gründlichsten wurde das Ministerium von dem Herrn Abgeordneten Baron Kellersperg angegriffen. Ob derselbe wirklich, wie von einigen behauptet wird, der „regierungsfähigen" Opposition angehöre, wage ich bei meinen nur sehr beschränkten Kenntnissen in der Schädellehre nicht zu entscheiden; nur scheint mir seine

Regierungsfähigkeit ein bischen zweifelhaft zu sein, da ihm, wie er in seiner Rede selbst hervorhob, schon zu zwei verschiedenenmalen die Würde eines Minister-Präsidenten angeboten war. Er lehnte jedoch beidemale ab, zog sich von den Staatsgeschäften auf seine Besitzung Frauheim in Steiermark zurück und erlangte hier jenes Embonpoint, das so häufig mit der Entsagung aller ehrgeizigen Bestrebungen verbunden ist. Wie aber aus seiner Rede und aus dem Kußhändchen, das er im Verlaufe der Debatte den Tschechen zuwarf, hervorzugehen schien, fängt seine körperliche Fülle an, ihn zu belästigen, und er empfände nicht übel Lust, nunmehr die Banting-Cur der Staatsgeschäfte zu versuchen, so daß wir nicht empfehlen würden, ihm ein Minister-Portefeuille zum drittenmale anzubieten. Er geißelte die in der That nicht gewöhnliche Regierungslust des Ministeriums und sprach unter dem fröhlichen Gelächter des Hauses seine Verwunderung darüber aus, jenes noch auf der Ministerbank zu finden, da doch Herr Minister Unger das Versprechen gegeben habe, „es werde sich lieber vom tarpejischen Felsen herabstürzen, als den Ungarn noch weitere Zugeständnisse machen". Wenn ein alter römischer Staatsmann ein solches Versprechen gab, so war dieses sehr ernst zu nehmen, denn es gab in der That einen tarpejischen Felsen in Rom, und das Hinabstürzen von demselben war eine in damaliger Zeit sehr goutirte Todesart für die höchsten Beamten. Bei uns aber gibt es zum Glück für unseren ohnehin schon durch so viele Passagestörungen gehemmten Verkehr gar keinen tarpejischen

Felsen; meines Wissens hat auch keiner unserer Volkstribunen jemals einen Minister von irgend einer auch noch so unbedeutenden Anhöhe hinabgestürzt, und ein Minister, der ernstlich an seinen Rücktritt denkt, wird sich nicht der Bildersprache bedienen, sondern ohne den mindesten Selam erklären, er sei bereit, sich ins Privatleben zurückzuziehen. Spricht er aber davon, sich vom tarpejischen Felsen hinabstürzen zu wollen, so ist das nur eine geschmackvolle Redewendung, die denselben Anspruch auf Nichtbeachtung erheben darf, wie etwa der Ausruf eines Feldmarschall-Lieutenants, der zu einer Parade auf der Schmelz ausrückt: „Auf nach Thermopylä!"

Baron Kellersperg geißelte sodann die geringe geschäftliche Gewandtheit unserer Minister in den Verhandlungen mit Ungarn und meinte, sie hätten in derselben Weise vorgehen sollen, wie „um ein banales Beispiel anzuführen", Einer, der „einen englischen Viererzug schöner Pferde" kaufen wolle, und der nicht gleich die verlangten 8000 fl. bewilligen, sondern 4000 fl. bieten werde, um jenen endlich für 6000 fl. zu erhalten. Es sind mir noch zu wenig Minister-Portefeuilles in meinem Leben angeboten worden, als daß ich mir über die Richtigkeit jenes Vergleiches ein Urtheil erlauben dürfte; auch benütze ich in zu ausgedehnter Weise die Tramway, um über englische Viererzüge ein entscheidendes Wort mitzusprechen und zu wissen, ob das gewählte Beispiel wirklich so banal ist, wie der Herr Abgeordnete behauptet. Aber wenn auch für einen gewiegten Sportsman die Banalität eines englischen Viererzuges schöner Pferde

über jeden Zweifel erhaben sein sollte, so glaube ich doch, daß das Beispiel von einer alten Hose, die ein Hausirer zu einem möglichst günstigen Preise kaufen will, noch banaler gewesen wäre. Das Beispiel war aber auch nicht ganz passend gewählt, da Baron Kellersperg im weiteren Verlaufe seiner Rede ausführte, die österreichische und ungarische Regierung befänden sich „in einem ehelichen Verhältnisse", und die Ehen, in welchen Mann und Frau mit einander Pferdegeschäfte abschließen, nicht allzu häufig vorkommen dürften.

Ich glaube übrigens nicht, daß unsere Regierung mit der ungarischen verheiratet ist, sondern sie lebt höchstens wie der Professor Fridolin in Wilbrandt's neuestem Lustspiele: „Die Reise nach Riva", mit sich selbst in heimlicher Ehe. Sie behandelt sich auch mit einer Zartheit, die wirklich rührend ist, und wo sie sich nur den kleinsten Wunsch aus den Augen ablesen kann, sucht sie sich ihn sogleich zu erfüllen. Komisch freilich berührt es, wenn die Eheleute sich öffentlich vor allen Leuten abschmatzen und so der Finanzminister Freiherr v. Pretis in seiner Rede über die neue Bank den Minister Unger „mein überlegener, sehr verehrter Freund und College" nannte. Das Ministerium hat ja zu solchen Selbstliebkosungen hinlänglich Zeit und Gelegenheit, wenn es unter sich ist im Ministerrathe. Dort kann der Herr Minister-Präsident Fürst Auersperg seine schönere Hälfte, den Herrn Minister Baron Lasser, sein Zuckerpüppchen nennen, und wenn selbst der Herr Handelsminister Chlumecky dem Herrn Justizminister Glaser unter vier Augen den

Kosenamen „Muzi" gibt, hat man endlich auch nichts dagegen. Baron Kellersperg schloß seine Rede mit den Worten: „Lasciate ogni speranza voi ch'entrate" — ein Citat, das ebenfalls an Banalität nichts zu wünschen übrig läßt, da bisher noch keine Session vorübergegangen ist, in der nicht ein Redner mit diesen Worten des großen italienischen Dichters das Haus eingeladen hätte, sich einer totalen Hoffnungslosigkeit hinzugeben. Außer in unserem Abgeordnetenhause wird dieses Citat nur noch von jugendlichen Theater-Kritikern, wenn sie über ein neues Stück im Josephstädter Theater berichten, mit Vorliebe gebraucht.

Der Herr Minister Unger ist ein philosophischer Kopf. Das Erste, was er unternahm, als die Vorwürfe und Anschuldigungen auf die Regierung niederhagelten, war, daß er dieselben in drei Kategorien eintheilte. Nachdem er diesen philosophischen Theil seiner Arbeit beendet hatte, begann er sein Plaidoyer für das Ministerium, und zwar in jener behäbigen und launigen Form, über die ein Vertheidiger verfügt, wenn er die Gewißheit hat, daß sein Client, ob nun die Vertheidigung gelingt oder mißlingt, straflos ausgehen werde. Er bedachte die Opposition aufs freigebigste mit satyrischen Seitenhieben, namentlich den Baron Kellersperg, der, wie erwähnt, im Verdachte der Regierungsfähigkeit steht. Da dieser das Verhältniß der österreichischen zu der ungarischen Regierung eine Ehe genannt hatte, bemerkte Herr Minister Unger, der es bisher, wie Eingeweihte behaupten, noch nie über das Stadium des Bräutigams hinausgebracht

haben soll, er sei auf diesem Gebiete nur „ein Theoretiker" und „füge sich der praktischen Einsicht eines so erfahrenen Mannes". Dieser kleine Scherz enthielt aber eine vergiftete Pointe, und der Abgeordnete Herr Skene suchte die „erfahrenen" Ehemänner gegen weitere Enthüllungen von Seite unverheirateter Minister zu schützen, indem er „Witzeleien so persönlicher Natur" strenge verurtheilte, eine Rüge, die das rechte Centrum, das sich vielleicht nicht ganz sicher fühlte, sehr beifällig aufnahm. Da jeder der Redner in der Bankdebatte mit einer kleinen Parabel debütirt hatte, suchte auch Herr Skene mit einer solchen die Herzen der Zuhörer im Sturme zu erobern, und er verglich daher Oesterreich-Ungarn mit zwei Kindern, sowie das Ministerium mit einer „Kindsfrau". Das Haus war durch die persönlichen Anspielungen, die vorgekommen waren, schon so verwöhnt, daß Einige auch die Kindsfrau des Herrn Skene für vergiftet hielten und meinten, der Redner sei ein Eingeweihter und wolle vielleicht, um sich zu rächen, darauf anspielen, daß Herr Minister Unger kein so harmloser Theoretiker sei, wie er behauptet hatte. Aber der Verdacht war unbegründet, und Herr Skene hatte keine andere Wirkung beabsichtigt als jene, die ein von poetischem Dufte erfülltes Gleichniß auf zartbesaitete Gemüther hervorbringt. Mit einer trefflichen Rede des Herrn Abgeordneten Herbst schloß die General-Debatte, und das stenographische Protokoll über dieselbe bildet neben dem Werke Krummacher's den reichsten Parabelschatz der deutschen Literatur.

Parlamentarische Unterhaltung.

8. Dezember 1877.

Wenn ich auch kein unbrauchbarer Staatsmann bin und daher keine Aussicht habe, jemals in meinem Leben eine Sinecure zu erhalten, habe ich doch die Debatte im Abgeordnetenhause über die beiden Vice-Gouverneure, welche die neue dualistische Oesterreichisch-ungarische Bank in Zukunft regieren werden, theilnahmsvoll verfolgt. Die Verhandlungen waren zwar, wie mir selbst meine erbittertsten Feinde werden zugeben müssen, in nicht gewöhnlichem Grade langweilig, wie sich dies manchmal zu ereignen pflegt, wenn die Geister in volkswirthschaftlichen Fragen aufeinanderplatzen, aber daran liegt nichts, das Abgeordnetenhaus kann nicht immer amüsant sein und es muß doch auch ein bischen ausschnaufen, bevor wieder die Parforcejagd auf die Steuerträger beginnt. Die Hauptsache bleibt, daß die beiden Vice-Gouverneure nach dem Beschlusse des Herrn Dr. Herbst nicht von dem Generalrathe der Bank, sondern von einer hohen geldbedürftigen Regierung ernannt werden, denn das Abgeordnetenhaus von Schluckenau wies in seiner Rede nach, daß diese ganze Frage viel zu geringfügig sei, als daß sich

ein österreichischer Politiker darüber seinen werthvollen Kopf zerbrechen sollte. Dagegen versprach Herr Dr. Herbst seinen Parteigenossen, wenn sie folgsam wären und der Regierung keines ihrer vielen Beine stellten, würde er sie schon aufwecken, sobald es sich im weiteren Verlaufe der Verhandlungen um etwas Wichtigeres handeln sollte, und so entschied denn das Haus, die Besetzung der beiden Aemter sei eine Lappalie, die den wahrhaft großen Staatsmann nicht abhalten dürfe, ruhig weiter zu schlafen. Gegenwärtig sind somit fünf Sinecuren erledigt: die Stellen der beiden Präsidenten des Obersten Rechnungshofes, des Gouverneurs der Bank und der beiden Vice-Gouverneure derselben. Ist es da nicht eine Freude zu leben und der unfähige Schwager eines einflußreichen Mannes zu sein?

Im Uebrigen war die Special-Debatte über die Oesterreichisch-ungarische Bank lange nicht so erhebend, wie die General-Debatte. Während in dieser das alte Rom eine so große Rolle gespielt hatte und das Capitol mit dem tarpejischen Felsen, diesem Tremplin für staatsmännische Seiltänzer, der Distanzreiter Curtius, die berühmte Toga, aus welcher der Prestigiateur Krieg oder Frieden herausschütteln konnte, Cicero mit seinen feinen Anspielungen auf den Freiherrn von Kellersperg und endlich Horaz, der den Ansichten des Herrn Weiß v. Starkenfels einen so poetischen Ausdruck gegeben hat, immer wieder erwähnt wurden, wehte aus der Special-Debatte nicht jener classische Hauch, der den pietätsvoll lauschenden Zuhörer an seine mit Erfolg zurückgelegten

Gymnasial-Studien erinnerte. Nur der Herr Abgeordnete Professor Sueß erwähnte eines jüngst in Hainburg ausgegrabenen Sarkophags für zwei Kinder, mit dem er die dualistische Monarchie verglich, erst in der Special-Debatte, obwol bekanntlich die verschiedenen Gegenstände, mit denen Oesterreich eine so frappante Aehnlichkeit besitzt, wie Wiegen, lecke Schiffe, zweischläfrige Sarkophage u. s. w., in die General-Debatte gehören. Uebrigens ist es noch immer besser, daß Oesterreich ein bischen später mit einem Sarkophage verglichen wurde, als wenn dies gar nicht geschehen wäre.

Nicht so großes Wohlgefallen als an anderen Steuer-Erhöhungen scheinen unsere Abgeordneten an den Finanzzöllen zu haben, wenigstens hat der Zoll-Ausschuß die von dem Herrn Finanzminister so sehnlichst gewünschte Erhöhung des Zolles auf Kaffee abgelehnt und so alle Hoffnungen, die der Patriot in die Veredlung der gelben Rübe durch die vaterländische Arbeit zum „kleinen Schwarzen" setzte, im Keime erstickt. Dagegen scheint die Regierung bezüglich der gesalzenen Häringe geringerem Widerstande zu begegnen, und wenn die Zölle auf diese in so ausgiebiger Weise bewilligt werden, als der Herr Finanzminister sie verlangt, dürfte der Nordsee in unserem heimischen Wienflusse ein gefährlicher Concurrent erzogen werden. Das „Vaterland", das mit seiner feinen Spürnase bereits so Staunenswerthes zusammengerochen hat, hat auch unter der Zoll-Erhöhung auf Häringe sofort eine kleine Untergrabung der Fundamente der Kirche von Seite unserer glaubenslosen Re-

gierung gewittert und behauptet, daß der Häring die Fastenspeise des armen Katholiken sei und daß diesem somit das Fasten erschwert werde. Ich verstehe zwar nicht so viel von den Häringen wie die Feudalgrafen des „Vaterland", und zwar schon deßhalb nicht, weil ich den Abend vorher nicht so viel Champagner getrunken habe wie diese, allein ich glaube, daß der arme Mann, dem es wirklich darum zu thun ist, nichts zu essen, diesen schönen Zweck im Nothfalle auch ohne Häringe zu erreichen im Stande ist.

Es ist aber wirklich nicht der Mühe werth, sich um Vice-Gouverneure und andere gesalzene Häringe zu kümmern in einem Augenblicke, da die Bewilligung eines Budgets für 800,000 Mann verlangt wird. Wol droht uns deßhalb kein Krieg, vielmehr sollen diese 800,000 Mann nur eine kleine Aufmerksamkeit sein, die wir unseren Freunden erweisen. Ja, um das Geld, das jetzt der berühmte „holde Friede" und die beliebte „süße Eintracht" kosten, hat man in früheren Zeiten den respectabelsten mörderischen Krieg führen können. Unsere Officiösen haben ganz Recht: es kam uns für unsere orientalische Politik sehr zu statten, daß wir eine so große Armee auf den Beinen hatten, denn wenn wir nicht vorbereitet gewesen wären, hätten wir uns gewiß wieder in einen Krieg eingelassen. Das Preßbureau bemerkt daher auch ganz richtig, daß es einen Mangel an Patriotismus verrathen würde, statt der verlangten 800,000 Mann nur 600,000 zu bewilligen. Das Preßbureau trifft dabei wieder den Nagel auf den Kopf, nur schade, daß der Nagel, wie immer, in unser eigenes Fleisch geht.

Die eleusinischen Mysterien. Das vierte Gebot.

23. December 1877.

Die Vorgänge im Delegations-Ausschusse erinnern von Tag zu Tag mehr an die eleusinischen Mysterien der alten Griechen. Die Rolle, die im Ausschusse Herr Graf Andrassy spielt, wurde in Eleusis von dem Hierophanten gegeben, und so wie dieser als Vorsteher der Mysterien das kleine Häuflein der Zugelassenen in religiöse Geheimnisse einweihte, die zu begreifen das Volk noch nicht reif genug war, so klärt Se. auswärtige Excellenz die Ausschuß-Delegirten über die Geheimnisse der Politik auf. Zuerst machte der Hierophant den Eingeweihten durch die sogenannten kleinen Mysterien den Mund wässerig, und erst nachdem er sie so eine Weile hatte zappeln lassen, führte er sie in die großen Mysterien ein. In gleicher Weise weihte Herr Graf Andrassy die Mitglieder des Delegations-Ausschusses vorerst nur in die kleinen Mysterien seiner Politik ein, indem er ihnen jene Actenstücke vorlas, die er in dem für den großen Haufen bestimmten Rothbuche nicht zu veröffentlichen gedenkt,

und erst nachdem sich die Elite-Schaar für diese kleinen Mysterien reif gezeigt und dem Minister über seine Politik die nothwendigen Complimente gemacht hatte, führte er sie in die großen Mysterien ein, indem er ihnen seine Ansichten bezüglich des eben zum großen Eselsfußtritte gegen den todten Löwen ausholenden Serbien auseinandersetzte. Während aber die Ceremonien bei den eleusinischen Mysterien hauptsächlich darin bestanden, daß sich die Eingeweihten rein halten und fleißig waschen mußten, haben die Eingeweihten des Delegations-Ausschusses nach der Sitzung nur den Herrn Grafen Andrassy reinzuwaschen, indem sie ihm in alphabetischer Reihenfolge ihr volles Vertrauen votiren. Selbstverständlich war in Eleusis und ist im Ausschusse das Ausplaudern der mitgetheilten Mysterien strenge verpönt; denn wenn diese etwa in die Zeitungen kämen, wäre es leicht möglich, daß die Leser enttäuscht ausrufen würden:

Was, das ist das ganze Geheimniß? Na, da find' ich aber doch wahrhaftig gar nichts, was man nicht Jedem hätte sagen können!

Da, wie man hört, die Mittheilungen des Herrn Ministers der auswärtigen Verlegenheiten in einer Weise sensationell sein sollen, daß die armen Delegirten sich nicht anders zu helfen wissen, als indem sie fortwährend die Hände über den Kopf zusammenschlagen und manchmal sogar dritthalb Fuß hoch springen, so sollte es mich, der ich ein an Verblüffungen so reiches Leben hinter mir habe, nicht überraschen, wenn ein Dichter des Josephstädter Theaters sich entschlösse, aus dieser Politik ein

Kassestück zu machen. Das wäre um so zeitgemäßer, da das neue Stück unseres trefflichen Anzengruber: „Das vierte Gebot", welches in jenem mit Schicksalsschlägen so reich dotirten Theater eben zur Aufführung gelangen sollte, mit umgehender Polizei verboten wurde. Ich bin auch ohne die zehn Gebote kein Spitzbube und brauche dieselben nicht sofort bei der Hand zu haben, wie Jene, die ihrer Sache nicht so ganz sicher sind. Als ich sie daher in diesen Tagen wieder einmal durchnahm, fand ich, daß einige derselben doch schon recht veraltet sind. Ich will nur darauf hinweisen, daß gleich das erste Gebot, in welchem untersagt wird, sich Bilder von Dingen anzuschaffen, die sich auf dem Himmel, der Erde oder im Wasser befinden, sich unmöglich mehr aufrechthalten läßt, und daß die Uebertretung desselben, Dank der Unzahl von Photographen, auch dem minder Bemittelten möglich gemacht ist. Im dritten Gebote wird wieder vorgeschrieben, daß man den Sabbathtag heilige. Die Gründe, die in dem zu diesem Gebote veröffentlichten Motivenberichte angeführt werden, daß nämlich die Erde und der Himmel und das Meer und Alles, was darin ist, ja ebenfalls in sechs Tagen fix und fertig waren, sind ganz schön und richtig, aber was soll ich z. B. thun, der ja, da die „Neue Freie Presse" am Sonntag erscheint, am Sabbath sein Feuilleton schreiben muß? Ich bin gewiß nicht unbescheiden und will meine „Wiener Spaziergänge" weder mit dem Himmel, noch mit der Erde, noch mit dem Meere vergleichen, aber ich kann doch nicht während der sechs Tage mein Feuilleton

schaffen, da vielleicht die riesige Dummheit, die ich dazu brauche (nicht meine, über die ich immer verfüge, sondern die eines Anderen), sich erst am Samstag in der Früh ereignet. So sehr man endlich auch das Gebot, wonach Einem nicht nach dem Weibe seines Nächsten gelüsten solle, billigen muß — obwol Gelüste zollfrei sind — so wird doch gewiß der Respect vor dem geehrten Herrn Nächsten bei Keinem so weit gehen, daß er es sich versagen wird, ein Gelüste nach der Magd desselben zu tragen, wie das zehnte Gebot verbietet.

Doch ich will an dieser der Erholung gewidmeten Stelle nicht weiter die Nothwendigkeit einer den Anschauungen unserer Zeit entsprechenden Auffrischung und Verbesserung der zehn Gebote erörtern, die theils ein Zuviel, theils — freilich gab es damals noch keine öffentlichen Fondsbörsen — ein Zuwenig enthalten. Ich wollte nur erwähnen, daß ich, als das Verbot des Anzengruber'schen Stückes bekannt wurde, glaubte, in demselben würde mindestens der Inhalt einiger Actenstücke des Herrn Grafen Andrassy über Rumänien ausgeplaudert werden, vor Erstaunen aber meinem Nachbar im Kaffeehause fast einen Rippenstoß gegeben hätte, als ich beim Frühstück las, das Stück handle von dem vierten Gebote, daß man Vater und Mutter ehren solle — ein Stoff, durch den nach meiner unmaßgeblichen Ansicht das Drei-Kaiser-Bündniß nicht im mindesten gefährdet wird. Es heißt wol, man habe das Stück unmoralisch gefunden. Aber sämmtliche Zeitungen haben auch das neulich im Burgtheater aufgeführte Stück unmoralisch

gefunden, und doch hat man nichts davon gehört, daß es verboten worden sei. Dasselbe ist zwar von einer Dame für die Bühne des Burgtheaters eigens bearbeitet worden, aber die Immoralität desselben hat unter der Bearbeitung nicht im geringsten gelitten und ist derselben auch nicht das kleinste Haar gekrümmt worden, denn die Besucher des Burgtheaters wollen sich auch manchmal unterhalten und bis über die Ohren schamroth werden. Es kommt mir aber auch nach dem, was ich von Anzengruber gesehen und gelesen habe, sehr unwahrscheinlich vor, daß er ein Stück geschrieben haben sollte, dessen Tendenz es wäre, die Moral des Volkes durch einen Monolog heimtückisch zu vergiften. Ich bin überzeugt, daß die schriftstellerischen Arbeiten der Lotto-Collecteure einen schlimmeren Einfluß auf die Moral des Volkes üben, als ein „unmoralisches" Stück Anzengruber's, wenn auch die Nummern bei den Lottoziehungen von ganz unschuldigen Waisenknaben gezogen werden. Aber dennoch sind jene nie confiscirt worden, und das Lottospiel erfährt keine Einschränkung, nur einzelne Nummern werden, wenn sie bei Hinrichtungen oder anderen Glücksfällen, die sich im Leben eines Lottospielers ereignen, stärker besetzt sind, gesperrt und der allgemeinen Spielwuth entzogen.

Die Polizei vergißt endlich, daß die deutsche Kritik, Gott sei Dank, noch ganz unverdorben ist und daß nach der Aufführung eines unmoralischen Stückes schon im nächsten Morgenblatte die Väter auf ihre sechszehnjährigen Töchter noch rechtzeitig aufmerksam gemacht

werden. In dem ganzen deutschen Dichterwalde darf kein Kuß fallen, der nicht moralisch gerechtfertigt wird, indem beispielsweise der Liebende, der sich dieses Vergehen zu Schulden kommen ließ, wie sich zum Schlusse herausstellt, seine Brille zu Hause vergessen hatte und seine Geliebte nur deßhalb küßte, weil er sie mit unbewaffnetem Auge für seine Großtante hielt.

Rückblick auf das Jahr 1877.

1. Jänner 1878.

So ist denn das Jahr 1877, das dem pessimistischen Philosophen wieder ein so wohlassortirtes Lager von Unglücksfällen aller Art geboten hat, endlich vorüber, und mit dem heutigen Tage beginnt das sechsundzwanzigste Jahr der Vertretung französischer Interessen in Oesterreich durch Herrn Bontoux. In der Sitzung der französischen Deputirten-Kammer vom 17. December erklärte nämlich der Director unserer Südbahn, es seien fünfundzwanzig Jahre, daß er auf die vorhin angeführte Weise seinen Unterhalt in Oesterreich gewinne. Freilich wurde trotzdem die Wahl des clericalen Directors in die französische Kammer, da sie durch unerlaubte Mittel, wie Clerus, Branntwein, Drohungen u. s. f., zu Stande gebracht worden sein soll, für nichtig erklärt, so daß wir nicht einmal die Aussicht haben, daß Herr Bontoux, der als österreichischer Eisenbahn-Director die französischen Interessen vertritt, als französischer Deputirter die österreichischen Interessen wahren werde. Obwol der Herr Director auch die ultramontanen Interessen in Oesterreich mit jenem Eifer vertritt, von dem zum Lächerlichen nur ein Schritt ist, so scheint er sich doch

im abgelaufenen Jahre zum Nachtheile der Actionäre der Bahn mit der Vorsehung ein bischen überworfen zu haben, da trotz der bereits sprichwörtlich gewordenen Güte derselben — nicht der Bahn, sondern der Vorsehung — gerade die Südbahn durch einen Bergsturz bei Steinbrück in erheblicher Weise beschädigt wurde.

Von anderen Abrutschungen wäre nur jene zu erwähnen, durch die das Burgtheater heimgesucht wurde, indem während der Vorstellung von „Pitt und Fox" dem in dem Stücke beschäftigten Herrn Meixner zum Entsetzen des gerade an diesem Tage unglücklicherweise zahlreich versammelten weiblichen Publicums die Hosen hinabglitten. Eine sofort mit der Untersuchung des Unglücksfalles beauftragte Commission stellte fest, daß der Hosenriemen, in dessen Dauerhaftigkeit Herr Meixner ein durch die Ereignisse leider nicht gerechtfertigtes Vertrauen gesetzt hatte, entzweigerissen war. Die Damen kamen glücklicherweise mit einer ganz leichten Schamröthe davon und erholten sich so rasch, daß sie der Vorstellung bis zum Schlusse beizuwohnen vermochten. Ich verzichte darauf, alle anderen in „Pitt und Fox" nicht beschäftigten Personen namhaft zu machen, die ebenfalls im abgelaufenen Jahre die Hosen verloren haben, sondern begnüge mich, zu bemerken, daß der neue Börsenpalast unter sehr ungünstigen politischen und wirthschaftlichen Auspicien eröffnet wurde.

Es schien zwar anfangs, als wenn die Cultur-Mission, die Rußland in der Türkei übernommen hatte, an dem hartnäckigen Widerstande der Ungläubigen

scheitern sollte. Aber wie jede große Idee, wenn sie durch einen ausgiebigen Artilleriepark unterstützt wird, endlich siegen muß, behaupteten auch diesmal die Kosaken das Feld; Plevna fiel noch gegen Schluß des Jahres, und die Apostel der Civilisation: Hunger und Kälte, zwangen Osman Pascha, sich mit seiner Armee zu ergeben. Die Niederlage der Türken erregte bei unseren slavischen Brüdern einen ungeheuren Enthusiasmus. Allein die Illumination, welche in Prag veranstaltet werden sollte, scheiterte an den gegenwärtigen hohen Unschlittpreisen. Dagegen wurden die Siege, welche die Türken anfangs errungen hatten, wieder in Ungarn mit allgemeinem Jubel aufgenommen, doch war das ritterliche Volk der Magyaren, wie dieselben in gesegneten Erntejahren von den Getreidehändlern genannt werden, zu größeren Opfern bereit, als das Enkelvolk Libussa's, indem es die Kosten eines Ehrensäbels nicht scheute, um diesen Abdul Kerim Pascha zu überreichen. Abdul Kerim Pascha, sowie der Clavier Pedal Pascha Abbé Liszt, der allerdings auch ein äußerst bewegtes türkisches Vorleben aufzuweisen hat, sind in unserer Zeit die beiden einzigen lebenden Besitzer ungarischer Ehrensäbel. Nur die Deutschen Oesterreichs steckten während des orientalischen Krieges mit gewohntem Phlegma die Hände in die Hosentaschen. Es half ihnen aber nichts, da die neuen Steuern dennoch vom Abgeordnetenhause bewilligt wurden.

Wenn auch unsere Abgeordneten durch das fortwährende Sich-Erheben von den Sitzen, um die Forderungen der Regierung zu bewilligen, ohnehin, wie man

glauben sollte, einer für die Beförderung der Verdauung hinreichenden Leibesübung sich erfreuen, hat sich doch im letzten Jahre eine Schaar gleichgesinnter Volksvertreter geeinigt, um gemeinschaftlich zu turnen und so auch jene durch das Vertrauen in die Regierung nicht in Anspruch genommenen Körpertheile zu kräftigen. Nach den letzten Beschlüssen des Abgeordnetenhauses ist nunmehr die Oesterreichische Nationalbank eine Oesterreichisch-ungarische Bank geworden. Die Verhandlungen darüber haben die Richtigkeit der Berechnung Haller's, daß in einer Minute fünfzehnhundert Buchstaben in Worten ausgesprochen werden können, in überzeugender Weise dargethan. Großes Aufsehen erregte die Mittheilung des Herrn Grafen Andrassy im Delegations-Ausschusse, der versammelt war, um Aufschlüsse über dessen orientalische Politik zu erhalten, daß er erschienen sei, obwol er „noch nicht gefrühstückt habe." Seine auswärtige Politik vertheidigen zu müssen, während man zu Hause Thee trinken und Schöpsen-Cotelettes dazu essen könnte, und statt das Achselzucken der Zweifler ansehen zu müssen, in vierundzwanzig officiösen Blättern läse, daß es keinen größeren Staatsmann gebe, als den Leser dieser Blätter, muß einen zartfühlenden Staatsmann gewiß sehr unangenehm berühren, und er darf daher den Anspruch erheben, daß die Größe dieses Opfers auch gewürdigt werde. Der Himmel verhüte nur, daß unsere auswärtige Politik nicht noch unbegreiflicher werde, als sie nach der Behauptung einiger Unruhestifter schon sein soll, denn sonst liefen wir Gefahr, daß Herr Graf Andrassy in der Delegation erschiene, ohne gemittagmalt zu haben.

Obwol der blutige orientalische Krieg gewiß einem Kometen die passendste Veranlassung hätte bieten können, sich wieder mit seinem Schweife als üble Vorbedeutung breitzumachen, ist doch kein solcher aufgetaucht, und die zweimalige totale Mondesfinsterniß im letzten Jahre hat den zum Aberglauben geneigten Gemüthern nur einen schwachen Ersatz hiefür geboten. Während der Mond sein Erscheinen nur vorübergehend einstellte, hat der ebenfalls zum Himmel in nahen Beziehungen gestandene clericale „Volksfreund" vollständig zu erscheinen aufgehört. Erscheinungen der letzteren Art oder vielmehr Nichterscheinungen der letzteren Art waren wol hauptsächlich der Grund, weßhalb die katholischen Journalisten auf einem von ihnen veranstalteten Congresse sich nach einem Schutzpatron umsahen. Sie haben einen solchen auch, da die meisten Heiligen ihre Unterstützung schon anderweitig zugesagt hatten, endlich in dem heiligen Franz von Sales gefunden, und es wird wol in Zukunft keinem clericalen Blatte mehr an Abonnenten fehlen, vorausgesetzt, daß die Redaction nicht versäumt, den heiligen Franz von Sales zum Quartalsschluß rechtzeitig anzurufen. Auch der clericale Feuilletonist, dem bisher in der Regel nichts einfiel, wird künftighin in Folge des Beistandes des erwähnten Schutzpatrons seine Leser vor Lachen bersten machen.

Noch ein anderer schwerer Schlag traf die Ultramontanen durch das Hinscheiden des päpstlichen Staatssecretairs Cardinals Antonelli. Dieser hinterließ viele Millionen, so daß sich der Papst erst nach dem

Tode seines treuen Rathgebers überzeugen konnte, wie viel er verloren hatte. Der stets überraschende Tod hat auch einen unserer unerbittlichsten dramatischen Dichter hinweggerafft: Mosenthal. Niemand hätte dessen schnelles Ende geahnt, denn der Dichter erfreute sich eines blühenden Aussehens und war kräftig gebaut; nur in den letzten Jahren wurde seine Brust für die stets wachsende Zahl von Orden, die er erhielt, ein bischen zu enge. Er ließ sich auch gerne mit denselben photographiren, und man sah dann in dieser Collectiv-Ausstellung sämmtliche Orden, von der stolzen Eisernen Krone angefangen, der er den Ritterstand verdankte, bis herunter zur bescheidenen Zierde ernestinischer Häuslichkeit. Leider ging der Wunsch, den er in seinem Testamente ausgedrückt hatte, daß jene in der Synagoge seiner Heimatstadt Kassel aufgehängt werden sollten, nicht in Erfüllung, da das Vermächtniß zurückgewiesen wurde, und so ist denn ach! von der ganzen Unsterblichkeit, deren er sich erfreute, so lange er lebte, nichts übrig geblieben, gar nichts als seine „sämmtlichen Werke". Seine Dramen liegen in denselben neben einander begraben, und Herr Joseph Ritter von Weilen hat für diese Familiengruft der Mosenthal'schen Werke eine Vorrede oder, besser gesagt, eine Grabrede geschrieben.

Von den unzähligen Opfern, die durch Mörderhand fielen, will ich nur wegen der distinguirten Persönlichkeit des Herrn Mörders, der es, Gott sei Dank, nicht nöthig hatte, jene Engländerin erwähnen, die von ihrem Gemal Henri de Tourville von der Höhe des

Stilfser-Joches in den Abgrund gestürzt wurde. Er wurde im letzten Sommer von dem Schwurgerichte in Bozen zum Tode verurtheilt, dann aber zu achtzehn Jahren Kerkers begnadigt. Er ist gegenwärtig eine Zierde unserer Zuchthäuser, da er vorläufig noch der einzige Millionär ist, der in einem solchen einen längeren Aufenthalt genommen hat. Ich habe neulich in einem Feuilleton gelesen, daß die Spanier einen großen Respect vor einem Adeligen haben, da ein solcher, und wenn er auch nur ein hochschäbiges „von" vor seinem Namen führt, wie ein dortiges Sprichwort sage, „Jemandes Sohn" sei. Wenn dieses Sprichwort wirklich existirt, dann halte ich es für eines der allerdümmsten, das wahrscheinlich ein Hidalgo, der Geld borgen wollte und Keinen fand, der so dumm war, ihm Credit zu schenken, ersonnen hat. Leben denn die Spanier hinter einer spanischen Wand, daß sie nicht wissen, wer und wofür man ein solches „von" erhält? Sie mögen doch fleißiger die Gerichtsverhandlungen lesen, und sie werden sehen, daß es unter den Söhnen „Jemands" noch viel größere Spitzbuben gibt, als unter den Söhnen „Niemands".

Von einer nicht unbedeutenden Höhe stürzten auch die Wagner-Schwärmer herab, als sie aus den im abgelaufenen Jahre in der „Neuen freien Presse" veröffentlichten Briefen Richard Wagner's an eine Putzmacherin, an „meine liebe Fräulein Bertha" so komische Einzelheiten aus dem atlaßreichen Martyrium des Meisters erfuhren. Enttäuschung folgt bei den Wagnerianern

auf Enttäuschung. Auch die geplante Errichtung einer Nibelungen-Facultät in Bayreuth, welche Doctoren der gesammten Heulkunde creiren wollte, scheiterte an der Indolenz der Menge, welche diese schon vor so vielen großen Dummheiten bewahrt hat. Daß es mit der Zukunftsmusik bergab geht, kann man schon daraus entnehmen, daß nunmehr auch der Aesthetiker Köstlin auf die Seite Wagner's mit einer ästhetischen Abhandlung getreten ist. Mit den Büchern der deutschen Aesthetiker hat es nämlich dieselbe Bewandtniß wie mit der Hofspritze, die auch immer erst erscheint, wenn das Feuer längst vorüber ist.

Der Tod Victor Emanuels. Ein neues weibliches Toilettestück. Der verkannte Ministerpräsident.

15. Januar 1878.

Der Tod des Königs von Italien hat nicht nur wie der Tod anderer Souveräne eine allgemeine Hoftrauer hervorgerufen, sondern auch die Theilnahme Jener erregt, welche zu unwohlgeboren sind, um bei Hofe zu erscheinen und ihrem Schmerze durch einen blauangelaufenen Galadegen Ausdruck zu geben. Nur die clericalen Blätter hat dieser Trauerfall mit großer Befriedigung erfüllt, und sie haben mit gewohntem Scharfsinn als Todesursache eine plötzlich eingetretene Hand der Vorsehung diagnosticirt. Victor Emanuel war kein bedeutender Staatsmann; wenn aber seine Verkleinerer behaupten, daß ihm die gebratenen Tauben in den Mund geflogen seien, so übersehen sie, daß es für einen Politiker auch schon ein Verdienst ist, den Mund aufzumachen, wenn die gebratenen Tauben angeflogen kommen. Er war auch kein großer Feldherr, aber Europa erfreut sich, Gott sei Dank, ohnehin schon so hervorragender Staatsschulden, daß es auf die strategischen Genies mit Ver-

gnügen Verzicht leistet. Er war zwar sehr fromm erzogen, hielt aber stets sein gegebenes Wort, und war darin so scrupulös, daß er sich nicht einmal entschließen konnte, den kleinen Verfassungsbruch zum Besten zu geben, den man ihm so dringend empfahl — eine Halsstarrigkeit, durch welche er die aufrichtigsten Glückwünsche befreundeter Höfe verscherzte. Dafür aber nannte man ihn „König-Ehrenmann", und nie hat der König einen Titel verliehen, der den Träger so geziert hätte, wie der Beiname, den das Volk seinem König gab.

Er war von untersetzter Gestalt und so kräftig gebaut, daß er einen der colossalsten Schnurr- und Knebelbärte trug, ohne unter der Last zu ermüden. Sein Gesicht war von einer Häßlichkeit, die schon hart an der Grenze des Ausdrucksvollen stand, aber seine Züge verriethen Gutmüthigkeit, Offenheit und Geradheit, ein Gesichtsausdruck, der freilich in gewissem Grade unmajestätisch genannt werden muß. Er war sehr mäßig, denn er begnügte sich mit einer Fleischspeise zum Mittagessen und mit einem Tambour-Major als Schwiegervater zur linken Hand. Wie sehr er die Einsamkeit liebte, geht schon daraus hervor, daß er beständig Cavour-Cigarren rauchte, ein Ausräucherungsmittel, das er, Dank seiner robusten Gesundheit, auch vertrug. Es werden jetzt, da er todt ist, eine Unmasse Anekdoten von ihm erzählt, und es verräth die ganze Schlichtheit seines Wesens, daß fast keine derselben eine Pointe enthält. Namentlich warnen wir vor jenen Anekdoten, die mit den Worten beginnen: Eine bisher noch unbekannte Begebenheit aus dem Leben des

jüngst verstorbenen Königs Victor Emanuel sind wir in der Lage, unsern Lesern mittheilen zu können ꝛc.

Ein Beweis für seine ganz ungewöhnliche Bescheidenheit ist es gewiß, daß er nie den so naheliegenden Einfall gehabt hat, sich zum Kaiser zu befördern, obwol doch erst vor Kurzem die Königin von England sich mit dem Titel einer Kaiserin überrascht hat, und zweifellos auch Fürst Milan, wenn nächstens noch ein türkisches Schilderhaus vor seiner Armee capituliren sollte, sich die Kaiserkrone von Serbien auf das lorbeerbedürftige Haupt setzen wird. Mein Gott! ich begreife es, daß auch ein Souverän manchmal das Bedürfniß empfindet, von sich reden zu machen, und die Königin Victoria hat diesen Zweck am sichersten erreicht, indem sie jetzt für ihr zu ausführlichen Mittheilungen so geneigtes Geschlecht einen Orden stiftete, die Krone von Indien. Die Königin von England hat damit wirklich einem Bedürfnisse abgeholfen, von dem man, ohne ihm schmeicheln zu wollen, behaupten kann, es sei ein längstgefühltes. Ist es nicht traurig, daß in unserer Zeit, in der die Frauen Aerzte, Eisenbahn-, Post- und Telegraphen-Beamte werden können, sie noch immer nicht die Gleichberechtigung auf einem Gebiete erlangt haben, auf dem ihnen sogar der Vorrang vor dem starken Geschlechte gebühren würde? Oder behaupten nicht die liberalen Politiker, Freiheitssänger und sonstige Vorkämpfer für Recht und Aufklärung, die sich einen Orden zu verschaffen gewußt haben, daß es ihnen nicht eingefallen wäre, einen solchen „anzunehmen“, wenn sie ihn nicht blos als ein in der

Gesellschaft „unentbehrliches Toilettestück" betrachteten? Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Damen auch ohne unentbehrliche Toilettestücke reizend sind, aber wenn ein Orden zur Vollständigkeit der Toilette gehört, so haben sie doch gegründetere Ansprüche darauf, als die Männer. Nun verleiht man den Männern Groß- und Commandeurkreuze, Crachats von der Größe eines Spucknapfes und Orden, die alles mögliche Ungeziefer der Welt vorstellen, während es für die armen Frauen nur einige wenige unscheinbare Medaillen und ärmliche Kreuzchen gibt. Der Orden, den die Königin Victoria für das weibliche Geschlecht gestiftet hat, ist daher ein erfreulicher Anfang dazu, eine Lücke in der weiblichen Toilette auszufüllen. Nur ist es leider bisher noch nicht bekannt geworden, unter welchen Verhältnissen eine Dame auf die „Krone von Indien" Anspruch erheben darf. Muß sie sich Verdienste um Indien erworben haben? Man kann doch nicht von einer Frau verlangen, daß sie ein Raubthier erlegt habe; vielleicht genügt es aber, wenn sie nachzuweisen vermag, daß sie einen Tiger zum Mann hat.

Allein das ernste Thema, das ich eben behandelt habe, ist durchaus nicht zeitgemäß. Die Faschingslustbarkeiten haben eben begonnen, und bereits am letzten Künstler-Abend hat sich, wie die Zeitungen berichteten, ein Notar aus Marienbad fortwährend an Se. Durchlaucht den Herrn Ministerpräsidenten Fürsten Auersperg herangedrängt und denselben „Mein lieber Krastel!" genannt. Ich bin noch nie in meinem Leben von einem

Notar: Mein liebes Fräulein Janisch! angesprochen worden und weiß daher nicht, wie ich in dem Fall, als ich für eine sentimentale Liebhaberin oder einen tragischen Helden des Burgtheaters gehalten würde, mich benähme. Nur finde ich es ein bischen strenge, daß man den unglücklichen Notar, ohne daß er drastischere Beweise von Geisteszerrüttung gegeben hätte, sofort auf das Beobachtungszimmer für Geisteskranke gebracht hat, wo jetzt sein Gebahren von gewiegten Seelenärzten beobachtet und studirt wird und abgewartet werden muß, ob er vielleicht auch einen Krankenwärter mit Excellenz ansprechen oder ein eingemachtes Huhn für einen Mohnstrudel halten wird. Es ist aber noch ein wahres Glück, daß jener Kunstfreund sich begnügte, Se. Durchlaucht nur als den Schauspieler Krastel anzusprechen, und daß er keine Urkunde darüber ausgestellt hat, denn da ein solches, von einem öffentlichen Notar ausgestelltes Document einen vollen Beweis macht, hätte der Herr Minister-Präsident vielleicht schon nächstens den Marquis Posa spielen müssen, während seine eigentliche schauspielerische Begabung, die wir bereits mehreremal bei der Beantwortung von Interpellationen im Abgeordnetenhause kennen gelernt haben, ihn mehr auf eine Rolle wie Götz von Berlichingen und insbesondere auf eine berühmte von den Theaterintendanzen allerdings gestrichene Stelle in der letzteren hinweist.

Der Tod Pius IX. Eine patriotische That des Ministeriums.

10. Februar 1878.

Papst Pius IX. ist in dieser Woche gestorben. Aber ach, nichts in dieser Welt währt ewig, selbst nicht der Verlust eines Papstes, und bald wird ein Cardinal die Tiara auf das Haupt setzen und dann zum erstenmale in seinem Leben Vaterfreuden genießen, wenn auch nur die Freuden des Heiligen Vaters. Der Verstorbene diente in seiner Jugend bei der Cavallerie, hatte aber von den militärischen Gewohnheiten keine beibehalten, als das leidige Fluchen. Er hat fast alle Länder Europa's und die meisten hervorragenden Zeitgenossen verflucht, und es wird behauptet, daß er immer die neueste Auflage des Brockhaus'schen Conversations-Lexikons auf seinem Nachttische liegen hatte, damit ihm keine bedeutendere Persönlichkeit entgehe. Er verfluchte aber nicht nur einzelne Personen, sondern, um sicherer zu gehen, ganze Classen und Corporationen, wie beispielsweise die Freimaurer und die Altkatholiken, und in einer seiner letzteren Encykliken verwünschte er die ganze „Synagoge des Teufels", wodurch er gleichzeitig den bisher für

confessionslos gehaltenen Teufel des Judenthums verdächtigte, was freilich den Gläubigen mit der Hoffnung erfüllen darf, daß auch der Höllenmohr beim großen Börsenkrach nicht verschont geblieben sei. Auch auf die neuen Gesetze und Einrichtungen und selbst auf die Wissenschaft floß reichlich der Born seiner Verwünschungen nieder, dagegen bereicherte er den Glauben durch zwei ganz neue Dogmen: das von der unbefleckten Empfängniß und jenes von der Unfehlbarkeit des Papstes. Des letzteren erfreute er sich jedoch kaum acht Jahre, so daß dasselbe hauptsächlich nur seinen lachenden Erben zugute kommt. Unter ihm erreichte die usurpirte weltliche Herrschaft der Päpste endlich ein Ende, und daß er dies beschleunigte, sichert ihm eine Stelle unter jenem winzigen Häuflein von Päpsten, deren Name der Vergessenheit entronnen ist. In hohem Grade sonderbar finde ich das Ceremoniel, das beim Tode des Papstes beobachtet wurde. Sobald nämlich die Aerzte den Tod desselben constatirt hatten, klopfte ein Camerlengo auf die Stirne der Leiche mit einem silbernen Hammer unter Anrufung des Namens des Dahingeschiedenen und zog ihm, da auch diesmal, wie dies wahrscheinlich schon öfters der Fall war, keine Antwort erfolgte, den Fischerring vom Finger. Nach meinem Dafürhalten wäre es empfehlenswerth, dieses Ceremoniel nicht bei dem Tode, sondern bei der Wahl des Papstes zu befolgen, so daß man dem zu Wählenden vorher auf die Stirne klopfen würde und erst, wenn die Antwort befriedigend ausfiele, ihm den Fischerring ansteckte.

Gleichzeitig mit der Nachricht vom Tode des Papstes war hier das Gerücht von dem Einmarsche der Russen in Konstantinopel verbreitet. Leider hat unsere auswärtige Politik diesen Triumph bisher noch nicht errungen, sondern die Russen halten nur die Straße nach Konstantinopel besetzt und können in jedem Augenblicke unter dem Rufe: Hurrah, Graf Andrassy! Stambul besetzen. Doch verrathen die Waffenstillstands-Bedingungen, soweit sie bisher bekannt wurden, die große Mäßigung Rußlands. Hienach erhalten die Impotentaten von Rumänien, Serbien und Montenegro einen ansehnlichen Gebietszuwachs, während sich Rußland mit dem begnügt, was dann noch übrig bleibt. Auch hat Rußland sich bereit erklärt, eine Conferenz zu beschicken, um daselbst die Glückwünsche der übrigen Mächte entgegenzunehmen. Wem, nachdem „der kranke Mann" todt ist, Fürst Gortschakow diese erledigte Stelle zu verleihen gedenkt, weiß man noch nicht. Doch war Rußland wenigstens so höflich, Wien als Versammlung der Conferenz auszuschlagen.

Indessen ist glücklicherweise wenigstens unsere Ministerkrisis glücklich beendigt, und es hat sich dabei wieder der alte Satz bewahrheitet, daß selten etwas Besseres nachkommt, indem dasselbe Ministerium geblieben ist, und zwar, wie Se. Durchlaucht der Herr Minister-Präsident erklärte — aus Patriotismus.

Unser Ministerium ist daher kein parlamentarisches, sondern nur mehr ein patriotisches, und wenn nächstens ein Abgeordneter den Herrn Ackerbauminister interpelliren

sollte, welche Maßregeln er gegen die Verbreitung des Colorado-Käfers ergriffen habe, so wird dieser vielleicht die Interpellation damit beantworten, daß er auf die im österreichischen Reichsrathe vertretenen Länder ein dreifaches Hoch ausbringt. Wenn aber das Ministerium, obwol ihm die Erhöhung des Kaffeezolles nicht bewilligt wurde, dennoch aus Patriotismus am Ruder bleibt, so wird vielleicht das Abgeordnetenhaus, obwol es gegen den erhöhten Zoll gestimmt hat, diesen jetzt aus Patriotismus bewilligen, und der Berichterstatter wird, anstatt die Gründe anzugeben, welche die Majorität veranlaßt haben, jetzt für die Vorlage zu stimmen, ein wenig räuspern und dann das ergreifende Lied singen:

„Und dieses schöne Land, es ist mein Vaterland."

O, ich begreife und achte den Patriotismus, und wenn sich morgen unsere sämmtlichen pensionirten Minister bei der Ankunft des Triester Schnellzuges unter die Räder der Locomotive würfen, um den Pensions-Etat des Staates zu erleichtern, so würde es mir gewiß nicht einfallen, mich darüber zu beschweren, es wäre denn über die Todesart, da bei der großen Anzahl unserer gewesenen Minister zweifellos eine Entgleisung des Zuges erfolgen müßte, wenn sie auf einmal den Tod unter einer Lokomotive suchten. Aber wenn sämmtliche abgedankte Minister wieder ein Portefeuille übernehmen wollten aus Patriotismus, so würde ich diese Aufopferung für das Vaterland im höchsten Grade beklagenswerth finden.

Die erste Aufführung von „Rheingold."

17. Februar 1878.

Ich weiß nicht, haben die traurigen politischen Zustände unser Publicum zu ernst gestimmt für die frivolen Vergnügungen der Oper, oder ist die Neugierde, die neue Kunstgattung des „Musikdramas" kennen zu lernen, durch die bisherigen Aufführungen der „Walküre" schon vollauf befriedigt, aber das Vorspiel zur Nibelungen-Trilogie Richard Wagner's, „Das Rheingold", begegnete einer allgemeinen Theilnahmslosigkeit. Schon bei der zweiten Vorstellung war das Haus so leer, daß die Direction gezwungen war, an die Begeisterung der minder Bemittelten zu appelliren und die Preise herabzusetzen. Als ich eine der folgenden Vorstellungen besuchte, war das Haus zwar etwas besser gefüllt, aber die Sperrsitzreihen, in denen sonst bei den ersten Aufführungen einer Oper Wagner's für und gegen den Meister gekämpft wurde, waren keine Schlachtreihen mehr, sondern das Publicum verhielt sich ganz gleichgiltig und hatte eine große Aehnlichkeit mit dem Rheingold, „das abwechselnd wacht und schläft". Ja, selbst auf den Galerien, auf denen sonst die fanatische Schaar der Anhänger Wagner's

oder, um im Tone der Trilogie zu sprechen, das Wagnergezücht, gehaust und dort „schwitzend mit schwieliger Hand" Beifall geklatscht hatte, war es auffallend ruhig. Nur als Wotan mit seiner Sippschaft auftrat, benahm sich das Publikum etwas geräuschvoller, weil dann die Zuhörer vor sehrender Langeweile pruhsteten. Die Gesichter verriethen dann immer größeres Unbehagen, denn die zwingenden und zwackenden Stabreime der auf der Bühne talpenden Tölpel zwickten so tapfer das Ohr, daß den Meisten ihr Balg eklig wurde und sie aus demselben hätten fahren mögen. Ich bitte, diesen poetischen Schwung meiner Ausdrucksweise zu entschuldigen, er ist nicht auf meinem Mist gewachsen, sondern auf dem des Meisters. Doch konnte sich wenigstens das Auge an allerhand „niedlichem Nibelungen-Tand" ergötzen. Da schwammen Nixen in eleganter Soirée-Toilette mit Schleppe und wallendem Chignon, die auf dem Grunde des Rheines jauchzten wie Sennerinnen auf der Alpe; man sah Zwerge, die, um zwerghaft zu erscheinen, sich fortbewegten, als wenn sie an der englischen Krankheit litten; Riesen, an denen nichts riesig war, als ihre Langeweile, und die, was ihnen an Größe abging, durch Dicke zu ersetzen suchten, indem sie sich in die schwersten Pelze verpackt hatten; auch einen Lindwurm mit einem äußerst geräumigen, auch für größere Gesellschaften geeigneten Rachen; es gab eine Menge qualmenden Rauch, von der eine ganze Köhlerfamilie hätte leben können, Magnesiumlicht zum Schweinefüttern und endlich ein reichgarnirtes Gewitter mit completem Zugehör: Donner,

Blitz und einem Regenbogen, auf dem sich im Schlußtableau sämmtliche Götter in den überraschendsten Stellungen producirten. Leider sollen nach der Behauptung orthodoxer Bayreuth-Pilger, die hier nur mit nach „Wahnfried" gerichtetem Antlitz ihre Andacht verrichten, diese Kunststücke sich mit den in Bayreuth gebotenen nicht zu messen vermocht haben. Die Rheintöchter sollen dort mit größerer Hingebung und tieferem Verständniß geschwommen haben, auch soll der Regenbogen in Wien die gerechten Anforderungen, die man an einen solchen stellen darf, nicht befriedigt haben, und schließlich soll die Walhalla im Hintergrunde nicht von jener architektonischen Stylvollendung gewesen sein, die so hervorragender Baumeister, wie der Riesen Fafner und Fasolt, würdig wäre. Daraus aber geht nach der Ansicht der Wagnernicker in der Kritik die Pflicht der deutschen Nation hervor, das Theater in Bayreuth zu erhalten, damit die Tradition des Regenbogens, wie er sein soll, nicht verloren gehe.

Das Vorspiel, in dem der Zuschauer das Ganzfabricat, „Den Ring des Nibelungen", als Rohstoff, als „Rheingold", kennen lernt, zerfällt in drei Raubattentate: den Raub des Rheingoldes durch den Zwerg Alberich, den Raub des daraus geschmiedeten Ringes durch den Obergott Wotan und den Raub desselben Ringes durch den Riesen Fafner. Der gemeinste Spitzbube unter den drei Räubern ist Wotan, der nobelste Alberich. Denn während Wotan und Fafner den Raub aus Gewinnsucht begehen, läßt sich der Zwerg zum Raube des

Rheingoldes aus einem vornehmeren Motiv verführen, weil er nämlich erfährt, daß derjenige, der aus dem Golde den Ring schaffe, „der Welt Erbe zu eigen gewänne". Da ferner das Rheingold erst durch die Façon seinen großen Werth erhält, fügt Alberich auch keinen so großen Schaden zu, als die beiden Räuber des Ringes. Und endlich muß Alberich, um den Ring schmieden zu können, auf der „Minne Brunst" verzichten, ein Opfer, das bei dem hochbrünstigen Temparament des Zwerges nicht gering anzuschlagen ist, so daß also von Seite Alberich's für das Rheingold eine Gegenleistung oder vielmehr Gegenverzichtleistung gewährt wird, was ebenfalls bei den beiden Räubern des schon geschmiedeten Ringes nicht der Fall ist. Daß aber Wotan auch im Vergleiche mit Fafner der größere Lump ist, ergibt sich daraus, daß Jener den Raub mit Ueberlegung begeht, um seine Schulden bezahlen zu können, während der Riese im Zorne handelt und auf den Ring einen Rechtsanspruch hat oder zu haben glaubt. Ein Erschwerungsgrund aber für Wotan ist überdies, daß er ein Gott ist und noch dazu der Gott der Verträge. Aber freilich was sind das für Götter! Man wird ordentlich stolz auf sein bischen Monotheismus, wenn man diese kennen lernt. Es ist ein erbärmliches Landstreicher-Gesindel: dumm, feig, frech und verlogen. Nennt doch Fricka selbst sie: Betrüger, Freche, ohne Scham, froh des Schächergewerbes, Männer, denen nichts heilig und werth ist. Sie sind wahrhaftig nicht werth der Götterdämmerung, sondern nur einer ausgiebigen Prügelstrafe. Und diese

Rheintöchter! Das sollen die Nixen sein, bei deren Singen dem Knaben „so sehnsuchtsvoll das Herz wuchs, wie bei der Liebsten Gruß“? So sprechen sie und geberden sie sich, die schönen Jungfrauen, bei deren Lied es den Schiffer im kleinen Schiffe „mit wildem Weh' ergreift“? O pfui, das sind ja Fischweiber der ordinärsten Sorte! Die immer gut unterrichtete Fricka nennt sie „Wassergezücht“ und erzählt von ihnen, daß sie „schon manchen Mann buhlend im Bad verlockten“. Als Badbuhlerinnen und wahre Wasserstraßendirnen lernen wir sie auch kennen und bedauern nur den alten Vater Rhein, der solche Schande mit seinen Töchtern aufhebt.

Nach einer kleinen musikalischen Einleitung, die den Urzustand ausdrücken soll, da sich die Welt noch im tiefsten Es befand, geht der Vorhang in die Höhe (im glücklichen Bayreuth in die Breite), und wir finden die Bühne tief verschleiert, da sie den Grund des Rheines vorstellt. Eine der Rheintöchter, Woglinde, schwimmt auf und umkreist so anmuthig zappelnd, als es die betreffenden Vorrichtungen erlauben, ein in der Mitte befindliches Riff, indem sie dabei die zu großer Berühmtheit gelangten, vom Meister ersonnenen Naturlaute Weia! Waga! Wagalaweia! Wallala weiala weia! ausstößt, von denen uns allerdings, da sie bisher noch nicht in Verwendung standen, unbekannt ist, welcher Gemüthsstimmung sie eigentlich Ausdruck geben sollen. Der Ausruf Weia! scheint eine sehr unbehagliche, der Ausruf Wallala! dagegen eine besonders behagliche Stimmung anzudeuten, und so dürfte wol beabsichtigt

sein, das zwischen Behagen und Unbehagen wechselnde Gefühl, das man anfangs in einem kalten Bade empfindet, zu bezeichnen. Nachdem Woglinde ihren unbekannten Gefühlen Luft gemacht, ertönt die Stimme ihrer Schwester Wellgunde von oben:

„Woglinde, wachst du allein?"

eine Frage, auf welche die Angerufene, frei nach Adam Riese, die Antwort gibt:

„Mit Wellgunde wär' ich zu Zwei."

Doch die Rechnung wird bald etwas complicirter, da zu den Beiden, die sich zu fangen suchen, auch die dritte Rheintochter Floßhilde herabtaucht, und zwar „das wilde Geschwister" zu größerer Wachsamkeit ermuntert, sich aber trotzdem an der gesunden Leibesübung des gegenseitigen Abfangens betheiligt, so daß sie selbdritt „gleich Fischen von Riff zu Riff schnellen". Während das Karusell im vollen Gange ist, entsteigt plötzlich der Nibelungenzwerg Alberich dem Abgrund und benimmt sich, kaum daß er ausgeschnauft hat, so zudringlich gegen die Mädchen, daß Wellgunde sich zu der Bemerkung veranlaßt sieht:

„Der lüsterne Kauz!"

Auf diese Empfehlung Wellgundens hin ruft Woglinde sofort mit mädchenhafter Neugierde:

„Laßt ihn uns kennen!"

und fordert Alberich in der That auf, sich ihr zu nahen. Dieser stößt aber, da er auf dem garstig glatten, glitschrigen Glimmer ausgleitet und das schlecke Geschlüpfer nicht fassen kann, die jämmerlichsten Allitera-

tionen aus. Doch der Zwerg hat eine gute Constitution, und obwol jede andere Landratte, die sich so lange unter dem Wasser aufhielte, unfehlbar ertrinken würde, kommt er mit einer ganz leichten Reizung der Nasenschleimhaut davon, die keine weiteren Folgen hat, als daß er fortwährend „pruhsten" muß. Nachdem ihn Woglinde zum Narren gehalten, da „das fräuliche Kind", wie er sie nennt, anstatt seinem Wunsche, „sein Friedel zu sein", zu entsprechen, davongeschwommen ist, foppt ihn Wellgunde, indem sie mit ihm so provocirend liebäugelt, daß er sie ersucht, näher zu kommen, damit er ihr einerseits „den Nacken neckend betaste" und, nachdem er diesen Theil der Untersuchung beendet, wieder andererseits „mit schmeichelnder Brunst an die schwellende Brust sich ihr schmiege". Wellgunde meint, sie müsse, bevor sie darüber schlüssig wäre, ihn selbst erst näher betrachten, aber schon nach einer flüchtigen Beschau erklärt ihm die kleine Kokette, daß sie sein Aeußeres nicht befriedige: „Pfui, du haariger, höckriger Geck! Schwarzes, schwieliges Schwefelgezwerg!" — eine Schilderung, die an Anschaulichkeit gewiß nichts zu wünschen übrig läßt. Allein Alberich steht nicht nur die Schmeichelsprache der Galanterie zu Gebote, auch die beißende, sarkastische Rede ist ihm nicht fremd, und er erwidert dem fräulichen Kinde: „Hei, so buhle mit Aalen, ist dir eklig mein Balg." Aber nicht gewitzigt durch die traurigen Minne-Erfahrungen mit diesen beiden übermüthigen Friedeln, läßt er sich neuerdings von Floßhilde zu einer Liebeserklärung auch an sie beschwatzen. Sie macht ihm einige Complimente

über seine schöne Stimme, worauf er mit gewohnter Schlagfertigkeit sie sofort „zutraulich berührt.“ Sie zieht ihn mit den Worten: „Seligster Mann!“ zärtlich an sich und hält ihn endlich „ganz in ihren Armen“. Aber auch dieses wilde Geschwister lacht ihn schließlich aus, so daß er die drei Grazien „lüderlich schlechtes Gesindel“ und „treuloses Nickergezücht“ nennt. Das stimmt die Rheintöchter ausgelassen lustig und sie suchen Alberich „zur Jagd auf sie zu reizen“, indem sie mit ihm einen äußerst lebhaften Cancan schwimmen und dazu Wallala! Lalaleia! Lalei! Heia! Heia! Haha! schreien. Die Schwimmerinnen erreichen auch ihren Zweck, da der höckrige Geck vor „brünstiger Gluth“ außer sich geräth und „lüstern lechzend“ nach dem lüderlichen Gelichter schwört: „Eine muß mir erliegen“. Während nun das Schwefelgezwerg auf das Nickergezücht Jagd macht und wir in banger Erwartung vor noch scandalöseren Stabreimen dem Halali entgegensehen, dringt plötzlich das Sonnenlicht durch die Fluth zum Abgrund und entzündet sich am mittleren Riffe zu einem strahlenden Goldglanze. Die Rheintöchter begrüßen die „leuchtende Luft, deren glühender Glanz weihlich im Wag entgleißt“, mit einem sonoren: Walla—lalla—lala, und als endlich nach diesem nicht enden wollenden a—a der schwielige Alberich die „Glatten“ fragt, was dort „so gleißt und glänzt“, verrathen sie ihm das ganze Geheimniß vom Rheingold mit um so geringerem Bedenken, da erstens „nur wer der Minne Macht versagt zum Reif zu zwingen das Gold vermag und doch Keiner die Minne meiden will“,

und da zweitens das Geheimniß ohnehin allgemein bekannt ist. Allerdings erfährt man in der Provinz Alles erst viel später, und so ist auch für Alberich, der bisher nie aus Nibelheim hinausgekommen ist, die Geschichte vom Rheingold noch eine Neuigkeit. Doch erscheint Alberich den Wächterinnen als ein zu enragirter Freund der Minne, als daß er dem Rheingold, das sich nach dem Erwähnten nur platonischen Verehrern hingibt, gefährlich werden könnte. Das Urtheil der drei Sachverständigen ist darin einstimmig: Woglinde, die schüchternste unter ihnen, nennt ihn „der lüsterne Alp, der vor Liebesgier vergehen möchte"; Wellgunde, die, wie wir schon erfahren haben, die leidige Gewohnheit hat, ihre Vergleiche aus dem Bereiche des Schwefels herzuholen, nennt ihn einen „Schwefelbrand in der Wogen Schwall, der vor Zorn der Liebe laut zischt", und die unternehmende Floßhilde endlich, die ihn allerdings schon vorher in ihren Armen gehalten hat, weiß sogar positive Thatsachen anzuführen, denn, bekennt sie: „seiner Minne Brunst brannte fast mich."

Während aber die Rheintöchter im tollsten Uebermuth lachen, hat der lüsterne Alp das Riff erklettert, verflucht in aller Schnelligkeit die Liebe, und da er hiemit die Bedingungen der Raubausschreibung erfüllt hat, entreißt er das Gold dem Riffe. Da ihm dies gelingt, scheint auch die blos theoretische Verzichtleistung Alberich's auf die Minne, den vertrauensvollen Unbekannten, der das Rheingold auf dem Riffe für keusche Räuber deponirt hat, befriedigt zu haben; für eine Anstellung in einem Harem würde jene jedoch kaum ausreichen. Albe-

rich nimmt von den Rheintöchtern mit den Worten: „So buhlt im Finstern, feuchtes Gezücht" Abschied und stürzt in die Tiefe, während die Rheintöchter um Hilfe rufen, aber nicht in Naturlauten, sondern mit den ganz ordinären Worten: „Hilfe! Hilfe!"

Nach dieser Scene führt uns eine Zwischenmusik in immer höhere Regionen, bis wir endlich vermittelst eines vorgespannten Walhalla-Motivs auf die Anhöhe vor die gerade fertig gewordene Götterburg gelangen. Der Tag bricht eben an, und wir finden Wotan und seine Gattin Fricka auf einer Wiese schlafend. O daß ihr sanfter Schlummer ewig währte! Fricka erwacht zuerst und „rüttelt" ihren Mann, der in seinem fieberhaften Schlafe ein bischen Unsinn alliterirt, sonst aber ganz wohl ist. Er erwacht, nimmt sofort seinen Spazierspeer in die Hand, den er nicht mehr ablegt, und es fehlt ihm nur der Dreispitz auf dem Haupte, damit das Bild eines Walhalla-Portiers vollständig wäre. Daß das göttliche Paar, wenn es sich Morgens vom Lager erhebt, sich weder wäscht, noch kämmt, noch die Kleider wechselt, ist nicht nur für die Anderen unappetitlich, sondern scheint ihm auch selbst den Appetit zu nehmen, da es gar keine Anstalten trifft, zu frühstücken. Statt jeder anderen Erfrischung muß Wotan auf nüchternem Magen einige Grobheiten verschlucken, die ihm seine schönere Hälfte auftischt. Sie ist allerdings zu diesen vollauf berechtigt, denn sie theilt mit, daß er ihr „holdes Geschwister" Freia an die Riesen Fafner und Fasolt, welche die Walhalla erbaut, „verschachert" habe. Wotan erwidert wol darauf,

daß Fricka selbst den Bau der Burg gewünscht, aber das von ihm so oft betrogene Weib mahnt ihn an seine bereits chronisch gewordene eheliche Untreue und klagt, sie habe geglaubt, ihn durch eine „herrliche Wohnung und wonnigen Hausrath" an sich zu fesseln. Fricka ist da in einem großen principiellen Irrthume befangen, denn die Ehemänner lassen sich an die Gattin ihrer Wahl weit eher durch schmackhafte Kost, als durch eine hübsch möblirte Wohnung fesseln, und wir haben an dem Mangel auch des frugalsten Frühstücks gesehen, wie schlecht es mit der Küche Fricka's bestellt ist. Auf diese Vorwürfe seiner Gattin sagt ihr der unverbesserliche Taugenichts „lächelnd" ins Gesicht, er lasse sich von ihr nicht „fangen", sie müsse ihm als einem Gotte schon eine kleine Abwechslung gönnen, denn der Ehebruch sei ihm unentbehrlich oder, wie er sich in seiner lächerlich bombastischen Weise ausdrückt: „Wandel und Wechsel liebt wer lebt: das Spiel drum kann ich nicht sparen".

Fricka stimmt aber diesem motivirten Antrage auf Uebergang zu einem andern Gesprächsthema nicht bei, sondern setzt die Debatte fort, indem sie ihn „liebeloser leidigster Mann" nennt und ihm vorwirft, er „verspiele in lästerndem Spott Liebe und Weibes Werth". Der leidigste Mann antwortet ihr zwar „ernst": „Um dich zum Weib zu gewinnen, mein eines Auge setzt' ich werbend daran", allein wenn er ihr auch sein eines Auge als Morgengabe zugebracht hat, so ist das keine Entschuldigung dafür, daß er, seit er sie satt bekommen, sein anderes Auge desto ungenirter auf andere Frauenzimmer wirft und keine

Gelegenheit zu einem Ehebruche unbenützt vorübergehen läßt. Er sucht dann der Gattin durch seine scharfe Logik zu imponiren, indem er ausruft: „Wie thörig tadelst du jetzt! Ehr' ich die Frauen doch mehr als dich freut". Fricka hat ihm seine Untreue vorgeworfen, sowie seinen lästernden Spott über des Weibes Werth, und er versucht glauben zu machen, es sei ein logischer Widerspruch, sich einerseits zu ärgern, daß er anderen Weibern nachlaufe, und dennoch andererseits zu behaupten, daß er den Werth des Weibes nicht erkenne. Aber wenn auch Fricka sonst ein dummes Weib ist, so hat sie doch in diesem Falle nicht „thörig", sondern ganz richtig gedacht, und der Umstand, daß ein liederlicher Gott ein Don Juan ist, beweist keineswegs, wie der ebenso gedanken- als herzlose Obergott meint, daß er die Frauen ehrt, sondern das Gegentheil.

Bevor jedoch noch der eheliche Zwist in Thätlichkeiten ausartet, stürzt die den Riesen verpfändete Freia auf die Bühne, und bald verkündet ein Riesenlärm, der sich im Orchester erhebt, das Herannahen der beiden Gläubiger. Diese erscheinen auch wirklich, „mit starken Pfählen bewaffnet", um die bereits fällig gewordene Freia einzucassiren, oder, wie sich der galantere von den beiden Riesen, Fasolt, schwungvoll ausdrückt: „Freia, die holde, Holda, die freie — vertragen ist's — sie tragen wir heim". Da Wotan sich weigert, die von ihm verschacherte holde Schwägerin wegtragen zu lassen, erklären die Riesen ihn für einen Betrüger und berufen sich auf die über den Vertrag ausgestellte Urkunde, von der sich

eine in Runen protocollirte Abschrift auf seinem eigenen Speere befinde. Aber Wotan versucht nicht etwa, die Beweiskraft seines Speeres anzufechten, sondern behauptet frech, der Vertrag sei nur „zum Scherz beschlossen“ und übrigens sei auch Freia „so licht und leicht“, daß gar nicht abzusehen sei, was sie mit ihr anfangen wollten, oder, wie er weit gröber sagt: „Was taugt euch Tölpeln ihr Reiz.“ Wir denken aber, das ist rein Sache der Tölpel, und wenn diese mehr Geschmack an einem lichten und leichten, als an einem dunklen und schweren Frauenzimmer finden, so geht das Wotan nichts an, der ja trotz dieser ästhetischen Bedenken sich keinen Augenblick besonnen hat, das Geschäft abzuschließen. Die Riesen pochen auch darauf, daß sie ihren Lohn „schwitzend mit schwieliger Hand“ verdient, und wollen Freia mit Gewalt entführen. Auf ihren Hilferuf erscheinen ihre beiden Brüder Donner und Froh, von denen Fricka schon früher mitgetheilt, daß sie ihre Schwester „im bösen Bunde verrathen“. Der Judas Froh schließt die von ihm Verrathene schützend in seine Arme, während Donner, der wahrscheinlich zur Stärkung seines Biceps immer einen großen Hammer in der Rechten hält, mit diesem einige leichtere Uebungen zum Besten gibt, die wahrscheinlich die Riesen von seiner Körperkraft überzeugen sollen, denn Wotan „streckt seinen Speer zwischen die Streitenden“ und ruft in vollständiger Geistesabwesenheit: „Verträge schützt meines Speeres Schaft“ — hat also ganz vergessen, daß er noch vor einer Viertelstunde behauptet hat, der Vertrag sei nur zum Scherz beschlossen. Während die Noth

der Götter am höchsten ist, naht Loge, dessen Neigung, zu intriguiren, schon durch sein brennrothes Haar außer Zweifel gestellt wird. Die Intriganten-Rolle wird seltsamerweise von einem Tenoristen gespielt, so daß die Warnung, keine überspannten Erwartungen in die Schlauheit Loge's zu setzen, ziemlich überflüssig sein dürfte. Obwol ihn Niemand lässig gescholten hat, erklärt doch Loge gleich bei seinem Auftreten Jeden für einen „Lügner", der es thäte. Wotan fragt ihn, der ihn zum Vertrage „verleitet", um Rath, wie Freia zu lösen sei, fügt aber die wohlgemeinte Ermahnung hinzu, er möge „sich hüten, ihn zu betrügen". Auf diese schmeichelhafte Aufforderung erklärt Loge, er habe wol versprochen, über dieses anregende Thema nachzudenken, aber nicht, daß ihm auch etwas einfallen werde. Fricka nennt ihn daher einen „trugvollen Schelm", Froh bemerkt witzig: „Loge heißt du, doch nenn' ich dich Lüge!" und Donner, eifersüchtig auf diesen Kalauer seines Bruders, sucht diesen noch zu überbieten: „Verfluchte Lohe, dich lösch' ich aus!" Loge aber begnügt sich, sämmtlichen Anwesenden die fast gesucht einfache, aber sehr zutreffende Bezeichnung „Dumme" an den Kopf zu werfen. Nach diesem kleinen Austausche von Verbal-Injurien ergibt sich für den findigen Loge der Uebergang ins Lyrische von selbst und er besingt „Weibes Wonne und Werth". Er schließt diese Verherrlichung des Weibes, die wol der hohen Stimmlage Loge's, nicht aber seinem tückischen Charakter entspricht, damit, daß er nur Einen gefunden, der der Liebe des Goldes wegen entsagt habe, und gibt dann das Abenteuer

Alberich's, das wir schaudernd selbst erlebt, zum Besten. Die Anwesenden werden durch diese appetitliche Erzählung selbst lüstern nach dem „rothen Golde". Sie fragen Loge, wie dasselbe zu erringen sei, und dieser antwortet: „Spottleicht, ohne Kunst, wie im Kinderspiel," und da Wotan die Ungefährlichkeit der Kinderspiele bekannt ist, fragt er muthig: „So rathe, wie?" Aber Loge ist ein Spaßvogel und antwortet: „Durch Raub!" Die Riesen theilen Wotan mit, sie würden für das Rheingold auf Freia verzichten, aber Wotan, der es ganz in der Ordnung findet, daß sich die Riesen für ihn geplagt haben, ist empört über die Zumuthung, daß er sich für Andere plagen solle, und schreit: „Für euch müht' ich mich um den Alben... Unverschämt und überbegehrlich macht euch Dumme mein Dank." Nachdem er sich also so undankbar den Riesen gegenüber benommen, den Vertrag bestritten und den Lohn auszufolgen verweigert hat, erklärt er den Beiden, sie seien Dumme, die sein Dank unverschämt mache. Das wird selbst den Riesen zu dick, die nunmehr Freia ergreifen. Diese schreit um Hilfe, worauf Froh und Donner, der Letzte mit dem Hammer in der Hand, zum Aeußersten entschlossen sind, denn „sie blicken Wotan fragend an", während welcher ergreifenden Pantomime Freia von den Riesen „fortgetragen wird". Loge blickt ihnen nach und schildert, wie die „Tölpel durch das Thal talpen", während ihnen Freia „über dem Rücken hängt"; aber mittlerweile erfüllt „ein fahler Nebel die Bühne, in welchem die Götter ein zunehmend bleiches und ältliches Aussehen erhalten". Loge erklärt

dieses Naturspiel damit, daß die Götter von den goldenen Aepfeln Freia's, die jene „tüchtig und jung machten", heute noch nicht genossen, und da Freia verpfändet sei, würden die Götter „welken zum Spott aller Welt". In Folge des fahlen Lichtes verändert sich aber nicht nur das Aussehen der Götter, sondern auch das ihrer Kleider, so daß man annehmen muß, es sei auch für die letzteren beim verjüngenden Apfelschmaus der Götter etwas abgefallen, vielleicht die Schalen. Jetzt, da Wotan merkt, daß die Entfernung Freia's seiner Gesundheit und seinem Teint nachtheilig sei, entschließt er sich, sie aus der Hand der Riesen zu befreien, mit Loge nach Nibelheim zu fahren und das Gold zu gewinnen. Ein dicker Rauch steigt auf, und die Beiden fahren, während die Zurückbleibenden ihnen glückliche Beraubung wünschen, per Extradampf nach Nibelheim.

Trotzdem Wotan und Loge mit Dampf reisen, kommen wir doch vor ihnen nach dem unterirdischen Nibelheim, denn die dritte Scene beginnt, ohne daß die allerhöchsten Reisenden schon eingetroffen wären. Dank der Plauderhaftigkeit eines der vielen Leitmotive erfahren wir, daß das Rheingold bereits seine Façon erhalten hat, und gleichzeitig erkennen wir aus diesem Schmiedemotiv, daß Alberich seinen Schwur gehalten habe und solid geworden sei. Statt einen weiblichen Nacken neckend zu betasten, zerrt er den Zwerg Mime, seinen Bruder, bei den Ohren auf die Bühne, und obwol er selbst ein Zwerg ist, schimpft er diesen doch: „Tückischer Zwerg, tapfer gezwickt sollst du mir sein!" Alberich ist, wie man

weiß, durch den Ring zur Weltherrschaft gelangt, und es ist ein feiner Zug des Dichters, daß er ihn gleich vorführt, wie er seine Untergebenen in die Ohren zwickt, denn auch Napoleon hatte, als er zur Weltherrschaft gelangt war, die Gewohnheit angenommen, seine Marschälle in die Ohrläppchen zu kneipen. Aus Schreck läßt der tapfer gezwickte Mime „ein metallenes Gewirke sich entfallen", und Alberich erkennt nach genauer Prüfung, daß dies kein gewöhnlicher Strumpf sei, sondern ein Tarnhelm, den er Mime zu schmieden beauftragt hatte. Er zieht das Gewirke sofort über die Ohren, und Dank einer aufsteigenden Rauchsäule, die ihm Gelegenheit gibt, sich unbemerkt zu verstecken, wird er zur großen Verwunderung Mime's unsichtbar, aber desto fühlbarer, indem dieser sich bald „unter empfangenen Geißelhieben windet". Während der Spender derselben sich in die unteren Klüfte zurückzieht, erscheinen Wotan und Loge. Loge, der in der heitersten Reiselaune ist, fragt den stöhnenden Mime: „Munterer Zwerg, was zwingt und zwackt dich denn so?" worauf dieser die Geschichte vom Tarnhelm, sowie vom Ring erzählt. Der lebhaften Conversation macht das Erscheinen Alberich's ein Ende, der mit der Geißel eine Schaar Nibelungen vor sich hertreibt, die goldenes und silbernes Geschmeide, mit dem sie beladen sind, „zu einem Horte häufen" und so den berühmten Nibelungenhort gründen. Nachdem der Weltherrscher sie wieder hinausgejagt, fragt er „grimmig auf Wotan und Loge zutretend", was sie „hier suchen". Diese erwiedern, sie kämen aus Neugierde, da

sie von den mächtigen Wundern Alberich's gehört hätten, und der Zwerg, obwol in hohem Grade mißtrauisch, läßt sich endlich doch, nachdem er weidlich geschimpft, bestimmen, vor den zugereisten Göttern einige Kunststücke mit dem Tarnhelm zum Besten zu geben. Anstatt aber das schöne Kunststück, das sich Mime gegenüber so bewährt hat, zu wiederholen und sie unsichtbar durchzuprügeln oder sich wenigstens in einen der riesigsten Hausknechte zu verwandeln und den unangenehmen Gästen Ohrfeigen von vier Pferdekraft zu appliciren, verwandelt er sich neuerdings hinter einer spanischen Rauchwand zuerst in einen Lindwurm und dann auf allgemeines Verlangen in eine Kröte. Während Wotan nicht den Muth hatte mit Alberich als Lindwurm anzubinden, fühlt er seine ganze Courage der Kröte gegenüber und setzt seinen Fuß auf diese, ohne sie jedoch zu zertreten. Loge nimmt der Kröte, indem er die übrigen Habseligkeiten derselben verschont, nur den Tarnhelm vom Kopf, worauf diese sich wieder unter dem Fuße Wotan's in Alberich verwandelt. Dieser wird gebunden und geknebelt, ohne daß ihm der Ring, den er noch besitzt, da Loge ja der Kröte denselben nicht vom Finger gezogen hat, auch nur das Geringste hilft. Obwol Wotan daraus erkennen sollte, wie wenig Macht der Besitz des Ringes verleiht, durch dessen Besitz Alberich nicht einmal ein armseliges Bastseil zu zerreißen vermag, ruft er doch, nachdem er dem nach Walhalla geschleppten Gefangenen den Ring entrissen hat: „Nun halt' ich, was mich erhebt, der Mächtigen mächtigsten Herrn.“ Der Zwerg, der

schon früher Hort und Helm ausliefern mußte, verflucht den geraubten Ring, wozu er nach den traurigen Erfahrungen, die er damit gemacht, vollkommen berechtigt ist, und kehrt in die traute Heimath seiner Lieben zurück. Aber schon naht die Vergeltung in Gestalt der beiden „Tölpel", welche die lichte und leichte Freia, die in der Gefangenschaft der Riesen, Gott sei Dank, weder an Licht verloren, noch an Gewicht zugenommen hat, mit sich führen. Von der andern Seite treten Fricka, Donner und Froh auf. Sobald Freia auf der Bühne erscheint, „gewinnt das Aussehen der Götter wieder die erste Frische", so daß es scheint, da nur, wie uns schon früher Loge erzählt hat, der Genuß der von Freia gehüteten Aepfel die Götter frisch erhält, daß diese soeben von ihr einige Aepfel heimlich zugesteckt erhalten und ebenso unbemerkt verzehrt haben. Wir benützen übrigens diese Gelegenheit, um unser Erstaunen über die Ungerechtigkeit des Dichters auszudrücken, der nur Wotan und Donner die Attribute ihrer Macht, Speer und Hammer, in die Hand gibt, und nicht auch den andern Göttinnen und Göttern — warum also z. B. Freia nicht ein Körbchen mit Aepfeln in der Hand trägt oder Loge eine Feuerzange u. s. f. Da Wotan sich bereit erklärt, mit dem geraubten Golde Freia auszulösen, verlangen die Riesen einen Haufen Gold von solcher Höhe, daß Freia dadurch dem Blicke verdeckt werde. Das Gold wird vor Freia aufgehäuft, die jedoch glücklicherweise, wie Fricka uns mittheilt, in „Scham schmählich" dasteht und nicht stolz aufgerichtet, da sonst der Nibelungenhort nicht

ausreichen würde, sie zu verdecken. Aber noch ist ihr goldenes Haar sichtbar, welches durch eine Spalte dringt, und doch ist nichts von dem Schatze mehr übrig, als Helm und Ring. Den Tarnhelm wirft Loge auf den Goldhaufen, aber den Ring herzugeben, kann sich Wotan nicht entschließen. Da steigt, während sich die Bühne verfinstert, Erda „bis zu halber Leibeshöhe aus der Tiefe auf". Ueberraschend ist es, daß nicht einmal alle Götter einander vorgestellt sind, denn Wotan fragt Erda: „Wer bist du, mahnendes Weib?" Sie gibt sich ihm als Schicksalsgöttin zu erkennen, als sogenannte „Ur-Wala" und Mutter dreier „ur-erschaffener Töchter", eine Bezeichnung, die uns über die Ur-Heiratsfähigkeit der Letzteren nicht im Zweifel läßt. Erda verkündigt Wotan die Götterdämmerung, und nachdem sie ihm noch gerathen, „meide den Ring", verschwindet sie. Wotan wirft jetzt auch den Ring auf den Hort, so daß Freia gelöst ist, doch Wotan begrüßt die Freilassung der Aepfelgöttin mit der egoistischen Bemerkung: „Wieder gekauft kehr' uns die Jugend zurück!" Fafner aber geräth mit Fasolt wegen des Ringes in Streit, erschlägt ihn und entreißt ihm den Ring. Wir sehen also, daß in diesem Stücke nur Lug und Betrug herrscht und daß selbst das Rheingold lügt, denn die es besitzen, gewinnen nicht die Welt, sondern werden ausgelacht, geprügelt oder gar todtgeschlagen.

Während die übrigen Götter entsetzt sind, zieht sich Donner, angeregt durch die jüngsten überraschenden Vorfälle, in den Hintergrund zurück, um dort ungestört

ein kleines Donnerwetter zu componiren, das er auch sofort zur Aufführung bringt und persönlich dirigirt; es donnert und blitzt; aber endlich erscheint ein Regenbogen, der sich bis zur Burg hinüberzieht. Froh fordert die anderen Götter auf, denselben zu beschreiten, und diese folgen der Einladung, um sich auf diesem Walhalla-Trottoir in die neue Wohnung zu begeben. Aus der Tiefe ertönt die Klage der Rheintöchter, die Götter lachen darüber, wir aber stimmen wehmüthig das bekannte Possencouplet an: „Was thut man nicht All's um a billig's, a billig's, a sehr a billig's Quartier."

Ein neues Bild Makart's.

29. März 1878.

Das neueste, für die Pariser Weltausstellung bestimmte Bild Hanns Makart's: „Der Einzug Karl's V. in Antwerpen", hat alle Neugierigen Wiens, also ganz Wien, ins Künstlerhaus gelockt. Dasselbe hat jedoch den vortheilhaften Ruf, der ihm vorausgegangen war: es sei in so hohem Grade unsittlich, daß es nur von den verheiratetsten Männern und von den festesten Gouvernanten mit den ältesten Grundsätzen ohne Gefahr besichtigt werden könne, durchaus nicht zu rechtfertigen vermocht. Das Gerücht von der Immoralität des Bildes war von einigen Kunstfreunden, die das Bild im Atelier des Künstlers entstehen gesehen hatten, ausgesprengt worden. Denn auch Makart erfreut sich jener hochgestellten Gönner, die unsere Künstler während ihrer besten Arbeitsstunden belästigen, allerdings nur aus Liebe zur Kunst und keineswegs in der egoistischen Absicht, das Werk, sobald es vollendet sein würde, für sich erwerben zu wollen. Die Armuth war ja immer die Hebamme des Genies, und unsere reichen Aristokraten begönnern zu sehr das Genie, als daß sie dieses seiner

Hebamme berauben sollten. Es gehört auch nur zur Mode, den Künstler bei sich auszustellen, nicht aber dessen Werke, und man kann daher, Gott sei Dank! in Wien, trotzdem alle Preise so gestiegen sind, wenigstens noch ein Mäcenas sein, ohne daß dieses Ehrenamt andere Kosten verursacht, als die für das Couvert, das man hin und wieder mehr auflegen läßt. Es ist wahr, es befinden sich auf dem Bilde einige Frauengestalten von so unverhüllter Schönheit, daß man unwillkürlich, wie im Ballsaale, niedersieht, ob sie auch die dazugehörige Schleppe tragen. Aber wenn auch kein Feigenblatt die Fersen verhüllt, wie es die scrupulöse Mode vorschreibt, so hat doch der Maler, wo der weibliche Körper mit den Anstandsbegriffen in Widerspruch geräth, denselben durch einen dichten Schleier aufzuheben gesucht und also jene Schönheiten, die nicht auf dem Princip der Oeffentlichkeit beruhen, dieser tactvoll entzogen. Vergebens haben daher die reiferen Besucherinnen der Ausstellung die keusche Lorgnette vor das besorgte Auge genommen, um sich von der traurigen moralischen Verirrung des Künstlers zu überzeugen, vergebens sich die jungen Mädchen furchtsam auf die Fußspitzen gestellt, um nach einer Todsünde zu spähen, es war nirgends auch nur die kleinste der sieben so interessanten Schwestern zu entdecken.

Wir finden in dem jüngsten Werke Makart's die leuchtende Farbe und die decorative Pracht seiner besten Bilder wieder, aber es ist frei von jener Nachlässigkeit oder Willkür, die sich Makart sonst so häufig in der

Zeichnung zu Schulden kommen ließ. Hier sind keine Spuren von dem anatomischen Mißwachs, von dem so manches ältere Bild des Künstlers heimgesucht war; diese Kinder, Frauen und Männer stammen alle aus einem guten Jahrgang, und die Natur war glücklicherweise nicht genial aufgelegt, als sie diese Menschen schuf, und hat ihnen keine verrenkten Gliedmaßen, keine auf die Umarmung verliebter Elephanten berechneten Arme und keine für diese kurze Lebensreise viel zu langen Beine mitgegeben. Auch hat Makart diesmal besser zu individualisiren verstanden, als sonst. Die Personen haben nicht mehr alle dieselbe aristokratisch schlaffe Familien-Physiognomie, als wenn sie ihre Ahnen bis zu den ältesten Gypsfiguren verfolgen könnten, sie sind nicht mehr allein wegen ihrer prächtigen Costüme da, sondern sie athmen, fühlen und — es käme nur auf einen Versuch an — denken, denn auch der zu Gunsten anderer Körpertheile bisher vernachlässigte Kopf kommt wieder, und jeder mit seinen eigenartigen Zügen zur Geltung. Und namentlich die Frauen, die früher häufig ein Lächeln schnitten, denn ihr Lächeln war eine Grimasse, sind diesmal ganz außerordentlich reizend. Schade nur, daß einige von ihnen die Zähne blecken: aber freilich zieht nicht alle Tage ein Karl V. in Antwerpen ein, und ihre Zähne sind perlenweiß.

Daß die Antwerpnerinnen dem Künstler so gelangen, verdankt er den Wienerinnen, denn unter den Frauen und Mädchen findet man fast ausschließlich Portraits früherer und gegenwärtiger Stadtschönheiten, nur daß

Makart da, wo der Zahn der Zeit sich als gefährlicherer Stockzahn erwiesen hat, dessen Verwüstungen mit galantem Pinsel verwischt hat. Wir begegnen da den schönen, edlen Zügen der Frau H . . . ., die himmlische Rosen ins irdische Leben eines unserer Volkswirthe webt, auf dem Bilde aber vor dem einherreitenden Kaiser Blumen streut; Frau v. T . . . . mit leuchtenden Augen, rosenlachendem Munde und so reicher Schönheit, daß der Maler sie ein holländisches Kopftuch tragen läßt, um wenigstens ihr üppiges goldblondes Haar zu verbergen; dem ausdrucksvollen Kopfe der Gattin eines Journalisten, die schon deßhalb auf dem Bilde nicht fehlen durfte, da ihr Mann fast ausschließlich Leitartikel über Spanien schreibt; unserer größten Tragödin, deren prächtig geschnittener Kopf sich auf dem Leibe einer guillotinirten Juno niedergelassen hat; endlich dem wundervollen Fräulein — doch bleiben wir vorläufig noch bei den bekleideten Personen des Bildes. Auch unter den männlichen Gestalten trifft man die Porträts bekannter Persönlichkeiten — seltsamerweise jedoch nicht unsern Herrn Reichs-Finanzminister Baron Hofmann, der doch sonst überall zu sehen ist; auf allen Bällen, in sämmtlichen Theatern, bei allen Schauspielerinnen, in allen Sätteln u. s. w. Ich habe genau die Umgebung der auf dem Bilde befindlichen Frau Wolter vom Burgtheater gemustert — Se. Excellenz war wirklich nicht zu finden. Ob auch der eine der Landsknechte rechts, sowie einer der Zuschauer links, die beide durch ihre Nasen auffallen, Porträts sind, wage ich nicht zu ent-

scheiden. Doch scheinen mir die beiden Nasen zu sehr aus der Ringstraße gegriffen zu sein, als daß ich glauben könnte, der Maler habe hier blos einer Vorliebe für phantastische Arabesken nachgegeben. Bei der Kunstliebe unserer Bankiers darf man daher vermuthen, daß solche dem Maler die erwähnten Nasen, die selber kleinen Triumphbogen gleichen, zur Erhöhung des festlichen Charakters seines Einzugsbildes zur Verfügung gestellt haben. Wenn man aber alle diese modernen Gesichter und Menschen in mittelalterlichen Prachtgewändern sieht, dann könnte man als Wiener glauben, Karl V. halte nicht seinen Einzug in Antwerpen, sondern auf einem unserer Costümbälle während des Faschings.

Wie der Ausstellungs-Katalog in einer Erläuterung zu dem Bilde mittheilt, stammen „die Nachrichten, welche für die Wahl des geschichtlichen Vorwurfs und der eigenartigsten Scene desselben bei Professor Makart maßgebend gewesen", von Albrecht Dürer her. Dieser war nämlich Zeuge des Einzuges, und aus einer kleinen Bemerkung in seinem Reisetagebuch, sowie einer Mittheilung an seinen Freund Melanchthon, die der Reformator in seinen Schriften, ohne leider den doch auf der Hand liegenden Schluß auf die immer mehr überhandnehmende Demoralisation daraus zu ziehen, veröffentlichte, geht hervor, daß den Meister Dürer gerade so wie den Professor Makart an dem Feste weniger der epische als der lyrische Theil interessirte, der in unserer Zeit durch weißgekleidete Jungfrauen repräsentirt wird, die aber bei dem Einzug Karl's V. weder weiß noch

sonstwie gekleidet waren. Dürer vergißt in seinem Eifer für die schöne Sache sowol die hohen und höchsten Herrschaften, die an der Festlichkeit theilnahmen, zu erwähnen, wie auch die hochwürdige Geistlichkeit, den Bürgermeister, die Rathsherren und sonstigen Honoratioren und die Zünfte und Bogenschützen, die sich wol auch an den Empfangsfeierlichkeiten betheiligt hatten, sondern er weiß nur von den „schönen Jungfrauenbildern" zu erzählen, welche die Triumphbogen, die vierzig Schuh weit und zwei Stockwerke hoch waren, zierten und die „fast ganz nackt und blos von einem ganz dünnen und durchsichtigen Schleier umhüllt waren". Da er aber verschweigt, ob diese durchsichtigen Jungfrauen zu ebener Erde oder im ersten oder zweiten Stockwerke der Triumphbogen ausgestellt waren, steht es Jedem frei, sich ganz nach seinen Bedürfnissen für eine geringere oder größere Entfernung zu entscheiden und danach mehr oder weniger zu erröthen. Dürer berichtete seinem Freunde ferner, daß der junge Kaiser zwar diese in hohem Grade lebenden Bilder keines Blickes gewürdigt habe, „ich selber aber," fügte er hinzu, „weil ich ein Maler bin, habe mich ein bischen unverschämter umgeschaut." Und ebensowenig wie Dürer das Empfangsgepränge beschreibt, kümmert sich Makart in seinem Bilde um dasselbe, und weil er auch ein Maler ist, hat er mit der ganzen Unverschämtheit des Künstlers der nackten weiblichen Schönheit den Vordergrund seines Bildes eingeräumt. Karl V. bestreitet mit seinem Gefolge von Reitern und Landsknechten die ganze

Herrlichkeit des Einzuges, während die Stadt Antwerpen außer den Schaujungfrauen nur die Neugierigen liefert, die ihn angaffen.

Bei Makart hat aber das Programm der Empfangsfeierlichkeiten in einem Punkte eine sehr wichtige Abänderung erfahren. Während nämlich nach der Angabe Dürer's die ganz dünn verschleierten Mädchen die Triumphpforten zierten und dort lebende Bilder darstellten, hat Makart sie mitten auf die Straße in das Menschengedränge hineingestellt und läßt sie, indem sie vor dem reitenden Monarchen mit Symbolen, wie dem Reichsschwerte, den Zügeln, dem Willkommsbecher rc., einherschreiten, eine ganze allegorische Landpartie unternehmen. Dadurch wird aber der Schamhaftigkeit junger Mädchen, selbst aus der Renaissance-Periode, ein weit größeres Opfer zugemuthet, als wenn sie auf einer Schaubühne lebende Bilder darstellen, wo doch der künstlerische Zweck die Durchsichtigkeit des Schleiers entschuldigt. Aber die Mädchen sehen ganz unbefangen drein, sie machen nicht einmal den berühmten unpraktischen Versuch der medicäischen Venus, ihre Reize zu verhüllen, der sich übrigens schon der vorgeschrittenen Jahreszeit wegen empfehlen würde, denn es ist der 23. September 1520, an welchem die Temperatur gewiß nicht mehr einladend war, nackt und barfuß auf dem Straßenpflaster spazieren zu gehen. Nur zwei der Empfangsjungfrauen scheinen entweder schamhafter oder für den Schnupfen empfänglicher zu sein, denn sie verrichten ihr allegorisches Geschäft in vollständiger Toilette.

Aber was kümmert uns die Psychologie und Meteorologie! Diese unwissenden schlanken Glieder, die züchtig knospende Brust, die noch kein Herzenssturm in Aufruhr gebracht hat, die mädchenhaften Schultern, der Hals, der noch zu jugendlich ist für die schönen „Falten der Venus", die zartblühenden Lippen, die nur der Muthwille kräuselt, die anmuthigen Züge, das holde Spiel der Augen, sie sind ein Steckbrief jungfräulicher Schönheit und Unschuld. Der Himmel beschütze sie, denn sie sind Alle eine Todsünde werth, und wenn diese auch nur ein lyrisches Gedicht wäre.

Es war nun allerdings möglich, daß Karl V., als er durch die Triumphpforten ritt, die Jungfrauenbilder auf denselben keines Blickes würdigte, wenn diese aber rechts und links vor ihm schreiten, dann wird er wol nicht lange die Theilnahmlosigkeit, die er auf dem Bilde an den Tag legt, bewahren können, er wird plötzlich die Augen auf das herrliche Schauspiel vor ihm richten und dann bitter jede Secunde bereuen, die er früher versäumt hat. Seltsamerweise legen auch die anderen Personen auf dem Bilde dieselbe Gleichgiltigkeit gegen die weibliche Schönheit an den Tag wie der Kaiser, ja selbst der purpurrothe Cardinal, der an seiner Seite reitet, hat keinen Blick für jene und unterhält sich mit seinem Nachbar von gleichgiltigen Dingen, als wenn er sich bei einer Frohnleichnams-Procession befände. Auch Albert Dürer, dem Makart einen Platz in der Zuschauermenge angewiesen hat, macht durchaus nicht den Versuch, sich ein „bischen unverschämter" umzuschauen,

sondern sieht so ernst drein, als wenn er über seine Schrift über den Festungsbau nachsänne. Doch das ist wahrscheinlich nur Verstellung, denn der Arme hat seine Xantippe auf dem Rücken, und zwar so sehr, daß ihr Kopf aus demselben herauszuwachsen scheint. Sie ist die einzige auf dem Bilde, deren Neugierde durch die nackten Jungfrauen in hohem Grade erregt wird. Vermuthlich wird sie, wenn sie nach Nürnberg zurückkommt, behaupten, dieselben seien bucklig gewesen.

Reisebriefe eines Wiener Spaziergängers.

Aus Pest.

2. Juni 1878.

„Ich dementire mir!" Mit diesen Worten, mit denen der alte General Wrangel während des Krieges im Jahre 1866 auf der Berliner Börse erschien, um die allgemein verbreitete Nachricht von seinem Tode zu widerlegen und so einen Sturz der Curse zu verhüten, stelle auch ich mich den Lesern der „Neuen Freien Presse" vor. Ich weiß zwar nicht, zu welchen fabelhaften Gerüchten das Schweigen, das ich durch einige Zeit beobachtete, Anlaß gegeben hat, aber welcher Art diese auch gewesen sein mögen, ich wenigstens will an dem Fallen der Creditactien keine Schuld tragen und dementire „mir" hiemit feierlichst. Es sind allerdings in der letzten Zeit viele hohe Würdenträger des Staates, deren einzige Beschäftigung es war, spazieren zu gehen, in das Reich der Schatten hinabgestiegen, allein ich war nicht darunter. Ich war nur durch das fortwährende Nachdenken über die Ziele unserer Politik etwas abgespannt, ich hatte das Bedürfniß, wieder einmal andere Minister zu sehen, und Dank unserer dualistischen Regierungsform und dem Courierzuge der Staatsbahn kann man dieses berechtigte Verlangen nach einiger

Abwechslung in der kürzesten Zeit befriedigen. Andere Minister, Paprika-Karpfen und womöglich ein tausendstimmiges Eljen, hoffte ich, würden meine Nerven wieder etwas erfrischen. Ich beschloß daher, nach Pest zu reisen, und das so vielseitige schöne Wetter, das sich an den verschiedenartigsten Unternehmungen betheiligt, war auch meinem Vorhaben günstig.

Ist das nicht bequem? Um drei Viertel vier Uhr sieht man noch unsere Stephanskirche, steigt so mit den Tröstungen der heiligen Religion versehen in einen schönen Wagen erster Classe, und schon nach anderthalb Stunden langt man aus dem cisleithanischen Jammerthale in einem besseren Jenseits der Leitha an. Man merkt anfangs nicht, daß man die Grenze überschritten hat, aber bald treten aus der fruchtbaren Ebene die spitzigen Schnurrbärte der Stations-Chefs immer mehr hervor, ihre Uniform beginnt sich sanft zu verschnüren, der Saum ihres Kragens und jener der Mütze schimmern goldig herüber, und in dem Geiste des Reisenden tauchen unbestimmte Erinnerungen an einen Husaren-Major auf. Da ist auch schon Preßburg, Sonntags sehr stark von Wiener Freimaurern besucht, die hier, da die Freimaurerei in Oesterreich zu den verbotenen Spielen gehört, eine Loge haben. Die kleinen, aber ausdauernden Karpathen defiliren vorüber, schwenken jedoch ab, um Rebenhügeln und Aeckern Platz zu machen, und bald verspürt man jene Langeweile, die mit zu den Segnungen einer fruchtbaren Landschaft gehört. Es folgen kleine Stationen, bei deren Anblick sich des Reisenden das behagliche Gefühl, hier nicht aus-

steigen zu müssen, bemächtigt, unter anderen Galantha, erwähnenswerth, weil die Eszterhazys diesen Namen als Prädicat führen und das wol die bevölkertste Ortschaft Ungarns wäre, wenn hier eine Gläubiger-Versammlung dieser hochansehnlichen Familie stattfände. Zur Rechten und Linken sieht man Heerden von Ochsen, deren Hörner hier mit einer sonst nur bei der tropischen Vegetation beobachteten Ueppigkeit gedeihen; von Schafen, die hinter dem Leithammel sich drängen, als wenn er ein gefeierter Tenorist wäre, der zum letztenmale auftritt, und feierliche Processionen watschelnder Gänse. In Neuhäusel empfing uns Zigeunermusik mit dem Zigeunerchor aus Verdi's „Troubadour", dessen Refrain bekanntlich einen Einblick in die nicht sehr glänzende Bilanz des Zigeunergeschäftes gestattet:

Was wol, was ist des Zigeuners Gewinn?
Ein Weib mit treuem Sinn.

Ach Gott, es wird wol diesmal auch nicht viel mehr herausgeschaut haben, denn die Reisenden stürzten zum Buffet, aßen und tranken, dann läutete es zur Abfahrt, Alle eilten auf ihre Plätze und Keiner beachtete den armen Teufel, der elegisch den weißen Teller ansah, den er in der Hand hielt. Ein Pfiff, und schon lag das Weib mit treuem Sinn weit hinter dem abwechslungsbedürftigen Eisenbahn-Passagier. Die Gegend fängt bei Nana an, sich zu verwässern, da die Gran hier in die Donau fließt und beide, erfreut über diese Vereinigung auf ungarischem Boden, sich mit hundert Armen umfangen, so daß die Bahn einen ganzen Archipel, der

dieser stürmischen Begrüßung seine Entstehung verdankt, übersetzen muß. Im Hintergrunde taucht eine stolze Basilika auf mit Kuppel und Säulen, denn dort liegt das berühmte Gran, wo der erste ungarische König, der heilige Stephan, geboren wurde, der das Christenthum mit dem in damaliger Zeit so beliebten Feuer und Schwert im Land einführte, und die widerstrebenden Magnaten bekriegte, bis sich alle zum christlichen Glauben bekannten, mit Ausnahme des Baron Moriz Wodianer, der sich erst in unserer Zeit taufen ließ und jetzt im Oberhause neben den anderen Magnaten von alter abgelagerter Christlichkeit sitzt. Mit der Ruine Vissegrad nimmt die Romantik Abschied, und bei Waitzen beginnt eine echt ungarische Verstimmungslandschaft. Der Vollmond war in seiner ganzen Herrlichkeit aufgegangen, und als er die trostlose Ebene beleuchtete, da gedachte er wol seiner eigenen hohen Berge, daß er gar so ironisch lächelte. Aber endlich ist aller Kukurutz glücklich überstanden, wir sind in Pest.

Pest ist eine recht hübsche, reinliche, moderne Stadt und macht einen ziemlich großstädischen Eindruck. Zwar braucht in unserer anspruchsvollen Zeit eine Großstadt einen Barbetriebsfond von mindestens einer Million Einwohnern, allein ich bin überzeugt, daß, wenn diese auf Credit zu haben wären, die Hauptstadt des so anlehenreichen Landes die mangelnden 800,000 Einwohner schon längst entborgt hätte. Uebrigens scheut Pest trotzdem keine Anstrengungen in jener Richtung und hat sich wenigstens von Ofen dessen siebzigtausend Einwohner

geliehen, indem es sich mit dem letzteren in neuester Zeit zu einer einzigen Stadt: Budapest, vereinigt hat. Die Stadt ist viel zu jung, um schon Interessantes erzählen zu können; das alte Pest hat dem neuen kein Erinnerungszeichen vererbt, es gibt keine alten Denkmäler, keine alten Paläste, kaum ein altes Haus. Außer dem neuen Rathhause findet man noch ein zweites, welches „das alte Rathhaus" heißt: der ehrwürdige Bau geht nämlich heuer schon in sein vierunddreißigstes Lebensjahr. Nur einige Kirchen sind ein bischen älter, aber die einzige baufällige Kirche verdankt Pest auch erst der neueren Zeit, nämlich die im Jahre 1851 begonnene Leopoldskirche, deren Kuppel vor einigen Jahren einstürzte. Die Neubauten erinnern manchmal sehr lebhaft an die Wiener Architektur, und nicht selten haben sich die Architekten jenseits der Leitha über unsere Stylmängel in sehr feiner Weise lustig gemacht, indem sie durch Uebertreibung derselben recht artige Caricaturen geschaffen haben.

Oeffentliche Denkmäler findet man in Pest vorläufig nur zwei; eine Säule nämlich, welche zur Erinnerung an die so verdienstvolle Heilige Dreifaltigkeit errichtet wurde, und das Bronce-Standbild des Palatins Joseph, das fünfundachtzig Centner wiegt, so daß für den Beschauer das Gefühl seiner eigenen Leichtigkeit etwas Niederdrückendes hat. Dagegen hat die Stadt nur ein einziges Pissoir, das zwar ebenfalls aus Metall, jedoch kein vaterländisches Kunstwerk ist, sondern aus England bezogen wurde. Leider konnte ich dasselbe wegen des fortwährend großen Andranges vor demselben nicht be-

sichtigen. „Umgürte dich," rief ich wie Ferdinand in „Kabale und Liebe," als er die Maitresse des Herzogs, Lady Milford, zu heiraten verschmäht, „mit dem ganzen Stolze deines England, ich verachte dich, ein deutscher Jüngling!" Doch hat die Stadt auch sehr schöne öffentliche und Privatgebäude, und derjenige, der mit dem bei Kritikern so gerne gesehenen Wohlwollen in den Straßen lustwandelt, wird hin und wieder Gelegenheit haben, seiner Befriedigung durch ein kleines Eljen Ausdruck zu geben. Man ist auch im Begriffe, eine Reihe neuer Denkmäler zu errichten, und glücklicherweise fehlt es den Ungarn nicht an Männern, die lange genug todt sind, um schon zu einer Verschönerung der öffentlichen Plätze benützt werden zu können. Die Anzahl derjenigen, die sich nicht nur einer auf gegenseitige Ueberschätzung gegründeten magyarischen, sondern auch einer internationalen Unsterblichkeit erfreuen, ist zwar ein wenig beschränkt, allein daß sich bei nur einigem redlichen Willen immer Gelegenheit zu einem Monumente findet, zeigen die Ochsen aus Sandstein an dem Hauptthore des großartigen Schlachthauses.

Leider hat man bei der Neugestaltung Pests die Anlegung größerer Gärten gänzlich versäumt. Es gibt nur einige unansehnliche „Promenaden" wie die Elisabeth-Promenade mit einem Cursalon, der dem unseres Stadtparkes nachgebildet, doch weit kleiner ist, so daß in demselben, wie ich vermuthe, nur Kinderkrankheiten curirt werden; die noch unbedeutendere Josephs-Promenade und endlich die Szechenyi-Promenade, die ich insbesondere

vorsichtigen deutschen Reisenden empfehle, da sie die einzige ist, wo man die Beschädigung der Bäume nicht nur in ungarischer, sondern auch in deutscher Sprache verboten hat. So wird die Stadt an heißen Tagen ein bischen unerträglich, und Alles flüchtet dann, dem Straßendunst zu entgehen, nach der hübschen Margarethen-Insel oder doch wenigstens nach dem Stadtwäldchen. Man gelangt dorthin durch die neuangelegte vornehme Radialstraße oder durch die endlose Königsstraße, wo allenthalben Anschauungsunterricht in der hebräischen Schrift und Sprache ertheilt wird, indem dort alle möglichen Nahrungsmittel, welche von dem Nimbus des „Koscheren" umgeben sind, aber auch einige noch unverdaulichere Gegenstände, wie altes Eisen u. s. f. feilgeboten werden. Das Stadtwäldchen ist ein kleiner, verdünnter und verstaubter Prater mit einem deutschen Sommertheater, einem Teiche, einem Thiergarten und einer Aristokratie, die in den Abendstunden gruppenweise auf Stühlen an dem Rande einer großen runden Wiese lagert und die interessantesten Pferde des Tages bespricht. Man begegnet nur wenigen Equipagen, die aber fortwährend um diese Wiese herumrasen. Ich sah auch einige Damen, die diesen Sport betrieben, sich jedoch bereits in so reifem Alter befanden, daß von einem Unfalle, der ihnen durch das schnelle Fahren hätte zustoßen können, kein Malheur zu besorgen gewesen wäre.

Es wird zwar noch immer erschreckend viel Deutsch gesprochen, aber man ist seit Langem bestrebt, diesem Uebelstande nach und nach abzuhelfen. Man ist vor

keinen Schwierigkeiten zurückgeschreckt, um die früheren deutschen Namen der Straßen und Plätze ins Ungarische zu übertragen, und die Akademie der Wissenschaften scheut überhaupt keine Kosten, um die Uebersetzung auch anderer vielgelesener Werke zu fördern. Die öffentlichen Kundmachungen, die jetzt ebenfalls nur in ungarischer Sprache erscheinen, sollen in Folge dessen von solcher Klarheit und Faßlichkeit geworden sein, daß die öffentlichen Plätze des Abends, wenn es zu finster ist, die angeschlagenen Warnungen zu lesen, immer verunreinigt werden, und daß die entlaufenen Hunde von selbst wieder zu ihren Herren zurückkehren, sobald diese das Verlangen, sie wiederzusehen, öffentlich bekannt gemacht haben. Dagegen haben die Ungarn ihre unbequeme, aber malerische Nationaltracht, welche einige, allerdings nicht unwichtige Körpertheile in vortheilhaftem Lichte erscheinen ließ, ganz abgelegt, was sich umsomehr empfahl, als in Folge der immer wiederkehrenden nahrhaften Verhandlungen mit Oesterreich über den Ausgleich die für jene Tracht unentbehrlichen chevaleresken Formen anfingen, sich unter der zunehmenden Beleibtheit zu verlieren. Aber so weise ist die transleithanische göttliche Vorsehung, daß gerade jetzt, wo die neuesten ausgiebigen ungarischen Forderungen daran sind, von uns bewilligt zu werden, im Stadtwäldchen eine Heilquelle entdeckt wurde, welche, nach der Versicherung ungarischer Aerzte, ganz dieselben mineralischen Bestandtheile enthalten soll, wie der gegen die Fettleibigkeit mit dem größten Erfolge angewendete Karlsbader Sprudel.

Die Magyaren scheinen, so wenig glaublich eine solche Vermuthung klingen mag, doch auch komische Seiten zu haben, denn es werden drei Witzblätter in ungarischer Sprache herausgegeben, denen bisher noch nie der Stoff ausgegangen ist. Interessant aber ist es, daß auch die ungarische Regierung unter Thränen lächelt, da eines dieser humoristischen Blätter officiös ist. Wird daher an einen Minister eine Interpellation gerichtet, die ihm unangenehm ist, so beehrt er sich, dieselbe in einer der nächsten Nummern des Regierungs-Witzblattes durch eine ausführliche Caricatur des Interpellanten zu beantworten. Uebrigens verrathen die Illustrationen dieser drei Blätter meistens sehr scharfen Witz, und wenn der Text, den ich nicht verstehe, ebenso gelungen ist, muß es sogar in Pest manchmal unangenehm sein, eine Dummheit zu begehen.

Ich habe kein Glück mit dem ungarischen Parlament gehabt, denn als ich das Unterhaus besuchte, hatten eigentlich nur zwei Redner das Wort, und obwol meine Unkenntniß der ungarischen Sprache mir kein Urtheil über dieselben erlaubte, sagte mir doch eine innere Stimme, dieselben müßten ganz außerordentlich langweilig sein. Wie genau mein inwendiger Gewährsmann unterrichtet war, entnahm ich am nächsten Tage aus den Zeitungen, wo man an den beiden Rednern rühmte, daß sie „das Material vollständig beherrschten", und jeder Kenner des Parlamentarismus weiß, wie unerbittlich ein solcher absoluter Beherrscher des nur zu gefügigen Materials seine Macht ausübt. Ach, und der ungarische Parlamentarismus kennt keine Begnadigung, keinen „Schluß der Debatte"! Der

Sitzungssaal des Unterhauses ist auch nur ein provisorischer wie der unseres Abgeordnetenhauses, aber er sieht noch weit vorläufiger aus als dieser, und seine Einrichtung ist selbst für die Einstweiligkeit zu ärmlich. Die Minister sitzen nicht den Bänken der Abgeordneten gegenüber, wie bei uns, sondern ihr Zusammenhang mit der Partei, aus der sie hervorgegangen sind, wird auch äußerlich deutlich, indem sie vor den Mitgliedern des Hauses die erste Sitzreihe einnehmen. Man sieht, sie werden nicht als staatsgefährliche Delinquenten betrachtet, sondern als Führer. Nur genießt der Unterleib der ungarischen Minister ein Vorrecht vor dem der übrigen Mitglieder, indem sie nicht auf Holzbänken sitzen wie diese, sondern auf rothsammtenen Fauteuils. Ich sah den berühmten Schriftsteller Jokai, den gerade ein schweres Familienunglück heimgesucht hatte — sein Schwiegersohn saß nämlich als Berichterstatter am Referententische — Baron Wodianer den Jüngeren, der noch immer seinem Vater ähnlich sieht, obwol dieser bereits, wie ich schon früher erwähnte, zum Christenthum übergetreten ist, und der Sohn daher nur, wie ein Homöopath sagen würde, Jude in der zweiten Verdünnung ist; den schweigsamen Kiss, der noch nie im Hause gesprochen hat und diese Muße benützt, um während der Sitzung Pferdeköpfe zu zeichnen, wie ich jedoch glaube, nicht ohne Model, und endlich den Abgeordneten Istoczy, der der Ausrottung der Juden ein eigenes Wochenblatt Jönök: „Unsere Zukunft" gewidmet hat. In solches tiefes Geheimniß weiß er seine Mordpläne zu hüllen. Die Todesart, die er für sie gewählt hat, ist die des

Durchschießens; denn so oft bei irgend einem Scandal auch ein des Judenthums verdächtiger Name genannt wird, läßt er diesen mit durchschossenen Lettern drucken.

Das Oberhaus tagt im Museum, und man findet auch in der That ganz interessante Mumien daselbst. Mir wurde ganz lila vor den Augen, als ich eintrat, so viele Bischöfe saßen da. Die Mitglieder sind, wahrscheinlich noch seit der Türkenzeit, außerordentlich ängstlich, denn Jeder ist mit einem Säbel bewaffnet, und zwar ist er nicht mit diesem umgürtet, sondern hält ihn in der Hand oder zwischen den Beinen oder stützt seine Nase darauf, oder folgt sonst einer glücklichen Eingebung des Augenblickes. Ihre sonstige Tracht ist jedoch nicht kriegerisch, sondern die übliche französische Kleidung. Ob es sich nicht empfehlen würde, statt der Säbel lieber Hinterlader zu verwenden, muß ich dem Urtheile gewiegterer Fachmänner überlassen. Der Präsident machte einen sehr vornehmen Eindruck: er trug das goldene Vließ um den Hals und sprach durch eine Adlernase, und zwar durch die seinige. Das Haus war fast ganz leer, schien mir aber auch sonst ziemlich beschlußunfähig zu sein.

Ich habe es auch nicht versäumt, das Grab des türkischen Heiligen Gül-Baba in Ofen zu besuchen. Es befindet sich in der Nähe des Kaiserbades, und nachdem man hier die nothwendigen Waschungen vorgenommen hat, steigt man die sehr steil aufwärtsführende Niedermaiergasse hinan, ein Name, den man bisher noch nicht in ein halbwegs glaubwürdiges Ungarisch zu übersetzen

vermocht hat. Auf der Höhe sind Weingärten, von wo man zur Linken einen kleinen freundlichen Halbmond winken sieht, auf einer dicken geschindelten Kuppel, die einen unbedeutenden, ärmlichen achteckigen Bau bedeckt. Ein schmaler Pfad führt durch einen Weinberg zu dieser Moschee, aber als ich ihn einschlagen wollte, theilte mir ein vorübergehender Arbeiter mit, die Moschee sei geschlossen. Ich war schon willens, umzukehren, als eine Frau eilends herankam, die mir erklärte, sie würde mich zu ihrer Freundin, der Gärtnerin, führen, die mir die Moschee aufschließen werde. Man habe diese gesperrt, weil sie meistens von Damen besucht worden sei, die mit ihren Schleppen den Staub so aufgewirbelt hätten, daß der Besitzer des Weinberges gefürchtet habe, die Weinstöcke könnten darunter leiden: aber für Herren gelte das Verbot nicht. Ich meinte, es sei grausam, einem Türken, der an die Vielweiberei gewöhnt sei, die paar weiblichen Besuche zu entziehen, aber die gute Frau schüttelte den Kopf und erwiderte, der Türke sei schon todt und könnte sich daher des schönen Geschlechtes nicht mehr freuen, und was seine lebenden nächsten Angehörigen betreffe, nämlich sie und die Gärtnerin, so hätten sie nichts von den Damen, da diese niemals Trinkgeld gäben. Nun hielt sie, wahrscheinlich um den Anspruch auf dieses Trinkgeld zu motiviren, dem türkischen Heiligen eine schwungvolle Lobrede, wobei sie freilich manche Uebertreibung seiner Verdienste sich zu Schulden kommen ließ, indem sie ihm beispielsweise nachrühmte, er sei schon über tausend Jahre todt. Dabei nahm sie ihre Schürze

auf und wischte sich die Augen, und als ich sie zu trösten versuchte, daß wir ja Alle ins Grab müßten, ob wir nun türkische Heilige seien oder gewöhnliche Sterbliche, schluchzte sie: J bin halt dem gnädigen Herrn gar so anhänglich. Unter dem gnädigen Herrn verstand sie den türkischen Heiligen.

Wir langten bei der Behausung der Gärtnerin an, und von den beiden Frauen geleitet, schritt ich auf die Moschee zu. Die Gärtnerin schloß die Thür auf, aber als wir eingetreten waren, wurde meine erste Führerin hier an der letzten Ruhestätte des Heiligen neuerdings von ihren Erinnerungen übermannt, und indem sie tief aufschluchzte, fragte sie ihre Freundin, ob diese sich noch an jenen Fremden erinnere, der sich von dem Grabe nicht habe trennen können und schließlich jeder von ihnen einen Gulden geschenkt habe. Die Gärtnerin vermochte sich glücklicherweise an den Fall zu erinnern. Die Moschee enthält nichts als leere Wände, die türkische Besucher mit Gebeten bemalt haben, und drei Felle für Jene, die knieend ihr Gebet verrichten wollen. Die Gärtnerin hob in der Mitte des Fußbodens einen Deckel von einer kleinen Oeffnung auf, dem Grabe Gül-Baba's, dieses war aber bis an den Rand mit Sand gefüllt. Meine Führerin bückte sich, nahm eine Handvoll Sand, und indem sie ihn mit einer raschen Wendung in meine Rocktasche gleiten ließ, rief sie mit großer Rührung, die sie vergebens zu verbergen suchte: Zur Erinnerung.

Der Berliner Congreß.

16. Juni 1878.

Die Wanderversammlung der größten Unruhestifter Europas ist in dieser Woche feierlich eröffnet worden. Die preußische Regierung hat wenigstens das Ihrige zur Beruhigung der Gemüther beigetragen, indem sie zur besseren Ueberwachung dieser verdächtigen Fremden vor der Wohnung jedes Einzelnen derselben zwei verläßliche Wachen aufgestellt hat und überdies durch das Aufgebot einer ausgiebigen Menge von Schutzmannschaft, welche die Straßen, die zum Versammlungslocal führen, besetzt hält und die Zufahrt der Theilnehmer an dem Congresse überwacht, Excessen der Letzteren möglichst vorzubeugen bemüht ist. Da durch die allgemein verbreiteten photographischen Aufnahmen der Ruhestörer diese auf den ersten Blick erkannt worden wären, haben sie sich möglichst unkenntlich zu machen gesucht: der Präsident, Herr Fürst Bismarck, dessen Wangen bisher glatt rasirt waren, ließ sich einen weißen Vollbart wachsen, wodurch der Ausdruck seines Gesichtes ein sehr beunruhigend milder geworden sein soll; Herr Graf Andrassy hat sich als Honved verkleidet

und während so in Folge der engen Hosen, die mit zu den berechtigten Eigenthümlichkeiten jener Uniform gehören, von seinen Beinen nur einige wenige Ueberreste zu sehen sind, hat Herr Fürst Gortschakow diese ganz zu verbergen gewußt, indem er sich in einem Lehnstuhl tragen ließ, und Herr Benjamin Disraeli endlich hat gar einen andern Namen angenommen, nämlich den eines Earl of Beaconsfield, und nicht zufrieden damit, färbt er überdies sein Haar schwarz.

Wie gewöhnlich, haben die Mitglieder des Congresses auch diesesmal, um die Aufmerksamkeit von ihrem gefährlichen Vorhaben abzulenken, bestimmt erklärt, sie hätten vor, den künftigen Frieden Europas zu sichern; aber sie haben doch den Pferdefuß ein wenig sehen lassen, indem sie an einem hufeisenförmigen Tische ihre Berathungen halten und sich das Wort gegeben haben, von ihren Besprechungen kein Sterbenswörtchen zu verrathen, da ihre friedlichen Auseinandersetzungen leicht die kriegerisch gesinnte Welt mit Besorgnissen erfüllen könnten. Um zu verhüten, daß die Congreßmitglieder nicht schon, bevor sie sich noch niedergesetzt hätten, die Ruhe zu stören versuchen, sondern diesen wichtigsten Theil der diplomatischen Thätigkeit bis zur eigentlichen Berathung verschöben, wurden den einzelnen Theilnehmern die Plätze an dem Hufeisen nach der Reihenfolge des Alphabets angewiesen, und zwar wurden die französischen Namen der einzelnen Staaten als Grundlage angenommen, wodurch unser Vaterland aus dem etwas entfernten Oe in das so nahe gelegene Au vorrückte —

ein Avancement, das gewiß jeden patriotisch gesinnten Oesterreicher, beziehungsweise Autrichien, mit gerechtem Stolze erfüllen darf. Dank der französischen Sprache sitzt so Oe neben D, Oesterreich neben Deutschland und nicht neben Rußland, an das es sonst alphabetisch grenzen würde, so daß Graf Andrassy von der Krücke, die Fürst Gortschakow in den Berathungssaal mitgenommen hat, nichts zu besorgen hat. Auch die Verhandlungssprache ist die französische, und das ist neuerdings ein Beweis für das bereits sprichwörtlich gewordene Glück Oesterreichs, indem Herr Graf Andrassy der französischen Sprache nicht vollkommen mächtig sein soll und er daher, wie dies Sachverständige von einem großen Diplomaten verlangen, in der erfreulichen Lage ist, seine Gedanken zu verheimlichen.

In der Nähe des Berathungstisches befindet sich zur größeren Bequemlichkeit der Diplomaten, falls diese in die Karte von Europa einen kleinen Riß zu machen wünschen, der sogenannte „Landkartentisch". Arme Karte von Europa! Für die Kinder hat man längst schon unzerreißbare Bilderbücher erfunden, um so die Leoparden, Aprikosenbäume, Mohren, Truthühner, Wiegen, Cardinäle und was sich sonst illustrirt friedlich neben einander befindet, vor den Klauen der Kleinen zu retten. Aber für die Diplomaten, von denen man doch weiß, daß sie auch die neueste Karte von Europa immer nach kurzer Zeit satt bekommen und nicht eher ruhen, bis sie dieselbe zerfetzt haben, und wie diesmal Bessarabien von Rumänien wegreißen, Antivari an Montenegro anflicken,

ein Königreich Bulgarien zusammenläppern wollen, um nur ja wieder bald Gelegenheit zu finden, mit der neuen Karte das alte Spiel zu treiben — für die Diplomaten hat man noch immer nicht eine unzerreißbare Landkarte erfunden. Auch sonst ist für die Zerstreuung und Erfrischung der Congreßmitglieder bestens gesorgt. So stößt ein Buffet an den Sitzungssaal, das reichlich ausgestattet ist, und auf welchem, wenn die Diplomaten den Wunsch Montenegros, an den Berathungen theilnehmen zu dürfen, erfüllen sollten, hoffentlich auch Hammelbraten zu finden sein wird. Wir glauben übrigens, namentlich wenn dem Verlangen Serbiens, zum Congresse zugelassen zu werden, nicht nachgegeben würde, vor dem übermäßigen Genusse der starken Weine, die bei dem Buffet gratis verabreicht werden, nicht besonders warnen zu müssen. Da endlich die Conferenz in dem Tanzsalon des Fürsten Bismarck abgehalten wird, so können die Mitglieder derselben, falls sie etwa eine geistige Abspannung verspüren sollten, sich jederzeit durch ein improvisirtes kleines Tänzchen wieder etwas auffrischen.

Man ist aber bemüht, den Diplomaten die Gelegenheit zu bieten, einander auch wegen anderer Länder, die mit dem Vertrage von Stefano nichts zu thun haben, in die Haare zu gerathen. So meinen die armen Polen, daß der Congreß, da er ein so großes staatenbildendes Talent an den Tag legt und einen bulgarischen, serbischen und montenegrinischen Staat schaffen will, dies Talent nicht unter den Scheffel stellen und auch dem

Königreich Polen wieder auf die Beine helfen solle. Ja, im ungarischen Unterhause hat der Abgeordnete Herr Istoczy sogar den Antrag eingebracht, Herr Graf Andrassy möge sich bei dem Congresse dafür verwenden, daß „Palästina als selbstständiger jüdischer Staat wieder hergestellt werde". Aus der Begründung des Antrages durch den erwähnten ungarischen Staatsmann scheint hervorzugehen, daß derselbe die Errichtung eines Königreichs Palästina nicht so sehr anstrebt, weil er es für wünschenswerth hält, daß der Dienst in der Synagoge in seiner ursprünglichen Reinheit wiederhergestellt werde, als weil er hofft, daß die Juden sofort alle Plätze auf dem nächsten nach Palästina abgehenden Abend-Dromedar belegen würden, um so schnell als möglich eine selbstständige jüdische Goldrente zu emittiren. Einen so mächtigen Reiz es aber auch für jeden kunstsinnigen Juden haben müßte, wenn Herr Sonnenthal auf dem Hoftheater von Palästina als eleganter Salonliebhaber Hebräisch spräche, so ist es doch fraglich, ob dieser treffliche Schauspieler geneigt wäre, seine Stelle am Burgtheater in Wien mit einer solchen an der Burg von Kanaan zu vertauschen, wenn auch jenes nur bei „Uriel Acosta" auf ein ausschließlich jüdisches Publicum rechnen darf. Doch glaube ich, daß Herr Istoczy sich in einem Irrthum befindet, wenn er die Juden für gar so überflüssig in Europa hält. Denn die Mehrzahl der Menschen braucht immer eine Minderzahl, die sie von Zeit zu Zeit ihren Unmuth fühlen lassen kann. Wenn die Juden wirklich

sich in Palästina niederließen, so würden sich die übrigen Völker, sobald es ihnen nur irgendwie schlecht ginge, nach ihnen sehnen und zerknirscht ausrufen: Ach Gott, hätten wir nur wieder unsere Juden, daß wir sagen könnten, sie seien an Allem schuld!

Reisebriefe eines Wiener Spaziergängers.

I.

Waidhofen an der Ybbs, 14. Juli 1878.

Was für dumme Streiche doch der Mensch macht, wenn die Vorsehung einmal zu lange in Morpheus' Armen ruht und nicht über ihn wacht! Aber nein, ich will keine ausführliche theologische Abhandlung schreiben, sondern mich auf die einfache Mittheilung beschränken, daß ich nach Waidhofen an der Ybbs gereist bin. Mir war bisher nur so viel bekannt, daß dieses Städtchen mit Wiener Familien, die den Sommer in ländlicher Abgeschiedenheit zubringen wollen, während der heißen Jahreszeit zum Erdrücken überfüllt ist, und daß dorthin, da es sich namentlich bei älteren alleinstehenden Damen einer großen Beliebtheit erfreut, aus Wien ein ansehnlicher Export von hysterischen Zuständen, Strickwolle und kleinen Hunden stattfindet. Man fährt mit der Westbahn nach Amstetten, dem in den Reisehandbüchern sonst nichts Rühmenswerthes nacherzählt wird, als daß hier die Oesterreicher von den Franzosen unter Murat's Führung im Jahre 1805 geschlagen wurden. Die Reisenden aber, die neugierig den Kopf zum Fenster hinausstecken, sehen kein anderes Schlachtfeld, als die Gastwirthschaft am

Bahnhofe, und keinen anderen Reitergeneral, als einen Kellner, der mit Tellern und Biergläsern auf und ab galoppirt. Der Kenner unserer Verwaltung freilich begrüßt Amstetten mit ehrfurchtsvollem Staunen, da er weiß, daß er an dem Sitze der größten Bezirkshauptmannschaft Oesterreichs verweilt. Von hier gelangt man auf den Geleisen der Rudolphbahn in drei Viertelstunden nach Waidhofen.

Als der Zug hielt, merkte ich sofort, daß ich von nun an auf alle großstädtischen Gewohnheiten würde verzichten müssen, denn derselbe wurde von einem weiblichen Wesen erwartet, welches, obwol es erst elf Uhr Vormittags war, doch schon in auffallender Weise gähnte, während man bekanntlich in Wien hiemit wartet, bis es Zeit ist, ins Theater zu gehen. Ich glaubte deßhalb anfangs, da in neuerer Zeit auch Personen weiblichen Geschlechts bei den Eisenbahnen angestellt werden, eine Bahnwächterin vor mir zu haben, und das Gähnen, das sie, um jedem Mißverständnisse vorzubeugen, rasch nacheinander wiederholte, sei vielleicht ein neueingeführtes Signal, welches bedeute, die Maschine möge gebremst werden. Allein da die edle Frauengestalt mit Ausnahme zweier Stricknadeln, die aus ihrem sonst friedlich glatten Scheitel hervorragten, kein Abzeichen an sich trug, und auch, nachdem der Zug schon den Blicken entschwunden war, weiter gähnte, entnahm ich, daß sie nur den Mangel einer wahrhaften innern Befriedigung in der erwähnten Weise mimisch andeutete, und daß, sowie man in einer kleinen Stadt zeitiger aufsteht, frühstückt, mittagmalt und

nachtmalt, man auch schon um elf Uhr zu gähnen beginnt, um damit bis halb zehn Uhr, wenn man zu Bette geht, rechtzeitig fertig zu werden.

Waidhofen liegt an der Ybbs, die jedoch nicht, wie man vielleicht aus dem Y folgern könnte, in Griechenland entspringt, sondern in Niederösterreich, und in ihrer Einfalt auch gar nicht den Anspruch erhebt, daß ihr classischer Anfangsbuchstabe wie ü ausgesprochen werde. Dagegen fällt demjenigen, der nicht in der Declamationsschule unseres Musikvereins zu einem dialektfreien Torquato Tasso oder Don Carlos herangebildet wird, die Aussprache der beiden bb ein bischen schwierig, da das harte p vor dem s häufiger vorkommt, als das weiche b, und der gewöhnliche Mensch weit eher in die Lage geräth, das Wort „Schöps" zu gebrauchen, als das Wörtchen „Ybbs". Der Fortschritt, der ein Feind jeder Unbequemlichkeit ist, hat nun in neuerer Zeit auch die Orthographie dieses Flüßchens regulirt und sowol das Y wie das bb gesprengt, so daß jetzt Jedem gestattet ist, Ips zu sprechen und zu schreiben. Aber das kleine Flüßchen fließt trotzdem noch mit seinem früheren sanften bb dahin, es zeichnet sich während des ganzen Laufes durch seine Klarheit und Bescheidenheit aus, und unterhalb des Ortes Ips, dem es den Namen gegeben hat, flüstert es höflich: „Ich bitte tausendmal um Entschuldigung, wenn ich incommodire", und ergießt sich behutsam in die Donau.

Waidhofen ist der Sitz eines Bezirksgerichtes, einer Unter-Realschule, einer Leihbibliothek, eines einspännigen

Omnibusses und eines Dienstmannes. Namentlich der Letztere sitzt gerne im Wirthshause, doch liebt auch der Omnibus sehr die Bequemlichkeit. Diese Beiden übernehmen die Beförderung des Gepäckes der Fremden, während das Bezirksgericht den Transport der Habseligkeiten der Eingeborenen besorgt, und zwar im Wege der executiven Feilbietung. Dagegen ist die Leihbibliothek einer der verrufensten Orte, den Niemand zu betreten wagt, denn dort ereignen sich die schauderhaftesten Dinge, wie „Das Todtengericht um Mitternacht" und dergleichen; in jedem Kasten sind die fürchterlichsten Räuber versteckt, und Teufel und Hexen kommen in unzähligen, wenn auch etwas abgegriffenen Exemplaren vor. Auch soll in der That die Witwe eines Ober-Finanzrathes, die daselbst längere Zeit abonnirt war, bei der letzten Tanzunterhaltung mit einem Besenstiel durch die Luft geflogen sein. Es war aber gar kein Besenstiel, sondern nur ein Gemeindeschreiber, der einem solchen ähnlich sah. Nicht so gefürchtet ist die Unter-Realschule; wenigstens vorurtheilsfreie Leute, wie der Director derselben, und die dort angestellten Lehrer besuchen sie täglich. Die Schuljugend freilich wird von den Eltern lieber nach Seitenstetten in die Schule geschickt, die wohlfeiler ist und wo die Lehrer der hochwürdigen Geistlichkeit angehören. Denn die Waidhofener sind sehr fromm und haben in Folge dessen auch einen gesegneten Appetit, der ihnen erlaubt, täglich fünf Malzeiten zu sich zu nehmen. Da dies die beliebteste Kapitals-Anlage ist, haben die Gastwirthe von der Concurrenz der hiesigen Sparkasse nicht viel zu leiden

und sehen mit Beruhigung den Folgen des Anschauungsunterrichts entgegen, den die Bevölkerung durch die fortgesetzte Betrachtung der Aufschrift „Sparkasse" erhält. Weit zahlreicher sind die Einlagen in die Kleinkinder-Bewahranstalt, die sich — im Pfarrhofe befindet. Aber die Geistlichen der ganzen Gegend sind hochwürdige Personen, und deren Köchinnen haben Grundsätze, die durch eine reiche Fülle von Jahren unterstützt werden.

Die Hauptstraße des äußerst sauberen Städtchens wird aus zwei Reihen kleiner weißgetünchter Häuser gebildet, die alle ein Schindeldach haben, das durch eine muntere Wetterfahne belebt wird. Aus der einen Häuserzeile ragt ein hoher, breitschulteriger Thurm weit hervor, auf dessen Kuppel ein Halbmond mit einem Kreuz darüber sich befindet. Als nämlich die Türken 1529 vor Wien lagen, da dachte ein Heerhaufen, daß sich vielleicht nicht so bald wieder eine günstige Gelegenheit bieten werde, Waidhofen zu besichtigen, und rückte vor das Städtchen. Hier herrschte allgemeine Angst vor den grausamen Gästen, und selbst die Kinder fühlten sich nicht mehr sicher im Mutterleibe. Aber die braven Sensenschmiede schliffen ihre Sensen, und indem sie ein Lied anstimmten, zogen sie den Türken entgegen auf die schwarze Wiese. Die Ungläubigen merkten wol bald, daß das nicht der Männergesang-Verein von Waidhofen sei, denn die blanken Sensen der Sänger funkelten verdächtig in der Sonne; es entstand ein mörderischer Kampf, in dem die tapferen Sensenmänner einen glänzenden Sieg über die Ungläubigen davontrugen, deren Leichen

die schwarze Wiese bedeckten. So waren beide Theile mit dem Ausgange zufrieden: die Waidhofener, daß sie die Feinde todtgeschlagen hatten, und die Türken, daß sie noch an demselben Tage in ihr Paradies kamen, wo ihrer die Houris mit offenen Armen warteten, von denen sie schon so viel Schönes im Koran gelesen hatten. Zur Erinnerung an diese schöne Begebenheit bauten die Schmiede den Thurm, und um dem Hochmuthe Allah's einen kleinen Dämpfer aufzusetzen, brachten sie über dem Halbmonde das Kreuz an. Aber so wenig bekannt ist Waidhofen noch bei den Engländern, daß von dem Thurme, trotz seiner Höhe, bis zum heutigen Tage noch Niemand heruntergesprungen ist. Noch eine Zierde der Straße ist die Mariensäule in der Mitte derselben mit einer von oben bis unten vergoldeten Maria. Das sieht namentlich bei hohem Agio prächtig aus, aber der Fremde, der in die Stadt kommt, geräth doch in Verlegenheit, wenn ihm gleich bei seinem Eintritte die heilige Jungfrau mit ihren vornehmen vergoldeten Augen auf die bestaubten Stiefel sieht.

Obwol das Thal, in dem Waidhofen liegt, nur von Bergen mittlerer Höhe umgeben ist, glaubt man doch schon im Hochgebirge zu sein, denn wie in unseren Alpenländern wird auch hier schon das Beefsteak aus Kuhfleisch zubereitet. Es ist daher ein wahres Glück, daß der liebe Gott nicht das Paradies und die ersten Menschen nach Waidhofen verlegt hat, sonst würde er wahrscheinlich bei der Erschaffung der Menschen die umgekehrte Methode befolgt und Adam aus der Rippe der

Eva gebildet haben. Waidhofen liegt im V. O. W. W., im Viertel ober der Wiener Wüste, die vormals Wienerwald genannt wurde. Dieser ist nämlich auch hier in erschreckender Weise ausgeholzt worden, denn im Jahre 1864 ward die werthvolle waldreiche Domäne vom Staate um den Spottpreis von 700,000 fl. an einen Speculanten aus Fürth in Bayern dahingegeben, von dem sie schon im nächsten Jahre in den Besitz Straßburger Holzhändler gelangte, die das Wenige, was sie übrig ließen, im Jahre 1869 an eine österreichische Actien-Gesellschaft für Forst-Industrie verkauften, die selbstverständlich zu Grunde ging, und nachdem endlich kaum noch genug Bäume für die armen Actionäre übrig geblieben waren, um sich daran aufzuhenken, erstand in neuester Zeit Baron Rothschild die Domäne um drei Millionen Gulden, die also selbst der schäbige Rest noch immer werth war. Man findet aber noch hübsche und schattige Waldpartien, wie zum Beispiel den reizenden Weg über den Fuchsbichel in die Sommérau, und alle Spazierwege sind, wie man der Gemeindeverwaltung zum großen Lobe nachsagen muß, auf das sorgsamste gepflegt. Aeltere Personen, die nicht steigen wollen, oder Solche, die ihrer Leichdornen wegen die Naturgenüsse der Ebene aufsuchen, finden glatte, mit sanftem Kies bestreute Wege in dem neuangelegten Stadtpark. Man sieht daher in dieser jugendlichen Anpflanzung meistens ältere Frauen in bequemen Hausschuhen und mit großen Hauben vorsichtigen Schrittes lustwandeln und wird so in anheimelnder Weise an den großen Spitalhof in

Wien und dessen Spaziergängerinnen erinnert. Es gibt im Waidhofener Revier ziemlich viel Wild, ja es sollen sich auch Gemsen daselbst aufhalten. Man muß aber mit derartigen Behauptungen, wie ich selbst erfahren habe, sehr vorsichtig sein. Ich glaubte nämlich auf einem meiner Spaziergänge die erfreuliche Entdeckung gemacht zu haben, daß in den Wäldern auch Zibethkatzen hausten; als ich aber dem durchdringenden Geruche nachging, stieß ich nur auf eine Rechnungsräthin, die ich in Waidhofen kennen gelernt hatte, und die mich, als ich ihr meine Entdeckung triumphirend mittheilte, zu meiner Beschämung auf meinen Irrthum aufmerksam machte, denn was ich für Zibeth gehalten hatte, war ganz gewöhnlicher Kampher, mit dem die Räthin den Schlafrock, den sie trug, gegen die Zerstörungssucht der Motten zu schützen versucht hatte.

Die Wiener Damen, die in Waidhofen den Sommer zubringen, sind in der Regel recht bescheiden in ihren Ansprüchen. Denn in die Kaffeewirthschaft „zur Henne", die ich Nachmittags besuchte, stürzte täglich ein Fräulein athemlos herein, schlug die Hände zusammen und rief, indem sie rasch im Kreise ihrer Freundinnen Platz nahm: „Nein, was man in Waidhofen Alles erlebt!" Und nun erzählte sie, sie habe Mittags, als sie ahnungslos den Salat, den man ihr im Gasthofe vorgesetzt hatte, genießen wollte, zu ihrem Entsetzen entdeckt, daß das Oel ranzig sei, oder es habe ihr ein Herr aufs Kleid getreten, ohne sich zu entschuldigen, oder sie wäre fast über einen Kübel unter ihrem Hausthor gestolpert, und

ähnliche Abenteuer aus dem weiblichen Märtyrerleben. Uebrigens wimmelt es in der Saison auch von Honoratioren aller Art, die einfach und zurückgezogen, namentlich aber wohlfeil leben wollen. Mein Wirth war in Folge trauriger Erfahrungen, die er mit seinen Sommergästen gemacht hatte, die nicht selten Rang und Stand verschwiegen hatten, gegen Fremde von unbedeutender socialer Stellung sehr mißtrauisch und hielt sie in der Regel für incognito reisende Standespersonen. Ich selbst wurde von ihm, wie er mir nachträglich gestand, durch volle achtundvierzig Stunden für einen Baron gehalten. Als ich ihn fragte, welchen Grund hochstehende Personen hätten, incognito in Waidhofen zu verweilen, erwiderte er, es geschehe dies nach seiner Ansicht hauptsächlich deßhalb, weil sie fürchteten, kleinere Portionen in den Gasthäusern zu erhalten, wenn man ihren wahren Rang und Stand kennte, und so zögen sie es vor, lieber auf ihren Titel zu verzichten, als auf die wegen ihrer Größe berühmten Portionen in den Gasthäusern Waidhofens. Ich weiß nicht, hatte ich den Kalbsbraten, den ich vor meiner Abreise zu mir nahm, zu rasch verzehrt oder durch eine andere Unvorsichtigkeit den Verdacht des Wirthes wieder hervorgerufen, aber als ich in dem Omnibus saß, um nach dem Bahnhofe zu fahren, rief er mir mit schlauem Lächeln nach: „Glückliche Reise, Herr Landesgerichtsrath!"

II.

Aussee, 4. August 1878.

Als ich in Waidhofen den Aussichtswagen der Rudolphbahn bestieg, um nach Aussee zu fahren, fand ich in demselben nur ein junges Ehepaar, das, wie ich aus der Zärtlichkeit der Beiden bald entnommen hatte, auf der Hochzeitsreise begriffen war. Sie hatten in dem Aussichtswagen offenbar nur Platz genommen, um eine ungestörtere Aussicht auf einander zu genießen, denn sie kümmerten sich nicht um die herrliche Gegend, sondern blickten sich fortwährend an, legten von Zeit zu Zeit die Hände mit den noch unverdorbenen Eheringen ineinander und flüsterten sich wichtige Geheimnisse zu, wie Ah! oder Oh! Nach einer Weile zog die junge Frau eine Aprikose aus der Tasche, die sie sinnend betrachtete, dann aber langsam in zwei Hälften auseinanderbrach, deren eine sie dem Geliebten, der sich ein bischen gegen dieses Opfer sträubte, aufdrang, mit so hingebungsvollen Blicken, als hätte sie sagen wollen: Ich habe dir schon so viel gegeben, daß es ja auf eine halbe Aprikose nicht mehr ankommt. Ich ahnte, daß

nach dieser Schürzung des Knotens eine höchst dramatische Scene folgen werde, und wollte zum Fenster hinaussehen, aber ich kam zu spät, so wenig Zeit braucht ein junger Ehemann, um seine hübsche Frau zu küssen. Meine Aufregung verschwand bald, als ich hinausblickte, denn wir waren eben in dem romantisch gelegenen Admont angekommen mit dem berühmten Kloster der durch den Liqueur gleichen Namens auch bei Jenen, die an einer etwas schwächeren Verdauung leiden, bekannten Benedictiner. Das Kloster und die Kirche sind vor mehreren Jahren, allerdings nur zum Theile, abgebrannt, aber man muß dem lieben Gott für Alles dankbar sein. Die Zahl der Passagiere des Aussichtswagens hatte nur um Einen zugenommen, jedoch ohne Verschulden des jungen Ehepaares, da die Fahrt nach Aussee nur mehr zwei Stunden währte.

Ich merkte sofort, daß Aussee ein klimatischer Curort sei, denn es hörte gar nicht auf zu regnen. Doch störte der Regen nicht die gute Laune der Fremden, da noch keine solchen eingetroffen waren. Nur im Curhause fand ich neun Herren, die dort Schutz gegen die Unbilden der Witterung gesucht hatten und bemüht waren, sich die Zeit durch gemeinschaftliches Musiciren zu vertreiben. Es war die Curcapelle. Der Trauermarsch, den sie spielte, war ein Walzer von Johann Strauß; so wenig läßt eine edle Schwermuth selbst unter einer heiteren Außenseite sich verbergen. Die Ausseer Musikcapelle erfreut sich eines außerordentlichen Deficits, und mit Stolz wies die Cur-Commission auf den hohen

Betrag hin, den dasselbe bereits im vorigen Jahre erreicht hatte und der aus dem Gemeindesäckel bestritten werden mußte. Obwol ich kein weitblickendes Finanzgenie bin, so daß mich sogar die von unserer Excellenz, dem Herrn Finanzminister, so sehr gepriesenen Steuer-Erhöhungen der letzten Zeit nicht mit jenen freudigen Gefühlen erfüllten, die man sonst bei unvorhergesehenen Glücksfällen zu empfinden pflegt, glaube ich doch, daß sich vielleicht jenes Deficit vermeiden ließe, wenn Aussee anderen klimatischen Curorten mit heroischem Beispiele voranginge und die Curmusik ganz aufhöbe. Das laute Rauschen der Gewässer, der tausendstimmige Gesang der Vögel, aus dem namentlich das Krähen der Hähne von halb vier Uhr Morgens an kaum überhört werden dürfte, die Schmerzenslaute, mit denen die armen Schweine von der süßen Gewohnheit des Daseins Abschied nehmen, sowie der Clavierunterricht, den die besseren Stände ihrem so begabten Nachwuchse, sobald er das Zahnen glücklich überstanden hat, angedeihen lassen — ist das nicht Lärm genug, um den der Erholung Bedürftigen, wenn er nicht gerade über ein neues Perpetuum mobile nachdenkt, aus einer zu tiefen Versenkung in sich selbst zu retten? An Orten, wo man eine Brunnencur gebraucht und sich weder von der Mineralquelle noch von den Laboratorien, wo die Erfolge jener erprobt werden, zu weit entfernen will, dient die Musik nicht nur zur Zerstreuung derjenigen, die auf diesem beschränkten Corso mit seinen natürlichen Grenzen zu lustwandeln gezwungen sind, sondern sie kann auch, indem

sie solche Spaziergänger in höhere Regionen erhebt, Veranlassung sein, daß diese nur um so schneller ein Plätzchen suchen, auf dem sie sich wieder niederlassen können, und ich selbst werde in dieser Beziehung nie das herrliche Flötensolo aus der Erinnerung verlieren, das ich einst in Marienbad mit so raschem Erfolge angehört habe. In einem klimatischen Curorte aber, wo der Fremde die drei Einheiten des Aristoteles: der Zeit, des Ortes und der Handlung, nicht einzuhalten braucht, wo man sich nur aufhält, um die Natur zu genießen und reine Luft zu schöpfen, kann es nur schädlich wirken, wenn die letztere durch unreine Töne, die in sie hinausgeschmettert werden, verschlechtert wird.

Ich fühle selbstverständlich ungeachtet dieser pessimistischen Ansichten über klimatische Curmusik mich nichtsdestoweniger der geehrten Ausseer Cur-Commission zum großen Dank verpflichtet für das schöne Morgenständchen, das sie mir bald nach meiner Ankunft durch die Musikcapelle bringen ließ. Ich saß gerade in dem Frühstückssaale des hiesigen Gasthofes „zur Post" und trank nachdenklich meinen Kaffee, als plötzlich die Klänge einer höchst feierlichen Musik hereindrangen, die immer mehr in das Ständchen von Schubert: „Leise flehen meine Lieder durch die Nacht zu dir" ausarteten. Die Anwesenden sahen einander überrascht an, und man war fest überzeugt, daß sich irgend eine gefeierte Tänzerin im Gasthofe heimlich verborgen haben müsse, die man auf diese Weise aus ihrem Schlupfwinkel hervorzulocken bestrebt sei. Meine schüchterne Bemerkung,

daß es sich vielleicht um eine Begräbnißfeier handle, wurde mit der Hindeutung auf den ausgezeichneten Gesundheitszustand sämmtlicher Bewohner des Gasthofes einstimmig zurückgewiesen. Der Kellner wurde entsendet, um nähere Erkundigungen einzuziehen, aber bald kehrte dieser, ungewöhnlich bleich, mit der Nachricht zurück, das Ständchen gelte dem Schriftsteller Sp—r, der auf Nummer 43 wohne. Ich schlich mich beschämt hinaus, denn ich war ja der Dreiundvierziger! „Mein Gott!" rief ich, als ich in meinem Zimmer saß und unter meinem Fenster eine Melodie der andern folgte, „bin ich denn ein geliebter Monarch, der aus seinem Lande vertrieben wurde; war ich je in Folge einer Schlacht, die ich verloren, der Held des Tages; habe ich zur Vergrößerung unserer berühmten Staatsschuld auch nur durch das kleinste Anlehen beigetragen; sind mir je als Raoul die Brusttöne ungezwungen hervorgequollen; war ich jemals als Satanella die personificirte Anmuth oder habe ich bei einem Bundesschießen ein Porcellan-Service für zwölf Personen durch meine echte deutsche Manneskraft davongetragen, daß mir an einem Curorte mit so angesehenem Klima ein Ständchen gebracht wird? Also ist es schon so weit gekommen, daß man nur ein boshaftes Feuilleton zu schreiben braucht, um eine allgemein geachtete Persönlichkeit zu sein? Und ich habe ja schon seit Langem keine solche Niederträchtigkeit begangen, sondern nur an dem Busen der Natur kuhwarme Milch getrunken. Aber das ist der Fluch der bösen That, daß sie fortzeugend Böses muß gebären."

Aber endlich begann der Himmel wieder festlich zu blauen, der Sarstein ließ den häßlichen grauen Schleier fallen, der seinen üppigen Busen bisher verhüllt hatte, der stolze Loser wurde sichtbar mit seiner hohen Felsenkrone, und auch das Todte Gebirge feierte seine Auferstehung. Aus den dunklen Waldeshöhen schimmerten die verstreuten Gehöfte hervor, und die schönen Villen, die wohlhabende Menschenfeinde hingebaut haben; auf den Alpenwiesen erschienen die Celebritäten der einheimischen Flora, und die Schaumkämme der klaren Traun, deren Aufrauschen man überall hört, blitzten im Sonnenlichte. Aber alle diese Herrlichkeit blieb den Menschen nicht lange verborgen, aus allen Gegenden strömten sie hieher und sahen mit Staunen, daß in „unserem einfachen Alpencurorte", wie Aussee in der officiellen Cursprache so verführerisch genannt wird, die Forelle 1 fl. 30 kr. koste. Da es zu den Vorzügen von Aussee gehört, daß selbst nach anhaltendem Regen die Wege bald trocknen, brauchten die Damen auf ihre Schleppkleider nicht länger zu verzichten, die „schöne Gesellschaft" nahm in einer für die Schönheit nicht sehr schmeichelhaften Weise zu, so daß man dreist Jeden, der einige ältere Töchter mit sich schleppte, Excellenz ansprechen konnte; auch die Engländer nahmen immer mehr überhand, wodurch es in den Gasthöfen oft schwierig wurde, den wirklichen Oberkellner herauszufinden, und eines Tages sah man gar im Markte einen jungen Mohren spazieren gehen, so daß die braven Ausseer schnell zur Beichte liefen, weil sie glaubten, sie hätten sich diese gerechte

Strafe durch ihren sündigen Lebenswandel zugezogen. Es war aber nur ein dem Seelenheile der alten Weiber, sowie dem allgemeinen Gesundheitsstande der hiesigen Kühe nicht im mindesten schädlicher Diener des Grafen Eszterhazy. Bald kamen auch Künstler aller Art, die „auf der Durchreise begriffen", zufällig ein Concert geben wollten, und endlich erschien auch ein Zahnarzt aus Wien, der, um im Gewühle der anderen europäischen Berühmtheiten nicht übersehen zu werden, an allen noch nicht von Zithervirtuosen, Pianisten, National-Sängern und Professoren der Magie in Anspruch genommenen Mauerecken, Bäumen und Kuhställen ankündigte, daß er durch den Markt Aussee während vier Wochen durchzureisen beabsichtige und sich anheischig mache, jeden Zahnschmerz „durch Tödtung der Nerven" zu heilen und ältere Zahnwurzeln zu reißen. Der berühmte Nerventödter und Wurzelgräber schien aber in der That in seinem Fache Außerordentliches zu leisten, denn der Dame, die er regelmäßig am Arme führte, fehlten bereits mehrere hervorragende Wurzeln, gewiß ein beredtes Zeugniß aus weiblichem Munde für die erfolgreiche Thätigkeit ihres durchreisenden Begleiters.

Während die Virtuosen nur wie leuchtende Meteore erschienen, um wieder, nachdem sie leider nicht selten kaum die Beleuchtungskosten herausgeschlagen, zu verschwinden, hatte sich an den schönen Ufern des nahen Sees von Alt-Aussee ein berühmter Förderer der Kunst für längere Zeit niedergelassen. Es war dies der Chef der Claque unserer Hofoper, der dort zu seiner Erholung

die geplagten Arme müßig hin und her schleuderte und in der stärkenden Seeluft die von der Beschützung der Kunst ermüdeten Handflächen kräftigte. Freilich erwacht in ihm, so oft sich ein Anlaß bietet, immer wieder die alte Lust, Beifall zu spenden. Ich war in Gesellschaft einer unserer ersten Opernsängerinnen, die noch von der Reise etwas ermüdet war, nach Alt-Aussee gekommen. Der Chef der Claque stürzte erfreut auf die Künstlerin zu, um sie zu begrüßen, und als er aus ihrem Gespräche zu entnehmen glaubte, daß sie nicht gut bei Stimme sei, begann er lebhaft mit den Augen zu zwinkern und führte mit der Rechten eine jener bedeutsamen Bewegungen aus, durch die er in so manchen verschleierten Mittellagen, die er mitgemacht, einen wahren Beifallssturm der Eingeweihten entfesselt hatte.

Dagegen traf ich das Burgtheater am Grundlsee. Hier haben einige der vortrefflichen Mitglieder desselben während der Ferien ein Asyl gefunden, wo sie fern von dem lauten Treiben einer jeden Rasirstube sich den kurzlebigen Naturbart wachsen lassen, der, wenn die Herbstzeitlose blüht und uns gemahnt, von den Freuden des Sommers zu scheiden und wieder ins Theater zu gehen, der Kunst zum Opfer fällt. Denn in seiner bescheidenen Einförmigkeit vermag er den launischen Anforderungen des rollenschwangeren Repertoirs, das heute von dem Mimen einen heiter in den Tag hineingewichsten blonden Schnurrbart und morgen wieder einen mit sich selbst zerfallenen dunklen Vollbart verlangt, nicht zu

genügen. Hallenstein, Hartmann und Sonnenthal gastiren mit ihrer Familie in dem gefeierten Gasthause des Herrn Schraml, der selbst dem Burgtheater angehört, da ihn der bekannte Dichter Mosenthal in seinem „Sonnwendhof" bis auf Weiteres verewigt hat, so lange nämlich nicht die Zeit ihre Rechte an den Ewigkeiten Mosenthal's geltend macht. Die Familie Gabillon hat sich am Rande des Sees ein eigenes schönes Heim gegründet, wo ich eine der angenehmsten Leberpurée-Suppen meines Ausseer Aufenthaltes verlebt habe. Ich war nämlich von der liebenswürdigen Hausfrau auf einen „Löffel Suppe" geladen worden, aber statt dieses Proverbes wurde mir ein großes culinarisches Drama geboten, das zwar in einem blutigen Roastbeef gipfelte, aber Dank dem Bordeaux, der geflossen war, sehr heiter endete. Die arme Frau Hartmann aber hat die Sticheleien einiger böswilliger Wiener Kritiker auf ihre Beleibtheit, die doch die goldene Mittelstraße nicht überschreitet, sich so zu Herzen genommen, daß sie Marienbader Wasser trinkt. Sie hatte in Folge dessen, wie sie mir klagte, Kopfschmerz, der ihr aber so reizend stand, daß ich ihr nur empfehlen kann, denselben auch nach vollendeter Cur beizubehalten.

Von den Hügeln, die den Markt Aussee umgeben, genießt man eine prächtige Rundsicht. Meistens haben dieselben bäuerische Namen, wie zur Wasnerin, zur Tauscherin, zum Loitzl, zum Fuchsbauer u. s. w. Nur einer derselben führt den Namen unseres größten lyrischen Dichters, der dort oben wiederholt geweilt haben

soll — der Lenau-Hügel. Doch erfreut sich Aussee bereits aller nothwendigen Vorbedingungen für einen zukünftigen Ludwig-August-Frankl-Hügel, da der Dichter Frankl zu diesem Behufe eine nächst der „Tauscherin“ gelegene Anhöhe erstiegen und sich auf eine dort befindliche Bank niedergesetzt hat. Zur bleibenden Erinnerung hat derselbe an Ort und Stelle eine poetische Kleinigkeit zurückgelassen. Das Gedicht, das an dem Baume, unter dem der Dichter ruhte, festgenagelt ist, enthält nur acht Verse:

Schlucht und Thal schon schwärzlich-grün,
Nur der Alpen Spitzen glüh'n,
Heerdenglocken, Wäldersausen
Und die Seegewässer brausen.

Nach dieser scheinbar objectiven Naturschilderung, die jedoch den Kenner mit bangen Erwartungen in die Zukunft blicken läßt, fängt wirklich der Dichter an, plötzlich über Lebensmüdigkeit zu klagen, und wirft die Frage auf, ob der Gang seines Lebens, von dem er oberhalb der Tauscherin ausruhe, noch lange währen werde:

Müde von des Lebens Gang,
Ruh' ich aus, währt er noch lang?

Statt aber, falls ihn diese Frage wirklich interessirt, die Badeärzte im Curorte unten zu consultiren, sucht er durch Zeichendeuten Näheres über die Fortdauer seines besorgnißerregenden Zustandes zu erfahren und muß sich die bedenkliche Antwort geben:

Flüchtig rauschen die Gewässer
Und der Berge Glüh'n wird blässer.

Wenn dem Dichter sonst nichts fehlt, mit einem solchen flüchtigen Rauschen der Gewässer und Blässerwerden des Alpenglühens kann er hundert Jahre alt werden. Nur sich nichts einbilden!

Unser Einmarsch in Bosnien. Die Söhne eines Achtundvierzigers.

Wien, 14. September.

Wenn man diesen regnerischen Sommer, wie ich, im Gebirge verlebt hat, dann freut man sich ordentlich darauf, wieder daheim ein recht trockenes Feuilleton schreiben zu können. Doch ich will in dieser Beziehung nicht im vorhinein zu große Versprechungen machen, die ich bei unserer an Ueberraschungen so reichen Politik vielleicht nicht immer einzuhalten im Stande wäre. Allerdings habe ich nie einen besonderen politischen Scharfblick besessen; wenn ich in den Zeitungen las, daß einer unserer Staatsmänner wieder von einer großen Idee glücklich entbunden worden sei, pflegte ich folgenden kleinen Monolog zu halten: Na, ich bin neugierig was da wieder für ein Malheur herauskommen wird. Und man wird mir zugeben müssen, daß kein außerordentlicher politischer Scharfblick dazu gehörte, das vorauszusehen. Es liegt mir, obwol es heutzutage fast keine

Entfernungen mehr gibt, der Gedanke ferne, mit jener allgemeinen Bemerkung auf die Triumpfe anzuspielen, die wir auf dem Berliner Friedenscongresse errungen haben. O ganz im Gegentheile ist doch in Folge der fruchtbaren Politik unseres Honved-Generals für auswärtige Angelegenheiten, Grafen Andrassy die Bevölkerungs-Ziffer des Kaiserstaates um mindestens eine Million Insurgenten gestiegen, unter welcher ethnographischen Bezeichnung unsere neuen Landsleute von der überhaupt stets gut unterrichteten amtlichen Wiener Zeitung täglich erwähnt werden. Freilich läßt sich selbst bei der größten Fertigkeit im Kopfrechnen noch nicht genau bestimmen, wie Viele von dieser Million, wenn auch nur die unentbehrlichsten Insurgenten hingerichtet werden sollten, übrig bleiben werden, aber wir wollen uns durch keine allzu ängstliche Berechnung des Reinerträgnisses unseres Cultur-Exportgeschäftes die Freude an demselben trüben lassen.

Der erste Schritt zur Civilisation der moslemischen Begs ist auch schon erfolgt, indem in Serajewo sofort nach dem Einmarsche der österreichischen Truppen eine Filiale der Wiener Zeitung errichtet wurde, welche den für ein so jugendliches Organ bereits äußerst klangvollen Titel: „Bosansko-Hercegovačke Novine" führt und schon jetzt eine Fülle von Kundmachungen und Proclamationen enthält, welche die Bedürfnisse auch des anspruchsvollsten Lesers amtlicher Zeitungen vollauf zu befriedigen geeignet ist. Nur vermißt man noch einige Rubriken, welche gerade die Lectüre der Wiener Zeitung

zu einer so genußreichen gestalten, namentlich die executiven Feilbietungen wegen rückständiger Steuer-Raten und die Verzeichnisse der Verstorbenen, die durch den amtlichen Charakter, den sie an sich tragen, das Herz des Lesers mit Beruhigung und Zuversicht erfüllen. Man kann wol nach den anarchischen Zuständen, die bisher in diesen eroberten Ländern geherrscht haben, nicht verlangen, daß die Bewohner schon jetzt ein solches Vertrauen in die österreichischen Behörden setzen, um ihre Steuern nicht zu bezahlen; aber man darf, ohne sich irgend welche Officiosität nur im geringsten annaßen zu wollen, die Erwartung aussprechen, daß, wenn die staatliche Ordnung wiederhergestellt sein wird, auch die Steuer-Rückstände ihren gewohnten Gang nehmen und die Fahrnisse der Bewohner bezüglich ihrer gerichtlichen Feilbietung nichts zu wünschen übrig lassen werden.

Was ferner die Verstorbenen betrifft, denen die neue amtliche Zeitung nicht die gebührende Berücksichtigung zu Theil werden läßt, so muß darauf hingewiesen werden, daß die Bevölkerung sich zum größten Theile im bosnischen Gebirge befindet, um von dort aus, so lange noch die günstige Jahreszeit währt, unsere Truppen zu beschießen, so daß man bezüglich der nothwendigen Schlagflüsse, Leberkrankheiten u. s. w., auf die der Leser einer amtlichen Zeitung allerdings gegründeten Anspruch erheben darf, die Wiederkehr gesicherter Zustände wird abwarten müssen. Ebenso fehlt es dem bosnischen Amtsblatte an einem Abendblatte, wie sich die Wiener Zeitung eines solchen in ihrer „Wiener Abendpost" erfreut. Es

wird wol auch noch geraume Zeit währen, ehe die mahomedanischen Begs, die bisher in der beliebten Vielweiberei ihre einzige häusliche Zerstreuung gefunden haben, unserer Gesittung so weit werden theilhaftig geworden sein, daß sie Theaterkritiken und Uebersetzungen englischer Romane, wie sie die „Wiener Abendpost“ bringt, zu den unentbehrlichsten Lebensbedürfnissen zählen werden.

Bis jetzt war die österreichische Devise: „Bella gerant alii, tu felix Austria nube“, das heißt, wenn schon etwas Dummes geschehen muß, so ist es noch immer besser, zu heiraten, als einen Krieg zu führen, und wie man weiß, hat unser Vaterland wirklich sein gegenwärtiges Embonpoint nicht durch Eroberungskriege erlangt, sondern durch sogenannte gute Partien. Gewiß hätte jeder friedliebende Staatsbürger auch diesmal vorgezogen, wenn wir die Bosniaken als Mitgift bekommen oder wenn wir sie wenigstens von einer ohne Testament verstorbenen bosnischen Tante geerbt hätten, als daß wir jetzt jeden Bosniaken einzeln durch unsere braven Soldaten abfangen lassen müssen, um ihn unserem Gesammtstaate einzuverleiben. Da wir aber die neueste Abrundung des Staatskörpers nicht dem verschämten Ja einer holden Braut, sondern dem Donner der Uchatius-Kanonen verdanken, wird unser Auswärtiges Amt, falls es mit seinem Latein nicht schon zu Ende ist, einen neuen Wahlspruch für die Austria ersinnen müssen.

Sehr große Mühe, einen passenden Wahlspruch für ihr neues Wappen zu finden, wird es auch den beiden Söhnen des verstorbenen Dr. Johann Nepomuk

Berger kosten, die vor einigen Tagen in Folge eines längst verschollenen Ordens der Eisernen Krone erster Classe desselben in den nachträglichen Freiherrnstand erhoben wurden. In dem Nachlasse des Verstorbenen befand sich nämlich eine reiche Auswahl amerikanischer Staatspapiere, in denen dieser als vorsichtiger Familienvater und mißtrauisch gegen die unerschöpflichen Hilfsquellen Oesterreichs ein ziemlich bedeutendes Vermögen angelegt hatte, sodann eine, allerdings nicht mit gleicher Sorgfalt veranstaltete Auswahl lyrischer Gedichte aus seiner Feder und endlich der erwähnte Orden, den er sich als Minister zugezogen hatte. Als er vor acht Jahren starb, erbten seine beiden Söhne den amerikanischen und lyrischen Nachlaß. Sie veröffentlichten wol den letzteren, doch schien ihnen damit der kindlichen Pietät noch immer nicht Genüge geleistet, und sie beschlossen, auch den Kronen-Orden, dem ihr Vater so manche heitere Stunde verdankte, wenn er sich im gewählten Freundeskreise darüber scherzend aussprach, im Gedächtnisse der Zeitgenossen wieder aufzufrischen, indem sie zur bleibenden Erinnerung an denselben den Baronstitel, den ihr Vater verschmäht hatte, nachsuchten.

Sie ließen keinen, auch nicht den verzweifeltsten Minister unbesucht, um jenes Ziel zu erreichen, und ungeachtet der Vorstellungen von Freunden und Gesinnungsgenossen des alten Nepomuk, diesem nicht noch im Grabe eine solche Ehre anzuthun, beharrten sie unbeugsam auf dem einmal für richtig erkannten Freiherrnstand. Acht bange Jahre verstrichen, ohne daß das Flehen der beiden schutzlosen Waisen

erhört worden wäre; acht Jahre ihrer schönsten Jugendzeit verbrachten sie im täglichen Kampfe um den Baronstitel, schwebten sie zwischen Hoffnungen und Enttäuschungen, zwischen niedriger Bürgerlichkeit und der höchsten Wohlgeborenheit. Wer schildert all das Unbehagen und Würgen eines Menschen, der nicht recht Baron werden kann, und diese fieberhaften Träume, in denen man sich als solchen sieht, um dann beim Erwachen sich nur doppelt bürgerlich zu fühlen! Und alle diese Pein im jugendlichen Herzen verschließen zu müssen! Denn wo wäre der aufopferungsvolle Freund, an dessen Busen man diese Qualen ausschütten könnte, ohne besorgen zu müssen, ausgelacht zu werden? Endlich hat nun die Wiener Zeitung dem langwierigen Leiden der Ministersöhne ein Ende gemacht, sie sind jetzt wirklich Barone geworden, ob sie sich aber deßhalb auch von den republikanischen Gesinnungen ihres Vaters bezüglich der Anlage ihres Vermögens losgesagt und die Schatzscheine der freien Republik Amerika mit Rentenpapieren eines streng monarchisch regierenden Staates vertauscht haben, darüber bin ich nicht unterrichtet.

Die Pacification Bosniens. Ein unzureichendes Gebär- und Findelhaus.

8. Oktober 1878.

Die Nachrichten, welche aus Bosnien einlaufen, lauten täglich günstiger, wir legen uns mit den festesten Plätzen nieder und stehen mit weißen Fahnen auf. Die Pacification macht ungeheure Fortschritte, und die aufrührerischen Banden, welche ihre Unterwerfung anbieten, sind in einer so erfreulichen Zunahme begriffen, daß wir nicht überrascht wären, wenn deren Zahl bereits die Bevölkerungsziffer Bosniens und der Herzegowina weit überflügelt hätte. Auch die Handschare, welche den Aufrührern in colossalen Mengen abgenommen werden, sind täglich aus gediegenerem Silber, so daß die Wiederaufnahme der Barzahlungen von Seite des Staates nur mehr eine Frage der Zeit ist. Ebenso vermehren sich die Hadschis und sonstigen Bandenführer, die mit den Waffen in der Hand ergriffen werden, und da die Tage angefangen haben, bedeutend kürzer zu werden, so daß es schon zeitig stockfinster ist, wird man sich bei aller sonstigen Milde genöthigt sehen, jene Begs, die sich erst

nach sechs Uhr Nachmittags fangen lassen, bei Lampenlicht zu erschießen.

Leider sind die Freuden, die wir noch an den Bosniaken trotz der vorgerückten Jahreszeit erleben, nicht so wohlfeil, als Herr Graf Andrassy anfangs glaubte, und das demselben für diplomatische Menus plaisirs bewilligte Taschengeld von sechzig Millionen reicht für die Occupation nicht aus. Denn unsere Culturmission hat schon bis jetzt so große Geldsummen verschlungen, daß wir dafür sämmtliche Bosniaken auf Staatskosten im Theresianum hätten unterbringen können, wo diese unter der bewährten Oberaufsicht des Herrn v. Schmerling bald der bisher entbehrten Civilisation wären theilhaftig geworden, ohne daß sie, Dank den militärischen Exercitien, die der Herr Curator die Theresianisten unter seinen Augen zeitweilig vornehmen läßt, ihren kriegerischen Neigungen hätten entsagen müssen. Da wir nun in unserem Heerwesen dem Moloch des jüngst gefühlten Bedürfnisses schon sehr beträchtliche Geldopfer gebracht haben, stellt es sich nunmehr mit überzeugender Plötzlichkeit heraus, daß das bisherige Deficit viel zu klein ist, um damit unsern Waffenruhm noch länger bezahlen zu können, und es hat sich in Folge dessen wieder eine jener gefährlichen Krisen eingestellt, aus denen unsere Staatsschuld stets neu gestärkt hervorgeht. Sowohl das ungarische wie das österreichische Ministerium haben ihre Entlassung genommen, und wenn der Herr Minister der auswärtigen Angelegenheiten sich nicht etwa beim Frisiren seines Haares der so beliebten Nuß-Extract-Pomade

bedienen sollte, kann man nur darüber staunen, daß nicht mindestens zwei Drittel desselben vor Sorgen ergraut sind. Ja, er hat sogar, um nicht die Besorgniß aufkommen zu lassen, daß er Abends in seinem Zimmer die Hände ringend auf und ab gehe und von Zeit zu Zeit ausrufe: „O Gott, wie wird das enden!" in voriger Woche einer Vorstellung der neuen Operette im Wiedener Theater: „Die Glocken von Corneville" in einer Loge beigewohnt und sich allem Anscheine nach sehr gut unterhalten, woran, da die Operette selbst nicht den geringsten Anlaß hierzu gibt, nur die Seelenheiterkeit schuld sein kann, die man einem ruhigen Gewissen verdankt. Ich bin stolz darauf, nach längerem Nachsinnen endlich eine Ansicht gefunden zu haben, die auch von der officiösen Journalistik getheilt wird, da diese von dem Minister erzählt, er sei so zufrieden mit den Erfolgen seiner Politik, daß er, wenn Bosnien und die Herzegowina nicht schon existirten, diese eigens von seinen Hofräthen entdecken ließe, um sie occupiren zu können.

Als wenn alle die bosnischen Ueberraschungen nicht allein schon ausreichend wären, jedem guten Patrioten die Sprache zu rauben, so daß er sich in der größten Verlegenheit befindet, wie er seine Gedanken verbergen solle, haben nun zum Ueberflusse auch die tschechischen Begs ihren langjährigen passiven Widerstand aufgegeben und sind auf dem böhmischen Landtage erschienen. Die vollständige Vergessenheit, in die sie gerathen waren, hat den ehemaligen Stolz dieser Führer tief gebeugt, und man wird unwillkürlich von tiefer Rührung ergriffen,

wenn man sieht, wie gebrochen ihr Mannesmuth sein muß, daß sie, die in glücklicheren Tagen die Einführung eines neuen Mittelalters in den Ländern der böhmischen Krone verlangten, sich gegenwärtig mit einem „verneuwerten" Ministerium zufriedengeben wollen. Glücklicherweise hat unser Ministerium, wie ältere Zeitgenossen sich noch erinnern werden, selbst seine Entlassung angeboten, und ich glaube daher, daß es die höchste Fructificirung eines ohnehin unrettbar für uns verlorenen Ministeriums ist, wenn man es noch in der letzten Stunde als Versöhnungsopfer anzubringen vermag. Herr Dr. Ladislaus Rieger hat auch auf dem Landtage zur Unterstützung der Adresse an den Monarchen eine Rede gehalten, die durch ihre Versöhnlichkeit allgemeines Staunen erregte. Er machte sich zwar über die bisherige Unfruchtbarkeit des Landtages ein bischen lustig, aber in milden Redewendungen, deren man die böhmische Sprache nicht für fähig gehalten hätte. Der Redner erwähnte, wie unbedeutend die Leistungen des Landtages gewesen seien, und erinnerte in dieser Beziehung namentlich an das „neuerrichtete Gebär- und Findelhaus". Ich glaube aber, daß weniger der unfruchtbare Landtag, als die Bevölkerung daran Schuld tragen dürfte, wenn die Gebär- und Findelanstalt nicht ausreiche, so daß vielleicht Einige wieder unverrichteter Sache umkehren müssen, denn die Hoffnung der Betroffenen wäre nicht enttäuscht worden, wenn diese nicht in jene gekommen wären.

Fürst Auersperg interviewt.

15. October 1877.

Das Ministerium, welches unter der verantwortlichen Redaction Sr. Durchlaucht des Herrn Fürsten Auersperg erschien, hat endlich nach sieben Jahren sein Erscheinen wegen allgemeiner Theilnahmslosigkeit des Publicums eingestellt. Man weiß, welche Rolle bei manchen Zeitungen der verantwortliche Redacteur spielt. Das Blatt enthält keinen andern Beitrag von ihm als seinen Namen, der auch nur auf der letzten Seite gedruckt wird, ganz unten, wo sich die Inserenten gute Nacht sagen, und er beschäftigt sich auch nicht mit Politik, sondern zieht dieser und allen anderen Fächern die Unglücksfälle vor, weil er für diese nicht eingesperrt werden kann. So war auch Herr Fürst Auersperg nur ein solcher verantwortlicher Redacteur des Ministeriums, dem er blos seinen harmlosen Namen lieh, und auch er hat allen anderen Ressorts die Unglücksfälle vorgezogen, denn seine Thätigkeit beschränkte sich darauf, von Zeit zu Zeit im Abgeordnetenhause sein herrliches Organ er-

klingen zu lassen, und man weiß, welches Unheil die meisten seiner Reden angerichtet haben. Wenn ich Ministerien mit Zeitungsblättern verglichen habe, so muß ich doch bemerken, daß sich die beiden in einem wesentlichen Punkte von einander unterscheiden: denn ein Zeitungsblatt geht erst, wenn die Zahl seiner Anhänger sich vermehrt, während ein Ministerium erst zu gehen pflegt, wenn es alle seine Anhänger verloren hat.

Während, so lange der Herr Minister-Präsident im Amte war, wol Niemand besonders neugierig gewesen sein dürfte, die politischen Ansichten Sr. Durchlaucht zu erfahren, ist er merkwürdigerweise jetzt, wo er sich aus dem öffentlichen Leben zurückzieht, von einem Journalisten interwievt worden. Zur Erklärung dieses Räthsels müssen wir darauf aufmerksam machen, daß dieser neugierige Besucher Mitarbeiter eines Grazer Blattes ist, und daß für eine Zeitung, welche in der reizenden Murstadt, dem Zufluchtsorte aller Pensionisten, erscheint, ein Minister begreiflicherweise erst dann interessant zu werden anfängt, wenn er pensionirt wird. Keiner von uns, seien wir nun Tenoristen oder der Herr Fürst Auersperg oder weniger stimmbegabte Sterbliche, ist ganz frei von Eitelkeit, und da erst neulich Fürst Bismarck von einem Mitarbeiter der Times interwievt worden war und diese Unterredung nach ihrer Veröffentlichung großes Aufsehen erregte, konnte es unserem Herrn Minister-Präsidenten nur schmeicheln, gleich seinem berühmten Collegen einem kleinen Kreuzverhöre von Seite eines Journalisten unterzogen zu werden. Da nun bei der gegenwärtigen

kriegerischen Verwicklung zwischen England und Afghanistan die Würdenträger dieses letzteren Landes für die Leser der Times interessanter sind als Herr Fürst Auersperg, der leider kein Afghane ist, konnte dieser nicht erwarten, daß ihm ein Correspondent des englischen Blattes auf den für die Ruhe Europas höchst gleichgiltigen Zahn fühlen werde, sondern mußte sich mit einem Redacteur der Grazer „Tagespost" begnügen, um diesem seine ausplaudernswerthesten Geheimnisse mitzutheilen.

Wie es scheint, steht der Herr Minister.-Präsident über den Parteien, denn er sprach hauptsächlich von sich. Er machte den Grazer Journalisten darauf aufmerksam, daß er nicht „wie andere Staatsmänner das Bedürfniß habe, jeden Tag einigemale in den Zeitungen genannt zu werden". Die Zeitungen sind allerdings gegen Staatsmänner sehr coulant, und ein solcher braucht keine andere hervorragende Thätigkeit zu entwickeln, als sich eine kleine Erkältung zuzuziehen, oder einem neuen Ballet beizuwohnen, oder in einem Fiaker zu fahren, dessen Pferd auf dem neuen Asphaltpflaster in der Kärtnerstraße stürzt, um darauf rechnen zu können, daß sein Name in den Zeitungen werde erwähnt werden. Auch Herr Fürst Auersperg kann sich nicht beklagen, daß ähnliche feierliche Momente in seinem staatsmännischen Leben von den Zeitungen wären verschwiegen worden; wenn er sich aber für bescheiden hält, weil er nicht das Bedürfniß gefühlt habe, Tag für Tag in den Morgen- und Abendblättern einigemale genannt zu werden, und er nicht etwa nur dem Grazer Interwiever zu verstehen

geben wollte, daß er sich in Berücksichtigung des beschränkten Raumes eines Provinzblattes damit begnügen wolle, wöchentlich dreimal einer der genialsten Staatsmänner unserer Zeit genannt zu werden, so macht er an die Bescheidenheit sehr bescheidene Ansprüche.

Der Herr Minister-Präsident bemerkte weiter, daß ihn „das Lob der Zeitungen nicht heben, der Tadel nicht herabsetzen könne". Das dürfte wol richtig sein, und in vierzehn Tagen wird man ihn, wie wir besorgen, ganz vergessen haben. Er fuhr dann in seinem Lobe fort und schloß die etwas ermüdende Aufzählung seiner Verdienste mit den anerkennenden Worten: „Ich bin stolz auf die Erfolge der Regierung." Wir müssen ihm aber auch die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er einige Fehlgriffe seiner Regierung mit großem Freimuthe tadelte, indem er es lebhaft bedauerte, daß „viel zu wenig und viel zu selten Journale confiscirt worden seien." Um den armen Interwiever für die ausgestandene Langweile wenigstens ein bischen zu entschädigen, belustigte er ihn mit der vertraulichen Mittheilung, daß „die officiöse Presse keinen Kreuzer Geld koste". Wenn sich Se. Durchlaucht nicht geirrt und die Officiösen vielleicht mit den Barmherzigen Schwestern verwechselt hat, so läßt sich nicht einsehen, weßhalb sich die Regierung so große Summen für die unentgeltliche officiöse Presse vom Abgeordnetenhause jährlich bewilligen läßt. Freilich, wenn die „Oppositions-Presse", wie der Interwiever vom Herrn Fürsten gehört haben will, „Schweiggelder" und „einige Stimmen im Abgeordnetenhause viel gekostet", das heißt

Abgeordnete Stimmgelder erhalten haben sollen, dann müssen die Officiösen für die Uneigennützigkeit, mit der sie die Regierung bedienen, wenigstens Trinkgelder bekommen.

Die officiöse „Politische Correspondenz" hat den Interwiever bezüglich der Stimm- und Schweiggelder sofort dementirt, und da seit jeher die Originalität der Ansichten des Herrn Fürsten Auersperg nur darin bestanden hat, daß diese mißverstanden wurden, so mag auch hier ein Mißverständniß vorgekommen sein. Wenn daher die officiöse „Politische Correspondenz" keinen Kreuzer Geld gekostet, wollt' ich sagen, wenn die „Politische Correspondenz" die Wahrheit gesprochen hat, dann theilt das Abgeordnetenhaus mit der officiösen Presse das Verdienst, „keinen Kreuzer Geld gekostet zu haben". Ich glaube, man kann sich als Abgeordneter kein anderes Verdienst erwerben, als daß man stets ehrlich bleibt, und für ein solches gibt es keine andere Belohnung, als das Vertrauen der Mitbürger. Ein Abgeordneter würde sich gewiß lächerlich machen, wenn er für eine lange Rede, die er gehalten, eine Auszeichnung ansprechen wollte; es muß aber im hohen Grade bedenklich erscheinen, wenn er, wie sich das häufig ereignet, bei einer Abstimmung für ein simples „Ja" die höchsten Würden und klangvollsten Titel erhält. Ich brauche den Herrn Fürsten Auersperg nicht zu interwieven, um mir ein Urtheil über Abgeordnete zu bilden; ich lese den amtlichen Theil der Wiener Zeitung, in welchem ja alle Verdienste belohnt werden, mit großer Gewissenhaftigkeit

und bin dann ebenso genau unterrichtet, wie Se. Durchlaucht.

Ich mußte lachen, daß die officiöse „Politische Correspondenz“ jenen Artikel in der Grazer „Tagespost“ eine „schwer qualificirbare Verdächtigung“ und an demselben Tage die officiöse „Wiener Abendpost“ die Rundschreiben der Türkei über angebliche Grausamkeiten unserer Truppen in Bosnien „unqualificirbare Actenstücke“ nannte. Man geht eben bei uns mit der Verleihung von Titeln so verschwenderisch um, daß man für die wichtigsten Dinge keinen Titel mehr übrig hat und weder einen Zeitungsartikel noch ein officielles Actenstück zu qualificiren vermag.

Brief der jungen Baronin Hermine an eine Freundin.

22. October 1878.

Liebe Pauline! Ich habe aus deinem letzten Briefe zu meinem größten Bedauern erfahren, daß deine Eltern auch den ganzen Winter auf ihrem Gute zubringen wollen, da dein Papa einige finanzielle Sünden, die er sich zu Schulden kommen ließ, wieder durch ländliche Zurückgezogenheit gutzumachen gedenkt. Das kommt davon, wenn wir unsere leichtsinnigen Väter nicht besser beaufsichtigen, und wenn wir sie, statt fortwährend ein achtsames Auge auf sie zu haben, indem wir sie zwingen, uns in jede neue Theater-Vorstellung und auf jede Soirée, die wir besuchen, zu begleiten, ihren liederlichen Gesellschaften überlassen, in denen es immer Verführer gibt, die deren Unerfahrenheit benützen, um sie zum Börsenspiele zu verlocken, oder was weiß ich, wodurch wir armen Mädchen sonst um unsere sauer erworbene Mitgift gebracht werden. Dein Schicksal hat mich zu Thränen gerührt; da ich aber immer nur vor dem Schlafengehen weine, weil es sich für ein junges heiratsfähiges Mädchen nicht schickt, bei Tage mit verweinten

Augen wie eine hoffnungslos Liebende umherzugehen, ich aber bis jetzt nie vor zwei Uhr ins Bett gekommen bin, habe ich noch nicht Zeit gefunden, meine Absicht auszuführen und dein Los, armes Paulinchen, wirklich zu beweinen.

Indeß, auch der Winter auf dem Lande muß seine Annehmlichkeiten haben. Man braucht dann nicht wie im Sommer um drei Uhr Morgens aufzustehen, um das erhabene Schauspiel eines Sonnenaufganges zu genießen, sondern kann ruhig frühstücken, beim traulichen Schein der Lampe die neuen Schnitte und Frisuren der Modezeitung studiren, sich ankleiden, und dann sieht man im geheizten Zimmer zum Fenster hinaus und genießt, bequem gähnend, um zehn Uhr das Erwachen des Tages. Du wirst auch auf eurem Schloßteiche nach Herzenslust ohne Angst vor der Kritik Schlittschuh laufen, während wir in der Residenz stets vor den Augen der bewaffneten, zweifarbigen öffentlichen Meinung unsere Kunst üben und Gefahr laufen, daß irgend ein Recensent von einer in Wien nur in wenigen Exemplaren verbreiteten Husaren-Schwadron sich über die blaue Nase, die eine jugendliche Schlittschuhläuferin in ihrer Rolle an den Tag legt, vor aller Welt lustig macht. Aber ich weiß, daß alle meine Trostgründe dir den Fasching in Wien nicht zu ersetzen vermögen werden, den du armes Kind heuer nur in der culinarischen Form der Faschingskrapfen genießen wirst. Wie oft haben wir davon geschwärmt, auch einmal die Heldinnen eines Romans zu werden; nur die langweiligen Heldinnen eines deutschen Romans gelobten wir

uns feierlich, niemals zu werden. Eher möchte ich die Dulcinea eines närrischen Don Quixote sein, als die Heloise eines pommer'schen Hofmeisters oder Privatdocenten, die gewöhnlich in Folge ihrer geistreichen Bemerkungen über Literatur- oder Kunstgeschichte das Herz eines Mädchens im Sturm erobern. Jetzt habe ich schon alle meine Hoffnungen auf einen Roman aufgegeben, und ich fürchte, ich werde plötzlich verheiratet sein, sowie ich für einen Walzer engagirt werde. Der Vorgang ist in beiden Fällen derselbe: ein Mann verbeugt sich vor mir, ich sage: sprechen Sie mit meiner Mutter, der junge Mann verbeugt sich, nachdem er diese Bedingung erfüllt hat, neuerdings vor mir, und ich erwidere, daß ich noch nicht engagirt sei; darauf faßt er mich um die Taille, und jetzt bin ich sein, glücklicherweise nur so lange der Walzer dauert und nicht für's Leben.

Da der Strudel der Vergnügungen bis jetzt noch ein sehr beschränkter ist, mußt du dich für diesmal mit einem kleinen Berichte über die neuen Theaterstücke, die ich bisher gesehen, begnügen. Auf der Bühne machen in dieser Saison die älteren Männer ungeheures Glück bei den jungen Mädchen. Im Burgtheater wird ein neues Stück von Paul Lindau: „Der Johannistrieb", fortwährend gegeben. In demselben verliebt sich ein dreiundvierzigjähriger Professor der Botanik in ein junges Mädchen, nachdem er schon vorher in dessen Mutter, jedoch, was auf der Bühne immer seltener wird, vor deren Verheiratung, verliebt war. Da das Mädchen auch den reifen Junggesellen liebt, wird der Johannis-

trieb desselben schließlich belohnt, indem die Tochter die Nachlässigkeit ihrer Mutter wieder gutmacht und ihn heiratet, so daß der Professor doch in der Familie bleibt. In einem Trauerspiele, „Marino Falieri", das ich darauf im Stadttheater sah, führte man dem Publicum eine noch größere botanische Merkwürdigkeit vor, denn dort ist der Held und Liebhaber gar schon ein Achtziger, der ein blutjunges Mädchen geheiratet hat. Der Doge Falieri ist aber nicht nur in seine Frau verliebt, sondern diese liebt auch ihn mit aller Zärtlichkeit, die man für einen Geliebten empfinden muß, den uns in jedem Augenblicke der Tod in Folge von Altersschwäche entreißen kann. Solche Stücke untergraben allerdings nicht die Moralität, sie können uns aber, wie ich glaube, ebenfalls sehr gefährlich werden. Wenn nämlich die Theaterdichter die steinalten Liebhaber in die Mode bringen, werden wir jungen Mädchen nur mehr von solchen etwas wissen wollen, und wenn du hören solltest, daß ich mich von einem Officier des Invalidenhauses entführen ließ, da meine Eltern ihre Einwilligung zu unserer Verbindung versagten, so beklage mich, liebe Pauline, aber verurtheile mich nicht, denn wie hätte ich der Liebe zu einem Manne widerstehen können, der schon in der Schlacht von Austerlitz Oberlieutenant war.

Die jungen Männer fliehen ja ohnedies unsern Anblick, sonst würden sie nicht mit solcher Vorliebe jene Theater-Vorstellungen besuchen, in welche, wie der Kunstausdruck lautet, die Väter ihre Töchter nicht mitnehmen können. So ist das Carl-Theater alle Abende ausver-

kauft, weil die Freunde des Directors Tewele die Nachricht verbreitet haben, daß die neue Posse „Niniche“ nur ein Stück für töchterlose Väter sei. Und zwar sollen die Badescenen im ersten Acte auch für Damen, die schon wiederholt selbst gebadet haben, sehr anstößig sein. Es ist aber kein wahres Wort daran, denn die Schauspielerin, welche die Niniche giebt, trägt zwar ein Badecostüme, ist aber in ihren Bademantel so eingehüllt, daß die Damen, die als Zuschauerinnen in den Logen sitzen, sich weit größere Blößen geben. Auch der Director Tewele spielt, obwol er im Anzuge eines Schwimm-Meisters erscheint, sehr decent. Allerdings ist der größere Theil seines Körpers unbekleidet, nämlich seine Nase, aber dafür kann er nichts, so lange es keine Schwimmhosen für Nasen gibt.

Da die schmachtenden Liebhaber auch zu den Möpsen gehören, welche im Aussterben begriffen sind, haben die Ständchen ebenfalls längst aufgehört, und die Mandoline, welche einst der Schrecken besorgter Mütter war, weil sie hauptsächlich von verliebten jungen Männern, die kein gesichertes Auskommen besaßen, verwendet wurde, um junge Damen aus gutem Hause in ihrer Nachtruhe zu stören, ist gänzlich aus dem Verkehre entschwunden. Um uns nun für diese lange Entbehrung zu entschädigen, geben jetzt spanische Musikanten im Josephstädter Theater Concerte auf der Mandoline. Wenn der Vorhang in die Höhe geht, sieht man zweiundzwanzig Spanier mit schwarzen Strümpfen und Schuhen, schwarzen Kniehosen und Wämmsern, schwarzen Radmänteln und Zweispitzen,

so daß man denkt, die Entreprise des pompes funèbres wolle sich mit einem Begräbnisse erster Classe produciren. Das ist aber glücklicherweise nicht der Fall, und die unheimliche Uniform ist nur die altspanische Studententracht. Einundzwanzig Mandolinisten sitzen feierlich auf Stühlen und starren mit unverwandten Blicken eine in einen Mantel gehüllte Gestalt an, die, dem Publicum den Rücken drehend, vor ihnen steht und durch ihr feierliches Benehmen im Zuschauer die Angst erregt, sie werde plötzlich unter dem Mantel einen photographischen Apparat hervorziehen und die ganze Gesellschaft photographiren. Es ist jedoch nur der Capellmeister, und auf ein gegebenes Zeichen fangen alle Mandolinen sanft zu winseln an, ein Sturm in einem Glase Zuckerwasser. Es ist ganz hübsch, liebe Pauline, einige Dutzend Anbeter zu haben, aber wenn sie verliebt seufzen wollen, mögen sie es ja nicht Alle auf einmal thun, sondern hübsch Einer nach dem Andern. Indem ich einem solchen Concerte entgegensehe, verbleibe ich deine erwartungsvolle Hermine.

Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.